

rowohlt
POLARIS

Die Frauen von Kilcarrion



**SPIEGEL
Bestseller**

JOJO MOYES

Roman



A.R.T.U.R./VK-EU / <https://vk.com/id248335662>

Jojo Moyes

Die Frauen von Kilcarrion

Roman

Aus dem Englischen von Karolina Fell



rowohlt
e-BOOK

Über dieses Buch

Über die Kraft des Verzeihens

Kates Verhältnis zu ihren Eltern war immer schwierig. Als junge Frau hat sie Irland verlassen, unverheiratet und schwanger, um in London neu anzufangen. Bei ihrer eigenen Tochter wollte sie alles besser machen. Kates unstetes Leben jedoch belastet die Beziehung zu der mittlerweile sechzehnjährigen Sabine. Als die Kluft zwischen ihnen immer größer wird, macht sich Sabine auf den Weg nach Irland, um auf Gut Kilcarrion ihre Großmutter kennenzulernen.

Joy freut sich darauf, ihre Enkelin zu sehen. Sie hofft, dass sie zu ihr die Verbindung aufbauen kann, die sie zu ihrer Tochter Kate so schmerzlich vermisst. Aber Sabines unbefangene Art wirbelt das Leben auf Kilcarrion durcheinander und zwingt Joy, sich ihrer Vergangenheit zu stellen. Gut gehütete Geheimnisse kommen ans Licht. Und alle drei Frauen müssen sich fragen, ob sie bereit sind, zu verzeihen und die Wunden der Vergangenheit heilen zu lassen.

Der berührende Debütroman von Jojo Moyes über das untrennbare Band zwischen Müttern und Töchtern – in neuer

Übersetzung.

Vita

Jojo Moyes, geboren 1969, hat Journalistik studiert und für die «Sunday Morning Post» in Hongkong und den «Independent» in London gearbeitet. Der Roman «Ein ganzes halbes Jahr» machte sie international zur Bestsellerautorin. Zahlreiche weitere Nr.-1-Romane folgten. Jojo Moyes lebt mit ihrer Familie auf dem Land in Essex.

Karolina Fell hat schon viele große Autorinnen und Autoren ins Deutsche übertragen, u.a. Jojo Moyes, Bernard Cornwell und Kristin Hannah.

*Für Charles Arthur
und Betty McKee*

Prolog

Juni 1953

Dann wird der Erzbischof die rechte Hand der Queen küssen. Hiernach wird der Duke of Edinburgh die Treppen zum Thron emporsteigen, und nachdem er seine Krone abgenommen hat, wird er vor Ihrer Majestät niederknien, seine Hände zwischen die der Queen legen und dabei die Huldigungsformel sprechen:

Ich, Philip, Duke of Edinburgh,
werde zu Eurem Lehnsmann mit Leib und Leben
und irdischer Verehrung;
und Treue und Wahrhaftigkeit werde ich Euch
entgegenbringen,
auf Leben und im Tod, gegen jedes Ungemach.
So wahr mir Gott helfe.

Und sich erhebend, wird er die Krone auf dem Haupt der Majestät berühren und die linke Wange Ihrer Majestät küssen.

Auf dieselbe Weise werden der Duke of Gloucester und der Duke of Kent einzeln ihre Huldigung darbringen.

Vermutlich war es ziemlich unmanierlich gewesen, dachte Joy später, seinen Zukünftigen an dem Tag kennenzulernen, der eigentlich der große Tag von Prinzessin Elizabeth sein sollte. Beziehungsweise der Tag von Queen Elizabeth II., wie ihr noch großartigerer Titel abends lauten würde. Im Verhältnis zu der Tragweite allerdings, die dieses Ereignis für sie beide haben sollte, hatte zumindest Joy kaum die angemessene Begeisterung aufbringen können.

An diesem Tag schien sich Regen anzukündigen, ganz und gar kein Königinnenwetter. Der Himmel über dem Hafen von Hongkong war stahlgrau gewesen, die Luftfeuchtigkeit enorm. Während sie mit Stella um den Victoria Peak ging, den höchsten Berg von Hongkong Island, in der Hand die Kladde mit Liedernoten, die Bluse an ihrem Rücken klebend wie Zuckerglasur, hatte Joy bei dem Gedanken an die Krönungsparty bei den Brougham Scotts nicht gerade monarchistische Euphorie empfunden.

Ihre Mutter zu Hause war nur noch ein Nervenbündel aus Vorfreude und Unzufriedenheit, was größtenteils an der Anwesenheit ihres Vaters lag, der von einer seiner China-Reisen zurückgekehrt war. Seine Besuche schienen stets mit einer rapiden Verschlechterung von Alice' Laune zusammenzufallen. Ihr ständiges Verlangen nach einem

besseren Leben irgendwo anders brach sich dann in zunehmend gemeinen und lieblosen Bemerkungen Bahn.

«Das wirst du nicht tragen», hatte sie stirnrunzelnd zu Joy gesagt und den Mund zu einem scharlachroten, missbilligenden Flunsch verzogen.

Joy hatte einen Blick zur Tür geworfen. Sie wollte sich unbedingt mit Stella treffen, um nicht mit ihren Eltern zur Villa der Brougham Scotts gehen zu müssen, und flunkerte deshalb, die Gastgeber wollten die Notenblätter frühzeitig haben. Wenn sie mit ihren Eltern unterwegs war, selbst zu Fuß, hatte sie das Gefühl, seekrank zu werden.

«Du siehst so unattraktiv aus, Darling. Und mit deinen Absätzen wirst du alle anderen überragen.» Dieses «Darling» war eine altbekannte Tarnung, wenn Alice etwas Unschönes zu ihr sagte.

«Ich werde mich setzen.»

«Du kannst nicht den ganzen Abend nur dasitzen.»

«Dann gehe ich eben ein bisschen in die Knie.»

«Du solltest einen breiteren Gürtel tragen. Das verkürzt optisch.»

«Der wird mir in den Brustkorb schneiden.»

«Ich weiß nicht, warum du dich so anstellst. Ich versuche doch nur, das Beste aus deiner Erscheinung zu machen. Schließlich unternimmst *du selbst* überhaupt nichts, um hübsch auszusehen.»

«Oh, Mummy, das ist mir egal. Und allen anderen ist es auch egal. Kein Mensch wird auf mich achten. Sie werden nur der

Prinzessin zuhören, wenn sie ihren Eid schwört, oder was auch immer sie macht.» Lass mich einfach gehen, flehte sie in Gedanken. Es würde schon schlimm genug werden, Alice' permanent ätzende Laune während der Party ertragen zu müssen.

«Aber mir ist es nicht egal. Die Leute werden denken, dass ich dir nicht beigebracht habe, auf deine Erscheinung zu achten.»

Was die Leute dachten, war sehr wichtig für Alice. Hongkong ist wie ein Goldfischglas, sagte sie gern. Es gab immer jemanden, der einen beäugte, der über einen redete. Das muss ja eine sehr kleine und langweilige Welt sein, in der sie leben, lag es Joy dann auf der Zunge. Aber sie sprach es nicht aus, vor allem, weil es zutraf.

Und dann war da auch noch ihr Vater, der zweifellos zu viel trinken und alle Frauen auf den Mund statt auf die Wange küssen würde, worauf sie sich beklommen umsehen würden, unsicher, ob sie ihn irgendwie dazu ermutigt hatten. Ich bin einfach nur mal ein bisschen aus mir herausgegangen, würde er später brüllen. Welche Ehefrau würde ihrem Mann diesen harmlosen Spaß nach wochenlanger, anstrengender Arbeit in China verübeln? Seit der japanischen Invasion war er nicht mehr wiederzuerkennen. Aber darüber sprach man damals nicht.

Außerdem waren da die Brougham Scotts. Und die Marchants. Und die Dickinsons. Und die Alleynes. Und all die anderen Ehepaare dieser besseren Kreise, die direkt unterhalb

des Peaks wohnten, jedoch nicht unterhalb der Robinson Road (auf der mittleren Höhe lebten zu dieser Zeit lediglich kleine Angestellte), und die sich bei jedem Cocktailempfang im Hongkong-Cricket-Club sahen und bei den Pferderennen im Happy Valley, und die auf Sherry-seligen Dschunkenfahrten um die äußeren Inseln darüber stöhnten, wie schwierig es war, Milch zu bekommen, und über die Moskitos und die Immobilienpreise und die empörende Unhöflichkeit der chinesischen Hausangestellten. Oder sie redeten über England, und wie sehr sie es vermissten, und über die Besucher aus England und darüber, wie farblos und langweilig deren Leben war und wie *trist* es in England zuzugehen schien, obwohl der Krieg schon seit einer Ewigkeit vorbei war. Aber vor allem redeten sie übereinander. Die Militärangehörigen hatten eine ganz eigene Sprache entwickelt mit Insiderwitzen und Kasernenhumor, und die Kaufleute machten die Leistungen ihrer Konkurrenten herunter, während sich ihre Frauen in ständig wechselnden gehässigen Cliques zusammenfanden.

Aber am schlimmsten war William, allgegenwärtig bei jedem gesellschaftlichen Ereignis, mit seinem fliehenden Kinn und seinem blonden Haar, das genauso dünn und zart war wie seine angestrenzte, hohe Stimme. Ständig legte er Joy seine schweißige Hand auf den Rücken, um sie gegen ihren Willen irgendwohin zu dirigieren. Während sie ihm mit gespielter Höflichkeit zuhörte, konnte sie auf seinen Kopf herabschauen und abschätzen, wo sich sein Haar nächstens lichten würde.

«Glaubst du, dass sie nervös ist?», fragte Stella. Ihre Frisur, die zu einem Knoten aufgesteckt war, schimmerte wie feuchter Lack. Bei ihr kräuselte sich kein einziges Haar in der feuchten Luft, anders als bei Joy, deren widerspenstige Mähne sich schon nach Minuten aus der Frisur löste. Bei-Lin, ihre Amah, murmelte jedes Mal stirnrunzelnd vor sich hin, wenn sie es feststeckte, so als würde Joy das irgendwie mit Absicht machen.

«Wer?»

«Die Prinzessin. Ich wäre jedenfalls nervös. Stell dir nur mal all die Leute vor, die zuschauen werden.»

In den letzten Wochen hatte Stella, die zu diesem besonderen Anlass in einem roten Rock, einer weißen Bluse und einer blauen Jacke glänzte, nach Joys Meinung ein beinahe krankhaftes Interesse für Prinzessin Elizabeth an den Tag gelegt, über ihren Schmuck und ihre Garderobe spekuliert, über das Gewicht ihrer Krone und sogar darüber, dass ihr junger Ehemann vermutlich neidisch auf ihren Titel war, weil er nicht zum König ernannt werden würde. Langsam keimte in Joy der Verdacht auf, dass sie sich etwas zu sehr mit der Prinzessin identifizierte.

«Es werden sie ja nicht alle sehen. Es gibt massenhaft Leute wie uns, die nur übers Radio zuhören.» Sie traten zur Seite, um ein Auto vorbeifahren zu lassen, und warfen einen kurzen Blick ins Innere des Wagens, um festzustellen, ob jemand darin saß, den sie kannten.

«Aber sie könnte ja auch mit dem Text durcheinanderkommen. Mir würde es so gehen. Ich würde garantiert stottern.»

Das bezweifelte Joy, nachdem Stella praktisch das Musterbeispiel einer Lady war. Im Gegensatz zu Joy hatte sie die passende Größe, und stets trug sie elegante Kleidung, die ihr Schneider aus dem Tsim-Sha-Tsui-Viertel nach der neuesten Mode aus Paris anfertigte. Sie stolperte niemals über ihre eigenen Füße, war in Gesellschaft niemals verdrießlich oder brachte die Zähne nicht auseinander, wenn endlose Abordnungen von Offizieren zu «Empfängen» kommandiert wurden, um sie von ihrem bevorstehenden Einsatz im Koreakrieg abzulenken. Joy dachte oft, dass Stellas Außenwirkung ein paar Macken bekommen würde, wenn ihre Fähigkeit, das vollständige Alphabet zu rülpsen, bekannt wäre.

«Glaubst du, dass wir die ganze Zeit bleiben müssen?»

«Was? Während der gesamten Zeremonie?» Seufzend kickte Joy ein Steinchen weg. «Die dauert garantiert Stunden, und alle werden sich einen antrinken und übereinander herziehen. Und meine Mutter wird mit Duncan Alleyne flirten und damit anfangen, dass William Farquharson mit den Jardines verschwägert ist und die richtigen Zukunftsaussichten für ein Mädchen meines Formats mitbringt.»

«Ich würde sagen, er ist ziemlich klein für ein Mädchen deines Formats.» Stella hatte auch eine witzige Ader.

«Ich habe extra die Schuhe mit den höheren Absätzen angezogen.»

«Oh, jetzt komm schon, Joy. Das ist doch aufregend. Wir kriegen eine neue Königin.»

Joy zuckte mit den Schultern. «Warum sollte ich aufgeregt sein? Wir leben ja nicht mal in England.»

«Weil sie trotzdem unsere Königin ist. Wir sind sogar beinahe im gleichen Alter! Stell dir das mal vor! Und es ist die größte Party seit Ewigkeiten. Alle werden dort sein.»

«Aber es sind immer noch dieselben Leute. Es macht keinen Spaß, auf Partys zu gehen, wenn immer nur dieselben Leute kommen.»

«Oh Joy, du willst unbedingt ein Haar in der Suppe finden. Es gibt haufenweise neue Leute, du musst nur mit ihnen reden.»

«Aber ich habe nichts zu sagen. Alle interessieren sich nur fürs Einkaufen und Kleider und dafür, wer sich wem gegenüber unmöglich benommen hat.»

«*Nichts für ungut, aber ...*», kam es scherzhaft von Stella.
«Und was hast du sonst noch auszusetzen?»

«Ich meine nicht dich. Aber du verstehst doch, was ich sagen will. Es muss einfach noch mehr geben im Leben. Willst du nicht irgendwann mal nach Amerika? Oder nach England? Die Welt bereisen?»

«Das habe ich schon getan. Ich war an vielen Orten.» Stellas Vater war Flottenkommandant. «Ehrlich gesagt, finde ich, dass die Interessen der Leute überall gleich sind. Als wir in Singapur waren, kam man sich vor wie bei einer niemals endenden Cocktailparty. Sogar Mummy hat sich gelangweilt», sagte Stella. «Trotzdem, es sind nicht *immer* dieselben Leute.

Es gibt ja noch die Offiziere. Die werden heute massenhaft da sein. Und ich bin sicher, dass du sie noch nicht alle kennengelernt hast.»

Es waren wirklich massenhaft Offiziere da. Auf der weitläufigen, herrschaftlichen Terrasse der Brougham Scotts, die in den seltenen Momenten, in denen sich der Nebel vom Peak zurückzog, einen Blick über den Hafen von Hongkong bot, wogte ein Meer weißer Uniformen. Im Haus, unter Ventilatoren, die sich wie riesige Propeller drehten, bewegten sich die chinesischen Bediensteten, die ebenfalls weiße Jacketts trugen, mit ihren weichen Schuhen lautlos zwischen den Gästen, um auf Silbertablets eisgekühlte Longdrinks anzubieten. Geplauder hob und senkte sich vor der Hintergrundmusik, die ihrerseits von der schwülen Hitze gedämpft schien. Die Wimpel der Union-Jack-Girlanden hingen trotz des künstlichen Luftzugs wie feuchte Wäsche schlaff herunter.

Anscheinend genauso schlaff lag Elvine Brougham Scott, blass und sinnlich, auf einer Chaiselongue in einer Ecke des marmorgefliesenen Salons, wie immer umschwärmt von einem Korps zuvorkommender Offiziere. Sie trug ein pflaumenfarbenedes Seidenkleid mit herzförmigem Ausschnitt und einem Faltenrock, der sich um ihre langen, blassen Beine schmiegte. Unter ihren Armen zeigten sich keine Schweißflecken, registrierte Joy und presste die Ellbogen an ihren Körper.

Joy und Stella gaben die Notenblätter ab und nickten zur Begrüßung, weil sie wussten, dass Mrs. Brougham Scott nicht gestört werden wollte. «Wie werden wir die Zeremonie hören?», fragte Stella und sah sich unruhig nach dem Radio um. «Woher werden sie wissen, wann es angefangen hat?»

«Keine Sorge, meine Liebe, es sind noch Stunden bis dahin», sagte Duncan Alleyne und warf im Vorbeigehen einen Blick auf seine Uhr. «Vergessen Sie nicht, dass sie in der Heimat acht Stunden später dran sind.» Duncan Alleyne redete immer wie ein Fliegerheld in einem Kriegsfilm. Die Freundinnen fanden das lächerlich, Alice jedoch schien sich dann zu fühlen, als wäre sie die Celia Johnson dieser Filme. Joy hätte sich schütteln können.

«Weißt du, dass sie die <lebendigen Worte Gottes> anerkennen muss?», fragte Stella hingerissen.

«Wie bitte?»

«Prinzessin Elizabeth. Bei der Zeremonie. Sie muss die <lebendigen Worte Gottes> anerkennen. Hab keinen Schimmer, wie sie lauten. Oh. Und sie wird von vier Rittern des Hosenbandordens begleitet. Wusstest du, dass der Orden so heißt, weil die Geliebte von König Edward III. auf einem Ball ihr Strumpfband verloren hat? Glaubst du, die Ritter müssen auf die Strumpfbänder von Elizabeth aufpassen? Sie hat schließlich eine Haushofmeisterin. Das hat mir Betty Warner erzählt.»

Joy nahm den entrückten Ausdruck in Stellas Blick wahr. Warum konnte sie sich nicht auch so von diesem Ereignis

mitreißen lassen? Warum graute es ihr schon bei dem bloßen Gedanken an den Abend, der vor ihr lag?

«Und darauf kommst du nie. Ihre Brust wird mit heiligem Öl gesalbt. Ich wünschte, wir säßen nicht am Radio, sondern könnten sehen, ob der Erzbischof sie tatsächlich berührt.»

«Hallo, Joy. Meine Güte, du siehst ... du siehst, ehrlich gesagt, total erhitzt aus. Musstest du zu Fuß herlaufen?» Das war William, der über seine eigene Gesprächseröffnung errötete, während er zögerlich die Hand zur Begrüßung ausstreckte. «Verzeihung. Ich habe nicht gemeint ... ich meine, ich bin auch gelaufen. Und ich bin schrecklich verschwitzt. Viel verschwitzter als du. Sieh mal.» Joy schnappte sich einen rosafarbenen Longdrink von einem Tablett und trank einen großen Schluck. Prinzessin Elizabeth war nicht die Einzige, die an diesem Tag ihr Leben für ihr Land hingab.

Bis zur Krönung kamen so einige rosafarbene Longdrinks zusammen. Joy, die bei dem schwülfeuchten Wetter leicht dehydrierte, hatte festgestellt, dass diese Drinks äußerst angenehm durch die Kehle glitten. Sie hatten nicht nach Alkohol geschmeckt, und die Aufmerksamkeit ihrer Mutter war von dem blödsinnigen Dauergrinsen Duncan Alleynes und ihrem Ärger über den offenkundig allzu vergnügten Abend abgelenkt, den sich ihr Mann machte - und deshalb war Joy nicht darauf gefasst, dass sich Prinzessin Elizabeths Gesicht, deren Porträt an der Wand des Speisesaals aufgehängt worden

war, plötzlich verdoppelte und über Joys Versuche, geradeaus zu gehen, Komplizenhaft zu grinsen schien.

Die Party war in vollem Gange, und die Stimmen der üppig mit Getränken versorgten Gäste hallten in dem weitläufigen Erdgeschoss wider. Joy dagegen hatte sich immer mehr in sich selbst zurückgezogen, weil ihr das Talent fehlte, über Nichtigkeiten zu plaudern, wie es diesem Ereignis angemessen zu sein schien. Offenbar lag ihr Talent mehr darin, Leute zu vergraulen, als sie zu bezaubern. Irgendwann war es ihr gelungen, sogar William loszuwerden, und auch Stella war weg, verschluckt von einer Runde charmanter Marineoffiziere. Rachel und Jeannie, die beiden anderen jungen Frauen in ihrem Alter, saßen mit ihren beiden genau gleich pomadisierten Galanen in einer Ecke zusammen. Befreit von der Mäkelei - oder auch nur der Beachtung - ihrer Altersgenossen, waren die rosafarbenen Longdrinks und Joy zu richtig guten Freunden geworden.

Als sie feststellte, dass ihr Glas seltsamerweise schon wieder leer war, sah sie sich nach einem Hausboy um. Doch sie schienen alle verschwunden zu sein, was allerdings daran liegen konnte, dass es Joy schwerfiel, sie von den Gästen zu unterscheiden. Sie hätten alle Union-Jack-Jacketts tragen sollen, dachte Joy und musste kichern. Union-Jacketts. Oder kleine Kronen.

Schwach drang der Klang eines Gongs in ihr Bewusstsein und die gutgelaunte Tenorstimme Mr. Brougham Scotts, der versuchte, alle ums Radio zu versammeln. Joy lehnte sich an

eine Säule und wartete darauf, dass sich die Leute vor ihr in Bewegung setzten. Dann könnte sie auf die Terrasse hinausgehen und in der Brise durchatmen. Doch fürs Erste schoben sich noch alle durcheinander und bildeten eine undurchdringliche Mauer.

«Oh Gott», murmelte sie, «ich brauche frische Luft.»

Sie hatte geglaubt, diese Worte nur in Gedanken gesagt zu haben, doch plötzlich wurde sie am Arm genommen und hörte eine leise Stimme: «Dann bringen wir Sie am besten mal nach draußen.»

Zu ihrer Überraschung stellte Joy fest, dass sie aufsehen musste. (Sie musste selten aufsehen, denn sie war größer als beinahe alle Chinesen und die meisten britischen Männer auf der Party.) Sie war gerade noch imstande, zwei längliche, ernste Gesichter zu registrieren, die über zwei engen, weißen Krägen auf sie herabblickten. Ein Marineoffizier. Oder zwei. So genau konnte sie es nicht sagen. Einer jedenfalls hatte sie am Arm genommen und steuerte sie sanft durch die Menge auf den Balkon zu.

«Möchten Sie sich setzen? Atmen Sie tief. Ich besorge Ihnen ein Glas Wasser.» Er setzte sie in einen Korbsessel und verschwand.

Joy sog die frische Luft ein. Mit der beginnenden Dämmerung hatte sich Nebel auf den Peak gesenkt und verbarg das Haus vor dem restlichen Hong Kong Island. Die einzigen Hinweise darauf, dass sie nicht vollkommen allein auf der Welt war, bestanden in den fernen, durchdringenden Hupsignalen der

Lastkähne unten in der Bucht, dem raschelnden Laub der Banyanbäume in der Nähe und einem schwachen Geruch nach Knoblauch und Ingwer, der von irgendwo herangeweht wurde.

Es war dieser Geruch, der Joy den Rest gab. «Oh Gott», murmelte sie, «oh nein ...»

Sie warf einen Blick über die Schulter, stellte erleichtert fest, dass die letzten Partygäste in dem Raum mit dem Radio verschwanden, beugte sich vor und erbrach sich heftig und geräuschvoll über die Balkonbrüstung.

Als sie sich keuchend wieder aufsetzte, das Haar verschwitzt an den Schläfen klebend, hatte sie den Marineoffizier vor sich, der ihr ein Glas eisgekühltes Wasser entgegenhielt. Joy sah ihn stumm vor Entsetzen an, dann senkte sie ihr Gesicht, das nun flammend rot war vor Verlegenheit, über das Glas. Schlagartig unangenehm nüchtern, betete sie darum, dass er weg wäre, wenn sie wieder aufblickte.

«Möchten Sie ein Taschentuch?»

Joy hielt den Kopf gesenkt, starrte grimmig auf ihre zu hohen Schuhe. Etwas Unaussprechliches steckte in ihrer Kehle fest und weigerte sich trotz ihrer wiederholten Schluckversuche, wieder nach unten zu rutschen.

«Hier. Nehmen Sie es.»

«Bitte gehen Sie weg.»

«Wie bitte?»

«Ich sagte, bitte gehen Sie weg.» Oh Gott, wenn sie nicht bald nach Hause verschwand, würde ihre Mutter sie entdecken, und dann wäre die Hölle los. Sie wusste, was sie zu

hören bekommen würde. 1. Man kann dich wirklich nirgendwohin mitnehmen. 2. Dein Verhalten ist eine unglaubliche Schande, oder auch: Warum kannst du nicht ein bisschen mehr wie Stella sein? 3. Was werden die Leute denken?

«Bitte. Bitte gehen Sie einfach.»

Joy wusste, wie ruppig sich das anhörte, aber die Angst, entdeckt zu werden, ebenso wie davor, höfliche Konversation betreiben zu müssen, während Gott weiß was auf ihre Bluse gespritzt sein konnte – und auf ihr *Gesicht* –, ließ Ruppigkeit als das kleinere Übel erscheinen.

Danach herrschte längeres Schweigen. Aus dem Esszimmer drangen laute Begeisterungsrufe nach draußen.

«Ich glaube nicht ... ich glaube, es wäre besser, wenn Sie jetzt nicht allein wären.» Die Stimme klang nicht jung, nicht nach den zackigen, lauten Tönen der meisten Offiziere, doch auch nicht nach dem Basso profundo, der sich nach längerer Zeit in einer Machtposition einstellte. Möglicherweise war er Stabsoffizier.

Warum geht er nicht?, dachte Joy.

Aber er blieb einfach stehen. Auf seinen makellosen Uniformhosen befand sich in Höhe des linken Schienbeins ein kleiner orangefarbener Spritzer.

«Hören Sie, ich fühle mich schon viel besser, danke. Und es wäre mir wirklich lieber, wenn Sie mich allein lassen würden. Ich denke, ich gehe nach Hause.» Ihre Mutter würde einen Tobsuchtsanfall bekommen. Aber Joy konnte sagen, dass ihr

nicht gut gewesen war. Das wäre nicht mal eine Lüge. Und dieser Mann war der Einzige, der die Wahrheit kannte.

«Erlauben Sie mir, Sie nach Hause zu bringen», sagte er.

Neue Begeisterungsrufe hallten nach draußen, durchsetzt mit schrillum, etwas hysterischem Gelächter. Dann setzte Jazzmusik ein, nur um sofort wieder abubrechen.

«Bitte», sagte er, «nehmen Sie meine Hand. Ich helfe Ihnen beim Aufstehen.»

«Würden Sie mich bitte einfach allein lassen?» Dieses Mal klang ihre Stimme barsch, sogar für ihre eigenen Ohren. Es entstand eine kurze Stille, und dann, nach einem endlosen, spannungsgeladenen Moment, hörte sie seine Schritte auf der Terrasse, als er langsam nach drinnen ging.

Joy war zu verzweifelt, um sich lange zu schämen. Sie stand auf, trank einen großen Schluck von dem eisgekühlten Wasser, und dann ging sie entschlossen, wenn auch etwas wacklig ins Haus. Mit etwas Glück konnte sie einem der Angestellten Bescheid sagen und entkommen, während alle anderen beim Radio waren. Doch als sie an der Tür zum Salon vorbeiging, kamen schon vereinzelt Gäste heraus. Zu den ersten gehörte Stella, mit Tränen in den Augen und enttäuscht herabgezogenen Mundwinkeln.

«Oh Joy, das ist doch einfach nicht zu fassen.»

«Was denn?» Joy überlegte, wie sie ihre Freundin möglichst schnell loswerden konnte.

«Dieses dumme, verflixte Radio. Wie kann es nur ausgerechnet heute kaputtgehen? Ich kann nicht glauben, dass

sie nur eines im Haus haben. Bestimmt hat alle Welt mehr als einen Radioapparat.»

«Kein Grund zur Sorge, Stella, meine Liebe», sagte Duncan Alleyne, eine Hand an den Schnurrbart gelegt, während er die andere für seine vorgebliche väterliche Fürsorge ein wenig zu lang auf Stellas Schulter liegen ließ. «Es wird nicht lange dauern, bis einer von den Männern einen Apparat aus dem Haus der Marchants hergebracht hat. Sie werden beinahe gar nichts verpassen.»

«Doch, wir verpassen den gesamten Anfang. Und den werden wir nie mehr zu hören bekommen. Wahrscheinlich gibt es zu unseren Lebzeiten nicht noch eine Krönung. Oh, ich fasse es einfach nicht.» Inzwischen weinte Stella regelrecht, ohne auf die anderen Gäste zu achten, von denen offenkundig so manche die sakrale Krönungszeremonie eher als ziemlich lästige Unterbrechung einer absolut perfekten Party betrachteten.

«Stella, ich muss gehen», flüsterte Joy. «Tut mir wirklich leid. Mir ist nicht gut.»

«Aber das kannst du nicht machen! Bleib wenigstens, bis sie das Radio gebracht haben.»

«Ich melde mich morgen.» Als sie sah, dass ihre Eltern noch in der Gruppe bei dem stummen Radio saßen, ging Joy hastig zur Tür. Mit einem Nicken bedankte sie sich bei dem Hausboy, der sie hinausließ, und dann war sie weg, allein in der schwülen Nacht, nur begleitet von dem Sirren der Moskitos, die sich wie Sturzkampfbomber auf sie stürzten, und von

leichtem Unbehagen bei dem Gedanken an den Mann, den sie hatte stehen lassen.

Die Ausländer in Hongkong lebten sehr gut, und dazu gehörten beinahe allabendlich Empfänge und Essenseinladungen.

Deshalb war es nicht ungewöhnlich, dass sich frühmorgens kaum ein *Gweilo* blicken ließ. Und Joy, deren Missgeschick mit den rosafarbenen Drinks dazu geführt hatte, dass sie mit erstaunlich klarem Kopf aufwachte, fand sich in der seltenen Situation, eine Ein-Personen-Minderheit darzustellen.

Es war, als hätte der gesamte Peak einen Kater. Während chinesische Männer und Frauen auf leisen Sohlen schwere Körbe schleppten oder Müllkarren zogen, war kein einziger Europäer zu sehen. An den weiß gestrichenen, von der Straße zurückversetzten Häusern hingen wie zur Entschuldigung die bunten Girlanden, und Bilder der lächelnden Prinzessin rollten sich hinter Fensterscheiben auf, als wären sogar sie von den Exzessen der vergangenen Nacht erschöpft.

Joy und Bei-Lin schlichen über die Teakböden der Wohnung und unterhielten sich im Flüsterton – keine von ihnen wollte Alice und Graham aufwecken, deren hitzige, ausschweifende Streiterei bis in die frühen Morgenstunden gedauert hatte. Joy war zu dem Schluss gekommen, dass das einzig Sinnvolle ein Ausflug zu den New Territories wäre, um reiten zu gehen. Alle würden überempfindlich sein und sich elend fühlen. Noch dazu war die schwülfeuchte Luft drückender denn je. Sie verstärkte die Kopfschmerzen des Katzenjammers noch und würde dafür

sorgen, dass an diesem Tag niemand etwas anderes tat, als schlechtgelaunt unter dem Ventilator auf den Polstermöbeln zu liegen und seine Wunden zu lecken. Es war kein Tag, um in der Stadt zu sein. Allerdings hatte Joy das Problem, dass an diesem Morgen niemand da war, der sie aus der Stadt herausbrachte.

Ungefähr um zehn Uhr war sie zum Haus von Stellas Eltern gegangen, aber die Vorhänge waren zugezogen, und sie hatte nicht stören wollen. Ihr eigener Vater, auf den üblicherweise Verlass war, wenn es darum ging, seine Prinzessin herumzuchauffieren, würde vermutlich nicht vor der Mittagszeit aufstehen. Und sonst gab es niemanden, den sie fragen wollte. Nun, als sie in einem Korbsessel am Fenster saß, spielte Joy mit dem Gedanken, die Straßenbahn bis zum Stadtzentrum zu nehmen und dann in einen Zug umzusteigen, aber das hatte sie noch nie allein getan, und Bei-Lin hatte es abgelehnt, sie zu begleiten. Sie wusste, dass die Laune der Hausherrin noch viel schlechter werden würde, wenn sie beim Aufstehen feststellte, dass ihre Angestellte zu einer «Spritztour» aufgebrochen war. «Oh, Gott schütze die dämliche Queen», hatte Joy bei ihrem Rückzieher gemurmelt.

Es war nicht das erste Mal, dass angesichts der räumlichen und persönlichen Einschränkungen ihres Lebens rebellische Gefühle in Joy aufkamen. Als sie mit ihrer Mutter in Australien gelebt hatte, kurz nachdem die Japaner in Hongkong einmarschiert waren und die Frauen und Kinder die Kolonie verlassen hatten, war Joy in den Genuss unerhörter Freiheiten gekommen. Sie hatten bei Alice' Schwester Marcelle gewohnt.

Die Türen ihres Hauses am Strand schienen immer offen zu stehen, sodass Joy und zahlreiche Nachbarn, die im Vergleich zu denen in Hongkong viel entspannter und fröhlicher wirkten, ein und aus gehen konnten, wie sie wollten.

Auch Alice war dort entspannt gewesen, war in der trockenen Wärme aufgeblüht, wo alle Englisch sprachen und die großen, sonnengebräunten Männer schamlos flirteten. Alice' Umgangsformen waren der Gipfel der Vornehmheit gewesen, ihre Kleidung jenseits allem, was man dort je gesehen hatte, und sie konnte so auftreten, wie sie es sich wünschte: chic, kosmopolitisch und durch ihr Exil ein wenig exotisch. Zudem war Marcelle jünger als Alice und angenehm fügsam in allen Geschmacks- und Stilfragen. Das große Wohlwollen, das ihr entgegengebracht wurde, hatte dazu geführt, dass sich Alice von Joy viel weniger «strapaziert» fühlte als gewöhnlich und sie zum Strand oder ins Kaufhaus gehen ließ. Ganz anders als in Hongkong, wo sie sich ständig Gedanken über Joys mangelhaftes Erscheinungsbild und Benehmen machte und über die möglichen Gefahren, die in einem unzivilisierten Land drohen konnten, wenn sie Joy allein aus dem Haus ließ.

«Ich hasse mein Leben», sagte Joy laut, und ihre finsternen Gedanken hingen wie eine dunkle Wolke über ihr.

«Miss?»

Bei-Lin stand an der Tür. «Da ist ein Gentleman, der Sie sprechen möchte.»

«Meine Mutter.»

«Nein, Miss. Er fragt nach Ihnen.» Sie grinste vielsagend.

«Dann führst du ihn am besten herein.»

Stirnrunzelnd strich sich Joy übers Haar und stand auf.

Gesellschaft war das Letzte, was sie wollte.

Die Tür wurde geöffnet, und ein Mann kam herein, den sie nie zuvor gesehen hatte. Er trug ein weißes Kurzarmhemd und cremefarbene Hosen, hatte säuberlich geschnittenes, rötliches Haar, ein längliches Patriziergesicht und hellblaue Augen.

Außerdem war er groß, und als er durch die Tür ging, bückte er sich unnötigerweise etwas, offenkundig aus Gewohnheit.

Marine, dachte Joy automatisch. Sie zogen vor Türen immer den Kopf ein.

«Miss Leonard.» Er hielt seinen Strohhut mit beiden Händen vor sich.

Joy sah ihn verdutzt an. Sie konnte sich nicht erklären, woher er ihren Namen kannte.

«Edward Ballantyne. Ich hoffe, Sie halten mich nicht für aufdringlich. Ich wollte einfach ... ich dachte einfach, ich sollte mich erkundigen, wie es Ihnen geht.»

Joy musterte ihn, und als sie ihn wiedererkannte, wurde sie schlagartig rot. Sie hatte dieses Gesicht zuvor nur in einer Doppelversion gesehen. Unbewusst hob sie die Hand zum Mund.

«Ich habe mir erlaubt, Ihre Freundin nach Ihrem Namen und Ihrer Adresse zu fragen. Ich wollte einfach nur sicher sein, dass Sie gut nach Hause gekommen sind. Ich hatte ziemliche Schuldgefühle, weil ich Sie allein habe gehen lassen.»

«Aber nicht doch.» Joy betrachtete eingehend ihre Füße. «Mir ging es bestens. Sie sind zu freundlich», fügte sie hinzu, als ihr bewusst wurde, wie unhöflich sie sich angehört hatte.

Sie standen eine ganze Weile so da, bevor Joy klar wurde, dass er nicht vorhatte, sich zu verabschieden. Ihr war so unbehaglich zumute, dass ihre Haut prickelte. Noch niemals war sie so beschämt gewesen wie in der Nacht zuvor, und nun kehrte dieses Gefühl zurück wie ein ekelhafter Nachgeschmack. Warum konnte er sie nicht einfach in Frieden lassen? Sie mit ihrer Demütigung allein lassen? Bei-Lin drückte sich abwartend an der Tür herum, aber Joy ignorierte sie absichtlich; auf keinen Fall würde sie ihm etwas zu trinken anbieten.

«Ehrlich gesagt», erklärte er, «habe ich überlegt, ob Sie vielleicht gern einen Spaziergang machen würden. Oder eine Runde Tennis spielen. Unser Kommandant hat für uns eine Sondererlaubnis zur Benutzung der Tennisplätze unten an der Causeway Bay erhalten.»

«Nein danke.»

«Dürfte ich Sie dann vielleicht darum bitten, mir ein paar Sehenswürdigkeiten zu zeigen? Ich bin zum ersten Mal in Hongkong.»

«Es tut mir sehr leid, aber ich war gerade auf dem Weg aus dem Haus.» Joy konnte ihn noch immer nicht direkt ansehen.

Darauf folgte eine lange Pause. Er starrte sie garantiert an. Das konnte sie spüren.

«Haben Sie etwas Schönes vor?»

«Wie bitte?» Joy fühlte, wie sich ihr Herzschlag beschleunigte. Warum ging er denn nicht endlich?

«Sie sagten, Sie waren gerade auf dem Weg aus dem Haus. Ich habe mich nur gefragt ... wohin?»

«Ich gehe reiten.»

«Reiten?» Er klang so begeistert, dass sie aufsah. «Gibt es denn Pferde hier?»

«Hier nicht», sagte sie. «Nicht auf der Insel jedenfalls. Aber in den New Territories. Ein Freund meines Vaters führt dort einen Reitstall.»

«Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich mitkomme? Ich reite zu Hause ein wenig. Es fehlt mir schrecklich. Genau genommen habe ich seit neun Monaten kein Pferd gesehen.»

Er klang so sehnsüchtig wie die meisten Militärs, wenn sie von ihren Familien sprachen. Er war, das musste sie zugeben, schrecklich gutausschend, auf eine erwachsene Art.

Aber er hatte mit angesehen, wie sie sich auf dem Balkon blamiert hatte.

«Ich habe ein Auto zur Verfügung. Ich könnte Sie hinbringen. Oder Ihnen einfach nachfahren, falls das - ähm - angemessener ist.»

Joy wusste, dass ihre Mutter vollkommen entsetzt sein würde, wenn ihr Bei-Lin erzählte, dass Miss Joy mit einem fremden Mann im Auto weggefahren war. Doch das Nachspiel würde wahrscheinlich auch nicht viel schlimmer ausfallen, als wenn sie dablief, der verkaterten Alice den ganzen Tag ins Gehege kam und als verbaler Punchingball dienen musste.

Außerdem war die Vorstellung äußerst reizvoll, mit diesem fremden, großen, sommersprossigen Mann durch die stillen Straßen zu fahren. Er gab ihr nicht wie die anderen Offiziere das Gefühl, unbeholfen und maulfaul zu sein, sondern redete einfach drauflos und erzählte von sich; von seinen Pferden in Irland (seltsamerweise hatte er keinen irischen Akzent), von der Ursprünglichkeit der Landschaft und was es dagegen bedeutete, in der endlosen, klaustrophobischen Langeweile eines Schiffes eingesperrt zu sein und in dieser winzigen Welt monatelang am Stück mit denselben Leuten festzusitzen.

Sie hatte nie einen Mann reden hören, wie er es tat, ohne die ständigen, schneidigen Sprüche, die ein Markenzeichen der meisten Offiziere waren, mit denen sie zu tun hatte. Edwards Sprache war unverstellt und direkt. Er redete wie jemand, dem lange Zeit das Sprechen vorenthalten worden war, er plauderte in einem fort, nur unterbrochen von schallendem Lachen. Gelegentlich hielt er mit einem Blick auf sie inne, als wäre ihm seine mangelnde Zurückhaltung peinlich, doch nur, bis der nächste Gedanke aus ihm herausprudelte.

Unwillkürlich musste auch Joy lachen, anfänglich noch gehemmt, doch dann zunehmend befreiter, und bis sie bei dem Reitstall ankamen, strahlte und kicherte sie auf eine Art, die ihr selbst vollkommen fremd war. Sie warf verstohlene Blicke auf den Mann neben ihr, senkte kokett die Augen, wenn er sie ansah, und benahm sich überhaupt – nun ja – wie Stella.

Mr. Foghill erklärte sich bereit, ihn reiten zu lassen. Darauf hatte Joy insgeheim gehofft, und nachdem sich Edward in dem

Stallhof eine Weile mit ihm unterhalten und in höchsten Tönen von den großartigen Jagdpferden gesprochen hatte, die er kannte, und Mr. Foghill darin zustimmte, dass die irische Zuchtlinie der englischen eindeutig überlegen war, hatte Mr. Foghill seine anfängliche Zurückhaltung aufgegeben und ihm sogar sein eigenes Pferd angeboten, einen hochgewachsenen jungen Fuchs. Mr. Foghill hatte Edward noch gebeten, ein paar Runden in der Reithalle zu drehen, um einen Blick auf seinen Sitz und seine Zügelführung zu werfen, doch was er sah, hatte ihn offenkundig überzeugt, denn bald darauf ritten sie langsam durch das Tor und die Straße hinaus ins offene Gelände.

Zu diesem Zeitpunkt wusste Joy nicht mehr, was eigentlich mit ihr los war. Sie konnte einfach nicht mehr aufhören zu lächeln und zu nicken, wobei sie gleichzeitig versuchte, über das ungewohnte Pochen in ihren Ohren hinweg jedes seiner Worte zu verstehen. Sie war dankbar, sich an den Zügeln festhalten und ihren Blick auf den langen grauen Hals vor ihr richten zu können, der sich im Takt des Hufschlags hob und senkte, denn irgendetwas stimmte mit ihrer Konzentrationsfähigkeit nicht. Sie fühlte sich merkwürdig von ihrer Umgebung entrückt und nahm zugleich jede Kleinigkeit äußerst bewusst wahr. Wie seine Hände. Und seine Sommersprossen. Und die beiden Falten, die sich auf seinen Wangen bildeten, wenn er lächelte. Sie bekam nicht einmal etwas davon mit, dass die Moskitos ihren Nacken ins Visier

nahmen, sich unter ihrem zurückgebundenen Haar verfangen und auf blasser, zarter Haut ein Festmahl abhielten.

Das Beste von allem war, dass er reiten konnte, richtig reiten. Er saß aufrecht und locker im Sattel, seine Hände bewegten sich leicht vor und zurück, sodass seine Zügel nicht in das Maul des Pferdes einschnitten, und ab und zu beugte er sich vor, um dem Fuchs über den Hals zu streichen oder eine nichtsahnende Fliege zu verscheuchen. Joy war schon einmal mit einem Mann, den sie gemocht hatte, in dem Reitstall gewesen, einem schüchternen Banker-Freund ihres Vaters. Doch als sie ihn im Sattel herumschlingern sah, außerstande, seine Angst zu verbergen, während das Tier leicht zu traben begann, hatte sich ihre aufkeimende Verliebtheit verflüchtigt wie Rauch im Wind. Und William würde sie niemals auch nur in die Nähe eines Pferdes bringen. Es gab nichts, was einen schneller von einem Mann abschreckte, als ihn auf einem Pferd zu sehen. Dennoch wurde Joy erst jetzt bewusst, dass es umgekehrt sehr anziehend wirken konnte, wenn ein Mann gut ritt.

«Waren Sie schon einmal in Schottland?», fragte Edward.

«Wie bitte?»

«Diese Moskitos. Sie sind wie die Bartmücken dort», sagte er und schlug sich auf den Nacken. «Stechen einen wirklich überallhin.»

Sie ritten weiter. Der Himmel trübte sich ein, und tiefhängende Wolken schoben sich heran, sodass Joy nicht genau wusste, ob es die feuchte Luft oder Schweiß war, der

ihre Kleidung durchtränkte und dafür sorgte, dass einzelne Grashalme und Samen an ihrer Haut kleben blieben. Die Atmosphäre schien alle Geräusche zu dämpfen, die Hufschläge der Pferde hörten sich an, als seien ihre Läufe in Flanell gewickelt, und Joy hatte das Gefühl, als würde sich eine warme, feuchte Decke über sie beide legen. Hoch über ihnen zeichneten sich vor dem Lion Rock die Umrise von Bussarden ab, und sogar sie schienen bewegungslos in der Luft zu hängen wie schwarze Tropfen, als sei ihnen jede Bewegung zu anstrengend, während die Zweige, die an ihren Stiefeln entlangstreiften, Wasserspuren hinterließen, obwohl es länger nicht geregnet hatte.

Falls er mitbekam, dass ihre Gedanken Karussell fuhren, dass sie ständig rot wurde, kaum einen Satz herausbekam oder dass ihr Pferd ihre Unaufmerksamkeit ausnutzte, um hier und da Blätter vom Gebüsch zu rupfen, sagte er nichts dazu. Als sie die Tiere auf einem Reitweg entlang eines Reisfelds zu leichtem Galopp antrieben und auch als er bei einer Hütte am Wegesrand anhielt, um einen Schnitz Wassermelone für sie zu besorgen, entspannte sie sich etwas, doch das machte sich nur dadurch bemerkbar, dass sie ihn nun ansehen konnte, ohne verlegen zu werden. In demselben Moment fiel ihr auf, dass sie ihr Haarband verloren hatte, sodass verschwitzte Strähnen unordentlich über ihre Schultern hingen. Doch auch dazu sagte er nichts, sondern schob ihr nur eine Locke aus dem Gesicht, als er ihr sein Taschentuch reichte, damit sie sich den Melonensaft von den Lippen wischen konnte. Noch Minuten

nach dieser unerwarteten Berührung fühlte sich ihre Haut an wie elektrisiert.

«Wissen Sie, Joy, ich fand diesen Ausflug einfach großartig», sagte er nachdenklich, als sie die Pferde im Schritt zu dem Stallhof zurückgehen ließen. «Sie ahnen ja nicht, was es mir bedeutet hat, wieder einmal reiten zu können.»

Joy war bewusst, dass sie etwas sagen musste, doch sie befürchtete, dass ihr nur etwas Linkisches oder Unangebrachtes über die Lippen kommen würde oder, noch furchtbarer, dass sie sich irgendwie dieses seltsame, brennende Verlangen anmerken lassen würde, das wie aus dem Nichts in ihr aufgekeimt war. Aber wenn sie schwieg, was konnte er da schlimmstenfalls von ihr denken?

«Außerdem kenne ich nicht viele junge Damen, die reiten können. In jedem Hafen, den wir anlaufen, begegne ich immer nur welchen, die sich bei Cocktailpartys mit spritzigem Geplauder am wohlsten fühlen, und in solchen Sachen bin ich nicht besonders gut. Ich habe seit einer Ewigkeit niemanden mehr kennengelernt, mit dem ich wirklich eine entspannte Zeit verbringen konnte.»

Joy hätte ihn am liebsten geküsst. Und beinahe hätte sie gerufen: Das verstehe ich, das verstehe ich wirklich. Mir geht es genauso. Alles, was Sie beschreiben, habe ich auch schon gedacht. Doch sie lächelte nur und nickte verstohlen und schalt sich zugleich selbst für ihre schlagartige Verwandlung in eine von den dummen Gänsen, die sie immer verachtet hatte. Sie wusste nicht, was sie von einem Mann erwartete – es war ihr

nie in den Sinn gekommen, dass sie überhaupt Erwartungen haben durfte -, doch nun fühlte sie sich magisch von ihm angezogen. Und zwar nicht aufgrund bestimmter Eigenschaften, sondern aufgrund einer ganzen Liste von Eigenschaften, die er *nicht* hatte: seine Fähigkeit, ihr nicht das Gefühl von Unbeholfenheit einzuflößen, die Tatsache, dass er auf einem Pferd nicht aussah wie ein Sack Reis und dass er sie nicht anschaute, als wüsste er sich jemand anderen an ihre Stelle. In Joy stieg ein Gefühl auf, das stärker war als Übelkeit, aber genauso lähmend.

«Wie dem auch sei, danke. Es war wirklich das Beste seit langem.» Er rieb sich über den Kopf, sodass sich ein paar Haarsträhnen über seiner Stirn aufrichteten, und wandte den Blick von ihr ab. «Und ich weiß, dass Sie mich eigentlich nicht dabeihaben wollten.»

Joy starrte ihn entsetzt an, doch nun war er es, der sie nicht ansah. Wenn sie ihm erklärte, dass er sie missverstanden hatte, dass sie nicht ihn, sondern die Erinnerung an ihren unsäglich peinlichen Auftritt auf dem Balkon hatte abwehren wollen, wäre genau dies später seine Haupterinnerung an sie. Oh, wo war Stella, wenn man sie mal brauchte? Sie wusste immer, wie man mit Männern redete. Bis Joy zu dem Schluss kam, dass eine knappe Verneinung die beste Reaktion wäre, war es irgendwie zu spät dafür, denn nun ritten sie schon in den Stallhof.

Edward bot seine Hilfe bei der Versorgung der Pferde an, und Mr. Foghill schlug Joy vor, sich in der Zwischenzeit etwas

frischzumachen. Als sie in den Spiegel der Damenumkleide sah, wurde ihr bewusst, wie fürsorglich dieser Vorschlag gewesen war. Sie sah aus wie eine Vogelscheuche. Ihr Haar war ein feuchtes, gekraustes Wirrwarr und sah aus wie ein Haarknäuel in einem Badewannenabfluss. Als sie versuchte, mit den Händen durchzufahren, blieben ihre Finger schon wenige Zentimeter von der Kopfhaut entfernt stecken, und auf ihrer weißen Bluse entdeckte sie grünliche Speichelspuren, wo das Pferd seinen Kopf an ihr gerieben hatte, nachdem sie abgestiegen war. Grimmig wischte sie sich mit einem feuchten Handtuch das Gesicht ab. Sie hätte heulen können, weil sie nicht einmal daran gedacht hatte, einen Kamm oder ein Ersatz-Haarband mitzunehmen. Das wäre Stella nie passiert. Doch als sie hinausging, empfing sie Edward mit einem freundlichen Lächeln, als fände er an ihrer Erscheinung nicht das Geringste auszusetzen. Seine eigene Hose allerdings war auch mit Pferdeschweiß und rötlichem Staub verdreckt und nur von den Knien abwärts sauber, weil ihm Mr. Foghill ein Paar Stiefel geliehen hatte.

«Ihre Kutsche steht bereit», sagte er und grinste. «Sie müssen mir sagen, wo es auf dem Rückweg langgeht. Ich habe keine Ahnung, wo wir sind.»

Edward war auf dem Weg nach Hause weniger gesprächig, was Joy ihre eigene Schweigsamkeit umso deutlicher bewusst machte. Obwohl sie sich in seiner Gesellschaft wohlfühlte, fiel ihr nichts Interessantes ein, das sie sagen konnte. Ohnehin würde sich einfach alles unzulänglich anhören, wo sie doch in

Wahrheit ausdrücken wollte, dass innerhalb von vier kurzen Stunden ihre komplette Welt aus den Angeln gehoben worden war. Er hatte ihr Einblick in ein ganz anderes Land gegeben, mit frischen grünen Feldern, Jagdhunden und exzentrischen Dorfbewohnern, in dem es weit und breit keine Cocktailpartys gab. Wenn er redete, klang es nicht künstlich und nach Selbstbeweihräucherung; seine Sprechweise war Welten entfernt von der gezierten Art der Engländer in Hongkong, bei denen es immer nur um Geld ging. Bei seinen kräftigen, sommersprossigen Händen musste sie an Pferde und Liebenswürdigkeit denken und an etwas anderes, bei dem sich ihr Magen vor Verlangen zusammenzog.

«Ich wünschte, ich hätte Sie früher kennengelernt», sagte er im Fahrtwind.

«Wie bitte? Was haben Sie gesagt?»

«Ich sagte, ich wünschte, ich hätte Sie früher kennengelernt.» Ein Auto voller Marineoffiziere raste an ihnen vorbei, und der Fahrer hupte ihnen einen anzüglichen Gruß zu. «Es ist ... ich weiß auch nicht. Es ist eben einfach ziemlich bitter, dass ich übermorgen wieder wegmuss.»

Joy gefror das Blut in den Adern. «Wie bitte? Was meinen Sie damit?»

«Wir laufen in zwei Tagen aus. Ich habe noch einen Tag Landurlaub, und dann geht es Richtung Korea.»

Joy stand die Enttäuschung ins Gesicht geschrieben. Es war zu ungerecht. Jemanden gefunden zu haben – ihn gefunden zu haben – und nun musste er gleich wieder weg.

«Für wie lange?» Ihre Stimme zitterte leicht. Edward sah sie an, erhaschte ihren Gesichtsausdruck und blickte wieder auf die Straße.

«Ich glaube nicht, dass wir hierher zurückkommen», sagte er. «Wir leisten zusammen mit den Amis unseren Beitrag in den koreanischen Gewässern. Wir werden monatelang auf See sein.» Erneut warf er ihr einen Blick zu, sah ihr direkt in die Augen, als wollte er ihr vermitteln, dass man praktisch nicht in Verbindung bleiben konnte, wenn man ständig unterwegs war.

In Joy sträubte sich alles. Es war, als hätte man den Schlüssel zu seiner Gefängniszelle bekommen, nur um festzustellen, dass er aus Gummi war. Am liebsten hätte sie angefangen zu weinen. «Das kann ich nicht», flüsterte sie.

«Wie bitte?»

«Ich kann Sie nicht einfach so gehen lassen. Ich kann Sie nicht gehen lassen.» Dieses Mal sprach sie es laut aus und sah ihm in die Augen. Sofort machten sie ihre eigenen Worte fassungslos. Es war für eine junge Frau ihrer Herkunft einfach skandalös, so etwas zu sagen. Und dennoch waren ihr die Sätze unaufhaltsam über die Lippen gekommen.

In dem angespannten Schweigen, das darauf folgte, hätte Joy sterben können vor Verlegenheit. Dann nahm Edward ihre Hand. «Ich dachte nicht, dass Sie etwas für mich übrighaben», sagte er.

«Ich habe noch nie etwas für jemanden übriggehabt. Ich meine, vor Ihnen. Ich habe mich noch nie zuvor mit jemandem so wohlgeföhlt.» Sie redete jetzt einfach drauflos. «Mir fällt es

schwer, mich zu unterhalten. Und hier gibt es sowieso niemanden, mit dem ich mich unterhalten möchte. Abgesehen von Stella. Das ist meine Freundin. Und als Sie heute Vormittag gekommen sind, war mir das, was gestern Abend passiert ist, so peinlich, dass es mir einfacher vorkam, Sie wegzuschicken, statt nett zu Ihnen zu sein. Aber als Sie trotzdem geblieben sind, und bei der Autofahrt und überhaupt ... so ein Gefühl hatte ich noch nie. Ich hatte noch nie das Gefühl, nicht schief angesehen zu werden. So als könnte ich einfach ich selbst sein und würde verstanden werden.»

«Und ich dachte, Sie hätten einen Kater.» Er lachte.

Aber Joys Gefühle waren zu stark, um in sein Lachen einzustimmen. «Alles, was Sie heute gesagt haben, sehe ich genauso. Ich meine natürlich nicht das über die Jagd, weil ich noch nie an einer teilgenommen habe, aber alles, was Sie über Cocktailpartys und die Leute dort gesagt haben und darüber, dass Ihnen manchmal Pferde lieber sind als Menschen und es Ihnen gleichgültig ist, wenn man Sie für ein bisschen seltsam hält. Bei mir ist es genauso. Es war, als hätte ich mir selbst beim Denken zugehört. Und deshalb kann ich es nicht. Ich kann Sie nicht gehen lassen. Und selbst wenn Sie jetzt entsetzt sind und mich komplett peinlich finden, ist mir das egal, weil ich zum ersten Mal in meinem Leben das Gefühl habe, mir selbst treu zu sein.»

Nach dieser Wortflut, die zweifellos die längste in Joys Erwachsenenleben gewesen war, liefen ihr zwei dicke, salzige Tränen über die erhitzten Wangen. Sie schluckte, war

gleichzeitig erschreckt und berauscht von ihrem eigenen Verhalten. Sie hatte vor diesem Mann, den sie kaum kannte, ihr Innerstes auf eine Art nach außen gekehrt, die ihre Mutter und wahrscheinlich auch Stella für vollkommen verrückt halten würden. Und als sie zu ihm gesagt hatte, das sei ihr egal, war das nicht wahr gewesen. Denn wenn er sich nun von ihr abwandte, irgendeine höfliche Platitüde darüber von sich gab, was er für einen netten Nachmittag gehabt habe, sie jetzt aber bestimmt sehr müde sei, würde sie sich beherrschen, bis sie zu Hause war, aber dann würde sie irgendeinen Weg finden, um sich ... umzubringen. Denn es war einfach unmöglich, weiter ihr ödes, oberflächliches Leben zu ertragen, nachdem sie diese Gefühle in sich entdeckt hatte. Sag wenigstens, dass du mich verstehst, bat sie ihn in Gedanken. Es genügt mir, wenn du einfach nur sagst, dass du mich verstehst.

Wieder entstand ein langes, quälendes Schweigen.

«Ich denke, wir fahren jetzt besser zurück», sagte er, zog seine Hand zurück und legte sie wieder um den Schalthebel.

Joys Miene erstarrte. Langsam sank sie auf dem Beifahrersitz zusammen. Sie hatte einen gewaltigen Fehler gemacht. Natürlich. Was hatte sie nur auf den Gedanken gebracht, dass sie mit einem derartigen Ausbruch den Respekt eines Mannes gewinnen könnte, ganz zu schweigen von seinem Herz?

«Es tut mir leid», flüsterte sie und senkte den Kopf.

«Wirklich, es tut mir leid.»

Oh Gott, wie hatte sie nur so dumm sein können?

«Was denn?», fragte Edward und strich ihr den feuchten Haarvorhang aus dem Gesicht. «Dass ich mit deinem Vater sprechen möchte?»

Joy sah ihn verständnislos an. Wollte er auch noch ihrem Vater erzählen, was für ein Dummkopf sie war?

«Hör zu.» Er umfasste ihre Wange. Seine Hand roch nach Schweiß. Und nach Pferd. «Ich weiß, das geht dir jetzt wahrscheinlich ein bisschen zu schnell. Aber Joy, wenn du mich willst, bitte ich deinen Vater um deine Hand.»

«Du kannst doch nicht im Ernst glauben, dass wir dazu unsere Zustimmung geben, oder?», sagte ihre Mutter entsetzt, während ihr zugleich die Verwunderung darüber ins Gesicht geschrieben stand, dass es ihrer Tochter gelungen war, solch starke Gefühle in einem Mann zu erwecken. (Ihre schlechte Laune war noch dadurch gesteigert worden, dass die beiden zurückgekommen waren, bevor sie Zeit gehabt hatte, sich zu schminken.) «Wir kennen ihn ja nicht mal.» Sie sprach, als wäre er nicht mit ihnen im Raum.

«Ich werde Ihnen alles erzählen, was Sie wissen möchten, Mrs. Leonard», sagte Edward, der seine langen Beine in der verschmutzten Hose vor sich ausgestreckt hatte.

Joy sah ihn nur stumm vor Freude an, so wie man vielleicht ein unglaubliches Überraschungsgeschenk betrachtete. Sie hatte sich auf der Rückfahrt wie benommen gefühlt, hatte beinahe hysterisch über ihr verrücktes Vorhaben gelacht. Sie kannte ihn doch gar nicht! Und er kannte sie nicht! Und

trotzdem hatten sie sich wie Verschwörer angegrinst, ungelenke Händchen gehalten, und sie hatte ihm bereitwillig ihre Zukunft anvertraut. Sie hatte nicht erwartet, überhaupt jemanden zu finden. Hatte nicht einmal daran gedacht, sich nach einem Mann umzusehen. Aber er schien zu wissen, was er tat, und er schien außerdem viel mehr zu wissen, was das Richtige war, als sie. Und er hatte sich nicht im Geringsten von der Aussicht beunruhigen lassen, mit diesem Irrsinn vor ihre Eltern zu treten.

Edward atmete tief ein und begann, die Fakten herunterzuspulen. «Mein Vater ist Richter im Ruhestand, er und meine Mutter sind nach Irland gezogen, wo sie eine Pferdezucht unterhalten. Ich habe eine Schwester und einen Bruder, beide verheiratet, beide älter als ich. Ich bin neunundzwanzig Jahre alt, seit meinem Studium inzwischen beinahe acht Jahre bei der Marine, und ich verfüge zusätzlich zu meinem Sold über ein Anlagevermögen.»

Das leichte Naserümpfen ihrer Mutter bei der Erwähnung von Irland war durch das Wort «Anlagevermögen» ausgeglichen worden. Doch Joy sah ihren Vater an, suchte in seiner Miene nach einem Zeichen der Anerkennung.

«Das kommt schrecklich plötzlich. Ich verstehe nicht, warum Sie nicht warten können», kam es von ihrer Mutter.

«Glauben Sie, dass Sie Joy lieben?» Ihr Vater, der sich mit seinem Gin Tonic im Sessel zurückgelehnt hatte, sah Edward eindringlich an. Joy wurde rot. Es wirkte beinahe obszön, dass er diese Worte laut ausgesprochen hatte.

Edward sah sie lange an, dann nahm er ihre Hand, sodass sie erneut errötete. Kein Mann hatte sie jemals vor ihren Eltern auch nur berührt. «Ich weiß nicht, ob einer von uns beiden es schon Liebe nennen könnte», sagte er langsam, beinahe mehr an Joy gewandt, «aber ich bin nicht jung und leichtsinnig. Ich habe schon viele junge Ladys kennengelernt, und ich weiß so sicher wie nur irgendetwas, dass Joy anders ist als alle anderen, denen ich je begegnet bin.»

«Das kann man wohl sagen.» Ihre Mutter.

«Alles, was ich Ihnen versichern kann, ist, dass ich davon überzeugt bin, sie glücklich machen zu können. Wenn ich mehr Zeit hätte, könnte ich Ihre Vorbehalte ausräumen, aber es ist leider so, dass wir sehr bald wieder auslaufen.»

Joy kam nicht auf den Gedanken, die Geschwindigkeit zu hinterfragen, mit der sich seine Gefühle eingestellt hatten. Sie war einfach nur glücklich darüber, dass sie der Intensität ihrer eigenen Gefühle entsprachen. Und sie konnte es noch immer kaum fassen, dass sie jemand *einzigartig* genannt hatte, und zwar auf eine gute Art. Es dauerte eine Weile, bis sie bemerkte, dass seine Hand verschwitzt war.

«Das kommt zu plötzlich, Graham. Sag ihnen das. Sie kennen sich doch überhaupt nicht.»

Joy registrierte den Glanz in den Augen ihrer Mutter, die Unruhe, die sich dahinter verbarg. Sie ist eifersüchtig, fuhr es ihr durch den Kopf. Sie ist eifersüchtig, weil sie mit ihrem eigenen Leben unzufrieden ist und die Vorstellung nicht ertragen kann, dass mich jemand hier herausholt.

Ihr Vater musterte Edward noch eine Weile, als würde er nach einer Lösung suchen. Edward hielt seinem Blick stand. «Nun, bei der Jugend von heute geht manches schneller», sagte Graham und bedeutete Bei-Lin mit einer Geste nachzuschicken «Und du weißt doch noch, wie es im Krieg war, Alice.»

Joy gelang es nur mühsam, ihre Aufregung im Zaum zu halten. Sie umklammerte Edwards Hand und spürte einen sanften Gegendruck.

Ihr Vater trank den letzten Schluck aus seinem Glas. Einen Moment lang schien seine Aufmerksamkeit von etwas vor dem Fenster gefesselt zu sein. «Also, nehmen wir einmal an, ich würde zustimmen, junger Mann. Welche Pläne hätten Sie dann in dieser Sache innerhalb von sechsunddreißig Stunden?»

«Wir wollen heiraten», stieß Joy aus. Nun, wo es nur noch um die zeitliche Planung zu gehen schien, war sie wieder imstande, sich an der Unterhaltung zu beteiligen.

Ihr Vater beachtete sie nicht. Er führte sein Gespräch mit Edward.

«Ich werde Ihre Wünsche respektieren, Sir.»

«In diesem Fall würde ich sagen, Sie haben meinen Segen. Zur Verlobung.»

Joy's Herz schlug schneller. Dann schien es stillzustehen. «Sie können heiraten, wenn Sie das nächste Mal auf Landurlaub sind.»

Darauf herrschte verblüfftes Schweigen. Joy kämpfte gegen ihre Enttäuschung und registrierte am Rande Bei-Lins Schritte,

die sich von der Tür entfernten. Sie hatte bestimmt nichts Eiligeres zu tun, als der Köchin die Neuigkeit zu verkünden. Der Blick von Joys Mutter wanderte von Joy zu ihrem Vater. Was würden nur die Leute denken?

«Wenn ihr es ernst miteinander meint, macht diese Wartezeit nichts aus. Ihr könnt den Ring kaufen, die Verlobungsanzeige veröffentlichen und später heiraten.» Ihr Vater stellte sein Glas mit Nachdruck auf dem Lacktisch ab, als wolle er damit seinen Urteilsspruch unterstreichen.

Joy wandte sich Edward zu, der langsam und tief ausatmete. Bitte widersprich ihm, flehte sie in Gedanken. Sag ihm, dass du mich jetzt heiraten musst. Bring mich weg von hier auf deinem großen, grauen Schiff.

Doch Edward schwieg.

Als sie ihn so ansah, überkam Joy die erste Enttäuschung über ihren neuen Gefährten, die erste ahnungsvolle, bittere Erkenntnis, dass der Mann, in den sie ihre größten Erwartungen, ihr größtes Vertrauen gesetzt hatte, nicht ganz so war, wie sie es sich erhoffte. «Und wann wird das sein?», fragte sie und versuchte, das Zittern aus ihrer Stimme zu verbannen. «Wann wirst du wieder Landurlaub haben?»

«Unser nächster planmäßiger Halt ist in New York», sagte er beinahe entschuldigend, «aber erst in neun Monaten. Womöglich sogar erst in einem Jahr.»

Joy setzte sich aufrechter hin und warf einen Blick auf ihre Mutter, die nun wesentlich entspannter schien. Ein herablassendes Lächeln umspielte ihre Lippen, das ausdrückte:

«Oh, die jungen Leute. Sie denken gleich, sie hätten sich verliebt, aber wir werden ja sehen, ob das in einem halben Jahr nicht schon wieder ganz anders aussieht.» Alice wollte recht behalten, wurde Joy mit einem Schauer bewusst. Sie wollte die Bestätigung dafür, dass es keine wahre Liebe gab, dass jeder in einer genauso unglücklichen Ehe landete wie sie selbst. Aber wenn sie glaubten, Joy ließe sich davon abschrecken, täuschten sie sich. Sie sah ihrem frischgebackenen Verlobten tief in die blauen Augen. «Gut, dann sehen wir uns in neun Monaten wieder», erklärte sie und versuchte, aus ihrem Blick ihre ganze Überzeugung sprechen zu lassen. «Nur ... nur schreib mir.»

Die Tür wurde geöffnet. «Gott schütze die Queen!», sagte Bei-Lin, während sie ein Tablett mit Getränken hereintrug.



Kapitel 1

Oktober 1997

Kates Scheibenwischer gaben kurz vor Fishguard den Geist auf. Zuerst blieben sie hängen, dann glitten sie schicksalsergeben Richtung Motorhaube herunter, und zwar exakt in dem Moment, in dem sich der Regen, der bisher heftig gewesen war, in eine Sturzflut verwandelte.

«Oh verflixt», sagte sie und fuhr einen Schlenker, während sie an dem Regler für den Scheibenwischer herumschaltete. «Ich sehe rein gar nichts. Liebling, wenn ich an der nächsten Parkbucht kurz ranfahre, könntest du dann mit deinem Ärmel die Windschutzscheibe abwischen?»

Sabine zog die Knie an die Brust und warf ihrer Mutter einen mürrischen Blick zu. «Das nützt doch überhaupt nichts. Wir können es genauso gut gleich ganz sein lassen.»

Kate bremste das Auto ab, kurbelte ihr Fenster herunter und versuchte, mit ihrem Samtschal ihre Hälfte der Windschutzscheibe abzuwischen. «Wir sind spät dran. Und ich will auf keinen Fall, dass du die Fähre verpasst.»

Ihre Mutter war ein eher sanftmütiger Charakter, aber Sabine kannte diesen unerbittlichen Unterton in Kates Stimme, und dieses Mal bedeutete er, dass höchstens ein Tsunami Sabine davor bewahren konnte, die Fähre zu besteigen. Das war keine große Überraschung. Sie hatte diesen Unterton in den vergangenen drei Wochen häufig gehört, und als sie nun schon wieder vorgeführt bekam, dass sie nach Meinung ihrer Mutter nicht das Geringste mitzuentcheiden hatte, schob sie unwillkürlich ihre Unterlippe vor und drehte sich in stummem Protest weg.

Kate, die bestens auf die Launenhaftigkeit ihrer Tochter eingestellt war, sagte: «Weißt du, wenn du nicht deine gesamte Energie darauf verwenden würdest, diese Reise abzulehnen, könntest du dir vielleicht einfach eine schöne Zeit machen.»

«Und wie soll das gehen? Du verfrachtest mich an einen Ort, an dem ich in meinem ganzen Leben erst zwei Mal war, damit ich in dieser Einöde bei einer Großmutter, die du so sehr magst, dass du sie seit Jahren nicht gesehen hast, so was wie das Dienstmädchen spiele, während mein Großvater den Löffel

abgibt. Einfach super. Tolle Ferien. Ich kann es echt kaum erwarten.»

«Oh, sieh mal. Sie funktionieren wieder. Mal sehen, ob wir es zum Hafen schaffen.» Kate schlug das Lenkrad ein, und der reichlich lädierte VW schoss mit einem Satz auf die nasse Straße, wobei teefarbene Wasserschleier bis zu den Seitenfenstern emporspritzten. «Hör mal. Wir wissen doch gar nicht, ob dein Großvater wirklich so krank ist, anscheinend ist er nur gebrechlich. Und ich glaube, es tut dir gut, eine Weile aus London herauszukommen. Du kennst deine Granny ja kaum, und es wird bestimmt schön für euch, wenn ihr ein bisschen was voneinander habt, bevor sie zu alt wird oder du anfängst, durch die Welt zu reisen, oder was auch immer.»

Sabine starrte weiter durchs Beifahrerfenster hinaus.

«Granny. Das soll wohl nach heiler Familie klingen.»

«Und ich weiß, dass sie sehr dankbar für die Hilfe ist.»

Sabine hatte noch immer keine Lust, ihre Mutter anzusehen. Sie wusste nämlich haargenau, warum sie nach Irland verschifft wurde, und ihre Mutter wusste es auch. Wenn Kate so eine verdammte Heuchlerin war und es nicht zugab, dann konnte sie von Sabine auch keine Offenheit erwarten.

«Linke Spur», sagte sie, ohne Kate anzusehen.

«Was?»

«Linke Spur. Für die Fähre musst du dich links einordnen. Echt, Mum, warum kannst du nicht einfach deine Brille aufsetzen?»

Mit einer ruckhaften Bewegung lenkte Kate das kleine Auto auf die linke Fahrspur, ohne das Protestgehupe hinter ihr zu beachten, und manövrierte es unter Sabines schlechtgelaunten Anweisungen zu dem im Wind schaukelnden Schild mit der Aufschrift «Reisende ohne Fahrzeug». Sie fuhr weiter, bis sie einen Parkplatz entdeckte, eine regengepeitschte Betonwüste neben einem grauen, gefängnisartigen Verwaltungsbau. Warum mussten Amtsgebäude eigentlich immer so abschreckend aussehen, ging es Sabine durch den Kopf. Als ob die Leute nicht so schon mies genug drauf wären. Nachdem das Auto und die Scheibenwischer angehalten hatten, sorgte der Regen freundlicherweise dafür, dass das Gebäude verschwamm wie auf einem impressionistischen Gemälde.

Kate, für die ohne ihre Brille beinahe alles so verschwommen aussah wie auf einem impressionistischen Gemälde, sah zu ihrer Tochter hinüber und wünschte sich plötzlich, sie könnten sich so herzlich voneinander verabschieden, wie es nach ihrer Überzeugung andere Mütter und Töchter taten. Sie wollte ihr sagen, wie leid es ihr tat, dass Geoff auszog und dass zum dritten Mal in Sabines jungem Leben die häuslichen Verhältnisse auf den Kopf gestellt wurden. Sie wollte ihr sagen, dass sie die Reise nach Irland organisiert hatte, um sie zu beschützen, um sie vor den erbitterten Streitereien zu bewahren, die sie und Geoff in letzter Zeit kaum noch hatten vermeiden können, schließlich beendeten sie eine sechsjährige Beziehung. Sie wollte ihr sagen, dass es da noch eine

Großmutter gab – dass Sabine noch jemand anderen hatte, nachdem sie sich mit Kate überhaupt nicht mehr verstand.

Aber Sabine sorgte immer dafür, dass sie so etwas nicht aussprechen konnte; sie schien sich einen immer dickeren Panzer wachsen zu lassen wie ein prächtiges, schmollendes Stachelschweinchen. Wenn Kate ihr sagte, dass sie sie liebte, hieß es, sie solle keinen auf *Unsere kleine Farm* machen. Wenn sie Sabine an sich zog, erstarrte ihr Kind in ihrer Umarmung. Wie war es dazu gekommen?, fragte sie sich oft. Ich war doch so wild entschlossen, dass unsere Beziehung anders werden sollte, dass du all die Freiheiten haben solltest, die mir verweigert wurden. Dass wir Freundinnen sein würden. Warum lehnt du mich so ab?

Kate war zur Expertin dafür geworden, ihre Gefühle vor ihrer Tochter zu verbergen. Sabine fand es nämlich noch viel schrecklicher, wenn sie anhänglich und emotional wurde; dann wurde sie noch kratzbürstiger. Also nahm sie nur das Fährticket aus ihrer überfüllten Korbtasche und gab es Sabine zusammen mit einem ihrer Meinung nach äußerst großzügigen Taschengeld. Sabine steckte es wortlos ein.

«Also, die Überfahrt dauert drei Stunden. Sieht so aus, als könnte es ein bisschen stürmisch werden, und ich fürchte, ich hab nichts gegen Seekrankheit eingepackt. Du kommst ungefähr um halb fünf in Rosslare an, und Granny erwartet dich am Informationstresen. Soll ich dir irgendetwas davon lieber aufschreiben?»

«Ich glaube, ‹Informationstresen› kann ich mir gerade noch merken», sagte Sabine trocken.

«Für den Fall, dass irgendetwas nicht klappt, habe ich dir die Telefonnummer vom Haus hinten auf den Umschlag mit dem Ticket geschrieben. Und ruf mich an, damit ich weiß, dass du gut angekommen bist.»

Damit du weißt, dass du sturmfreie Bude hast, dachte Sabine bitter. Ihre Mutter musste sie für komplett unterbelichtet halten. Sie glaubte anscheinend wirklich, dass sie nicht wusste, was los war. Dabei hätte sie in den letzten Wochen so oft am liebsten gebrüllt: «Ich *weiß* es, klar? Ich weiß, warum ihr euch trennt. Ich weiß von dir und Justin Blödmann Stewartson. Und genau deswegen verfrachtetest du mich ein paar Wochen weit weg, damit du mit deiner ekelhaften kleinen Affäre weitermachen kannst, ohne von Geoff oder mir gestört zu werden.»

Doch irgendwie hatte sie trotz all ihrer Wut keine Lust darauf gehabt. Weil ihre Mutter einfach zu traurig und niedergeschlagen wegen der ganzen Sache gewirkt hatte. Trotzdem, falls Kate dachte, Sabine würde sich einfach widerstandslos abschieben lassen, irrte sie sich.

Ein paar Minuten lang warteten sie im Auto ab. Zeitweise ließ der Regen nach, und sie hatten freien Blick auf das hässliche Terminalgebäude vor ihnen, doch dann schüttete es wieder.

«Und? Wird Geoff weg sein, wenn ich zurückkomme?» Bei diesen Worten hob Sabine herausfordernd das Kinn.

Kate starrte sie an. «Wahrscheinlich», sagte sie langsam. «Aber du kannst ihn trotzdem jederzeit sehen, wenn dir danach ist.»

«So wie ich Jim jederzeit sehen konnte, wenn mir danach war.»

«Damals warst du viel jünger, Liebling. Und es wurde schwierig, weil Jim eine neue Familie gegründet hat.»

«Nein, es wurde schwierig, weil ich einen verdammten Stiefvater nach dem anderen bekommen habe.»

Kate streckte die Hand nach dem Arm ihrer Tochter aus. Warum erzählte einem keiner, dass der Geburtsschmerz noch am leichtesten zu ertragen war?

«Ich gehe jetzt besser», murmelte Sabine. «Schließlich will ich ja meine Fähre nicht verpassen.»

«Ich begleite dich noch bis zum Terminal.» In Kates Augen brannten Tränen.

«Mach dir keine Mühe», sagte Sabine und knallte die Beifahrertür zu. Kate war allein.

Es wurde tatsächlich eine stürmische Überfahrt, stürmisch genug für kreischende Kinder, um auf gemopsten Serviertablets über die Teppichflure zu zischen, während ihre Eltern behaglich auf Plastikbänken vor- und zurückschaukelten, Dosenbier tranken und immer wieder in lautes Gelächter ausbrachen. Andere standen schwankend in der Cafeteria für überteuerte Pommes frites an, während der Salat unter der Frischhaltefolie vor sich hinwelkte, oder saßen

vor den Spielautomaten, die Gedudel und Heultöne verbreiteten. Nach den vielen Familien zu schließen, war die Überfahrt am Sonntagnachmittag bei Wochenendausflüglern sehr beliebt.

Sabine setzte sich auf einen Fensterplatz und schottete sich mit ihren Kopfhörern von den nervigen Mitreisenden ab. Sie schienen zu der gleichen Sorte zu gehören wie die Leute, die man häufig in Autobahnraststätten oder Supermärkten sah. Leute, die keinen Wert auf ihr Outfit legten, altmodische Haarschnitte trugen und denen es so ziemlich egal war, ob sie mit ihrem Benehmen in der Öffentlichkeit peinlich rüberkamen. Und genau das erwartet mich in Irland, dachte sie zu der basslastigen Musik aus ihren Kopfhörern. Rückständig. Kulturlos. Das Gegenteil von cool.

Zum millionsten Mal fluchte sie auf ihre Mutter, die ihr dieses Exil aufzwang, sie von ihren Freunden trennte, ihrem Zuhause, ihrem gewohnten Leben. Das Ganze würde ein einziger Albtraum werden. Sie hatte nichts mit diesen Leuten gemeinsam, ihre Großeltern waren praktisch Fremde für sie, außerdem konnte jetzt Amanda Gallagher ihre teuflischen Krallen nach Dean Baxter ausstrecken, und zwar genau in dem Moment, in dem Sabine gedacht hatte, es würde sich etwas anbahnen.

Doch selbst als sie mit diesen finsternen Gedanken auf die wogende Irische See starrte, machte sich in Sabine eine gewisse Erleichterung darüber breit, dass sie nicht in der spannungsgeladenen Atmosphäre zwischen ihrer Mutter und

Geoff festsitzen würde, während sie langsam und quälend ihren gemeinsamen Haushalt auflösten.

Dass es so kommen würde, hatte sie sogar schon vor Geoff gewusst. Sie hatte es seit dem Nachmittag gewusst, an dem sie aus ihrem Zimmer die Treppe hinuntergekommen war und ihre Mutter ins Telefon hatte flüstern hören: «Ich weiß. Ich möchte dich auch sehen. Aber du weißt doch, wie unmöglich er zurzeit ist. Und ich will die Situation nicht noch verschärfen.»

Sabine war wie erstarrt auf der Treppe stehen geblieben, und dann hatte sie laut gehustet. Mit schuldbewusster Miene hatte ihre Mutter sofort aufgelegt und übertrieben fröhlich gesagt: «Oh, du bist es, Schatz! Ich habe dich gar nicht kommen hören! Gerade habe ich überlegt, was es zum Abendessen geben soll!»

Ihre Mutter kümmerte sich nie ums Abendessen. Als Köchin war sie eine Niete. Das war Geoffs Domäne.

Und dann hatte Sabine *ihn* kennengelernt. Justin Stewartson. Fotoreporter bei einer linksgerichteten Zeitung. Dermaßen von seiner Mission überzeugt, dass er lieber die U-Bahn nahm, als in das ramponierte Auto ihrer Mutter einzusteigen. Dermaßen selbstgefällig, dass er sich toll vorkam, weil er eine Lederjacke trug, die vor fünf Jahren angesagt gewesen war, und dazu Khaki-Hosen und Boots. Er hatte sich viel zu angestrengt bemüht, mit ihr ins Gespräch zu kommen, Bemerkungen über Underground-Bands einfließen lassen, von denen er dachte, Sabine könnte sie kennen, und versucht, sowohl abgeklärt als auch gut informiert im Musikbusiness zu klingen. Sie hatte ihm nur einen vernichtenden Blick zugeworfen. Sie wusste, warum

er von ihr akzeptiert werden wollte, das war glasklar. Außerdem waren Männer über fünfunddreißig sowieso nicht cool, auch wenn sie glaubten, sie würden sich mit Musik auskennen.

Armer alter Geoff. Armer alter, verschnarchter Geoff. Abend für Abend hatte er sich zu Hause den Kopf über Patienten zerbrochen, die er in der Klinik nicht unterbringen konnte, und sämtliche psychiatrischen Einrichtungen in London abtelefoniert, um den nächsten durchgedrehten Typen davor zu bewahren, auf der Straße zu landen. Er hatte keinen Schimmer gehabt. Und ihre Mutter war gedanklich schon auf dem Absprung gewesen, hatte nur noch so getan, als würde sie das alles kümmern, jedenfalls bis zu dem Tag, an dem Sabine ihm ansah, dass er Bescheid wusste, weil er ihr einen langen, fragenden Blick zugeworfen hatte, als wollte er sagen: «Hast du es gewusst? *Auch du, Brutus?*» Es war schwer, Geoff zu täuschen, schließlich war er Psychiater, also hatte sie versucht, seinen Blick mit einer Mischung aus Mitgefühl und Ablehnung des armseligen Verhaltens ihrer Mutter zu beantworten.

Sabine hatte keinen der beiden spüren lassen, wie sehr sie litt. Geoff hatte sie oft genug genervt mit seiner übertriebenen Ernsthaftigkeit, und sie hatte ihm nie das Gefühl gegeben, dass er so was wie ein Vaterersatz sein könnte. Aber er war nett, hatte gekocht, er hatte ihre Mum geerdet, und er war viele Jahre für sie da gewesen. Also länger als irgendeiner von den anderen. Davon abgesehen, wurde ihr bei der Vorstellung, dass Mum und Justin Stewartson *es machten*, beinahe schlecht.

Kurz nach halb fünf kam die Durchsage, dass sie in ein paar Minuten in Rosslare anlegen würden. Sabine stand auf, ging zu dem Ausgang für die Passagiere ohne Fahrzeug und versuchte, ihre Nervosität zu unterdrücken. Sie war zuvor erst ein Mal allein gereist, und das war ein Flug nach Spanien gewesen, katastrophale «Ferien» mit Jim, einem früheren Exfreund ihrer Mutter. Er hatte ihr damit versichern wollen, dass sie immer noch zu seiner Familie gehörte. Ihre Mutter hatte ihr damit versichern wollen, dass sie noch so etwas wie einen Vater hatte. Und die Stewardess hatte ihr versichern wollen, dass sie ein «richtig großes Mädchen» war, wo sie jetzt allein verreiste.

Aber vom ersten Augenblick an, als Jim sie mit seiner hochschwangeren neuen Freundin im Schlepptau am Flughafen abgeholt hatte, war ihr klar gewesen, dass diese Reise ein Reinform werden würde. Danach hatte sie ihn nur noch ein einziges Mal wiedergesehen, nämlich als er versucht hatte, eine «Verbundenheit» zwischen ihr und dem Baby herzustellen. Seine Freundin dagegen hatte Sabine angeschaut, als sollte sie so unverbunden wie nur möglich mit ihnen bleiben. Das hatte sie ihr nicht übel genommen. Die Freundin hatte vermutlich keine Lust auf ein Kind aus einer früheren Beziehung, das bei ihnen herumhing wie eine verlorene Seele.

Die Türen glitten auf, und Sabine wurde im Strom der schwatzenden Reisenden über die Gangway mitgeschoben. Sie überlegte, ob sie ihre Kopfhörer wieder aufsetzen sollte, doch dann hätte sie eine wichtige Durchsage verpassen können. Und das Letzte, was sie wollte, war, ihre Mutter anrufen und sagen

zu müssen, dass sie irgendetwas nicht auf die Reihe bekommen hatte.

Sie schaute sich um, fragte sich, wie ihre Großmutter wohl aussah. Das jüngste Foto, das sie von ihr gesehen hatte, war vor über zehn Jahren bei ihrem letzten Besuch in Irland aufgenommen worden. Daran hatte sie nur schwache Erinnerungen, aber das Foto zeigte eine gutaussehende dunkelhaarige Frau mit hohen Wangenknochen und einem reservierten Lächeln, die ein graues Pony tätschelte.

Und wenn ich sie nicht wiedererkenne?, fuhr es ihr durch den Kopf. Ist sie dann beleidigt? Ihre Geburtstags- und Weihnachtskarten waren immer knapp und förmlich, klangen nicht gerade nach einem humorvollen Menschen. Und nach dem wenigen, was ihre Mutter erzählt hatte, war es sehr leicht, bei ihr ins Fettnäpfchen zu treten.

Dann entdeckte sie den Mann, der an einem Schalter lehnte und ein Stück Karton mit der Aufschrift «Sabine» hochhielt. Der Mann war mittelgroß, drahtig und trug sein dichtes, dunkles Haar kurz geschnitten. Sabine schätzte, dass er etwa so alt wie ihre Mutter war. Ihr fiel auf, dass er nur einen Arm hatte. Der andere endete in einer halb gekrümmten Kunststoffhand, die sie an die steifen Posen von Schaufensterpuppen erinnerte.

Sie fuhr sich durchs Haar, das nach der Überfahrt vielleicht ein bisschen zu platt am Kopf lag, dann trat sie so unbekümmert wie möglich vor ihn. «Du hast dich ganz schön verändert, Granny.»

Er hatte sie einen Moment zweifelnd angesehen, so als würde er sich fragen, ob sie das richtige Mädchen war. Doch jetzt lächelte er und streckte ihr seine gute Hand entgegen. Dazu musste er zuerst den Karton auf dem Tresen ablegen. «Sabine. Ich bin Thom. Du bist älter, als ich dachte. Deine Großmutter sagte, du wärst ...» Er schüttelte den Kopf. «Egal. Sie konnte nicht kommen, weil der Tierarzt bei Duke ist. Deshalb bin ich jetzt dein Chauffeur.»

«Duke?»

Er hat den singenden irischen Tonfall aus den Fernsehserien, dachte sie. Ihre Großmutter hatte nicht den geringsten Akzent. Sabine versuchte, nicht auf seine Kunststoffhand zu starren. Sie hatte das wächserne Aussehen von einer Leiche.

«Das alte Pferd. Ihr Liebling. Er hat ein Problem mit dem Vorderlauf. Und sie hat es nicht gern, wenn sich jemand anderes um ihn kümmert. Aber sie meinte, ihr seht euch ja, wenn du im Haus bist.»

Also hatte ihre Großmutter, die sie seit über zehn Jahren nicht gesehen hatte, es vorgezogen, sich lieber um ein räudiges Pferd zu kümmern, als sie abzuholen. Plötzlich brannten Tränen in Sabines Augen. Echt, das sagte schon alles darüber, wie ihr Besuch gesehen wurde.

«Sie ist ein bisschen speziell, was ihn angeht», sagte Thom zurückhaltend, als er Sabine die Reisetasche abnahm. «Ich würde da nichts hineininterpretieren. Ich weiß, dass sie sich darauf freut, dich zu sehen.»

«Ziemlich eigenartige Methode, das zu zeigen», sagte Sabine, dann warf sie Thom einen Seitenblick zu, um festzustellen, ob er sie für pampig hielt.

Ihre Laune besserte sich kurzfristig, als sie nach draußen gingen. Nicht so sehr wegen des Autos – ein riesiger verbeulter Land Rover (auch wenn er um Längen cooler war als der VW ihrer Mutter) –, sondern wegen seiner Fracht: zwei großen, schokoladenbraunen Labradoren, so seidig und geschmeidig wie Seehunde, die sich aufgereggt umeinanderwanden, um die Ankömmlinge zu begrüßen.

«Bella und Bertie. Mutter und Sohn. Los, mach Platz, du dummes Tier.»

«Bertie?» Unwillkürlich schnitt Sabine eine Grimasse, während sie zugleich über die Köpfe der begeistert hechelnden Hunde rieb und versuchte, ihre feuchten Schnauzen von ihrem Gesicht wegzuschieben.

«Sie fangen alle mit B an. Die ganze Zuchtlinie. Genau wie bei Jagdhunden. Nur dass es bei den Jagdhunden ein H ist.»

Sabine wollte nicht nachfragen, über was er da eigentlich redete. Sie kletterte auf den Beifahrersitz und schnallte sich an. Leicht beunruhigt überlegte sie, wie Thom fahren würde, wo ihm doch ein Arm fehlte.

Ruckhaft, wie sich herausstellte. Doch als sie über die grauen Straßen von Rosslare fegten und danach über die Hauptstraße Richtung Kennedy Park, wurde ihr klar, dass dies nicht unbedingt an seinem unsicheren Griff um den Schaltknüppel liegen musste. Seine falsche Hand lag darüber wie ein

schlechtsitzender Helm und vibrierte leise gegen den Plastikknauf, während sie über die löchrigen Straßen holperten.

Als Nachhauseweg, fand sie, war das nicht gerade vielversprechend. In den verregneten, engen Straßen der Hafenstadt waren keine Läden zu entdecken, in die sie auch nur im Traum hätte gehen wollen. Stattdessen sah sie Miederwarengeschäfte für alte Damen und Schaufenster mit Auto-Ersatzteilen, und außerhalb der Stadt schien es nur noch Hecken zu geben, unterbrochen von modernen Bungalows, aus denen Satellitenschüsseln herauswuchsen wie eine merkwürdige Pilzsorte. Es wirkte nicht mal richtig ländlich. Es gab einen Park, der nach einem toten Präsidenten hieß, aber dass sie plötzlich zum Naturfreak werden würde, konnte sie sich nicht vorstellen.

«Kann man in Wexford eigentlich irgendwas *unternehmen?*», fragte sie Thom, und er drehte sich zu ihr und lachte, allerdings so verhalten, als wäre er darin nicht sonderlich geübt.

«Unser Großstadtkind langweilt sich jetzt schon, was?», sagte er, aber sein Ton war freundlich, also nahm sie es ihm nicht übel. «Mach dir keine Sorgen. Bis du wieder wegfährst, fragst du dich, was man eigentlich in der Stadt unternehmen kann.»

Irgendwie hatte sie daran so ihre Zweifel.

Um sich von ihrer Unruhe abzulenken, dachte Sabine über Thoms Arm nach, der nun auf der Handbremse neben ihr lag.

Sie hatte noch nie jemanden mit einer falschen Gliedmaße kennengelernt. War der Arm mit einer Art Klebstoff an seinem Körper befestigt? Oder nahm er ihn über Nacht ab, so wie ihre Nachbarin Margaret ihr Gebiss in ein Glas Wasser legte? Außerdem gab es auch noch die praktischen Fragen. Wie zog er seine Hosen an? Einmal hatte sich Sabine den Arm gebrochen und es überhaupt nicht geschafft, einhändig den Reißverschluss hochzuziehen. Sie hatte ihre Mutter darum bitten müssen. Verstohlen warf sie einen Blick seitwärts, um festzustellen, ob seine Hose so was wie einen Klettverschluss hatte, dann sah sie schnell wieder geradeaus.

Wenig später fragte Thom, wie es ihrer Mutter ging.

Überrascht sah ihn Sabine an. «Wie kommt es, dass du Mum kennst? Da musst du ja schon ihr ganzes Leben hier gewohnt haben.»

«Nicht ganz. Aber als ich jung war schon. Und dann bin ich ein paar Monate nach ihr zum Arbeiten nach England gegangen.»

«Mum hat nie was von dir erzählt.» Sobald der Satz über ihre Lippen gekommen war, wurde ihr bewusst, wie unhöflich er klang, aber Thom schien nicht beleidigt zu sein.

«Ich weiß nicht, ob sie überhaupt besondere Erinnerungen an mich hat.»

Sabine sah ihn an, hätte ihn am liebsten weiter ausgefragt. Sie fand es irgendwie seltsam, sich ihre Mutter hier vorzustellen, vielleicht befreundet mit diesem einarmigen Reiter. Sie konnte sich Kate nur in einer städtischen

Umgebung vorstellen; in ihrem Haus in Hackney mit seinen Holzböden, seinen Grünstreifen und den Ausstellungsplakaten, mit denen sie ihre Zugehörigkeit zum linksgerichteten Bürgertum demonstrierte. Oder in einem der Ethno-Restaurants der Kingsland Road, während sie durch eine tiefgründige Diskussion mit ihren resoluten, riesige Ohrringe tragenden Freundinnen den unschönen Moment aufschob, in dem sie an ihrem Artikel weiterschreiben musste. Oder wie sie total begeistert von einem Arthouse-Film aus dem Kino zurückkam, während sich Geoff über die Abkehr von der Bildsprache der deutschen Filmtradition beschwerte. Oder so ähnlich.

Bei dem Gedanken an Geoff zog sich Sabines Magen zusammen, und die Anspannung kehrte zurück. Kurz überlegte sie, ob er ihr schreiben würde. Dass ihre Mutter und er nicht mehr zusammen waren, machte alles so schwierig. Sie wusste nicht mehr, wie sie sich ihm gegenüber verhalten sollte. Er würde wahrscheinlich innerhalb von ein paar Monaten eine neue Freundin finden, genau wie Jim damals, dann würde Justin Stewartson ihre Mutter sitzenlassen, worauf ihre Mutter niedergeschlagen und verbittert darüber jammern würde, dass alle Männer total abartig waren. Tja, Sabine würde sie nicht bemitleiden, so viel war sicher.

«Da wären wir», sagte Thom.

Sie hatte aus ihrer Kindheit keine Erinnerungen daran, wie das Haus aussah, abgesehen von seiner Größe. Sie wusste nur noch, wie es innen war. Nichts als dunkle Holztreppe,

verschachtelte Flure, Gerüche von Kaminfeuer und Bienenwachs und Fuchsköpfe. Auf kleine Holzschilder montiert, die mit dem Todesdatum der Tiere beschriftet waren, hatten die Fuchsköpfe machtlos die Zähne fletschend von den Wänden herabgestarrt. Als Sechsjährige hatte sie sich schrecklich vor ihnen gefürchtet und minutenlang auf der Treppe gekauert, bis jemand vorbeikam und sie den Mut fand, an ihnen vorbeizurennen. Außerhalb des Hauses erinnerte sie sich nur an einen schwermütigen Esel, der unaufhörlich iaht hatte, wenn sie sich von seiner Koppel entfernte, und sie damit dazu erpresste, bei ihm zu bleiben. Ihre Mutter und Jim hatten gedacht, sie würde den Esel unheimlich mögen, und allen erzählt, wie süß das war. Sabine hatte nicht erklären können, dass sie sich von dem Tier schikaniert fühlte, und war dankbar gewesen, wenn irgendjemand sie ins Haus rief.

Jetzt aber fiel ihr auf, dass die Fassade heruntergekommen war. Von den hohen georgianischen Fenstern blätterte die Farbe ab, die Fenstersimse wiesen Furchen auf und hingen durch wie der Mund einer alternden Tante. Offenkundig war es früher ein prachtvolles Haus gewesen, prächtiger als jedes andere, in dem sie je gewesen war. Aber es wirkte irgendwie erschöpft, im Niedergang, wie ein Mensch, der sich um nichts mehr kümmerte und nur noch auf eine Gelegenheit wartete, sich zu verabschieden. Es sieht aus, wie ich mich fühle, dachte Sabine.

«Hoffentlich hast du warme Unterwäsche mitgebracht», bemerkte Thom nebenbei, als er ihre Reisetasche die

Eingangstreppe hinauftrug. «Es ist grässlich feucht dadrin.»

Nachdem er geklingelt hatte, warteten sie eine Ewigkeit, bis die Tür geöffnet wurde. Dann hatte Sabine eine große Frau in Gummistiefeln und Tweedhosen vor sich, die ein paar Strohhalme von ihrer Strickjacke zupfte. Sie war alt, ihre auffälligen Augenbrauen, ihre hervorspringende Nase und das Kinn wirkten wie ein übertriebener Cartoon von einem alten Menschen. Aber sie hielt ihre schlanke Gestalt sehr aufrecht. Als sie ihre Hand zur Begrüßung ausstreckte, fielen Sabine die kraftvollen, breiten Finger auf. «Sabine», sagte sie lächelnd. Und als wäre es ihr nachträglich eingefallen, streckte sie wie zu einer Umarmung auch noch den anderen Arm aus. «Es tut mir leid, dass ich dich nicht an der Fähre abholen konnte. Heute Nachmittag war der Teufel los.»

Sabine wusste nicht, ob sie sich vorwärtsbewegen sollte oder nicht. «Hallo», gab sie zurück, «Granny» wollte ihr nicht über die Lippen kommen. Verunsichert strich sie sich eine Haarsträhne zurück. «Schön ... schön, dich zu sehen.»

Ihre Großmutter zog ihre Hände zurück und straffte sich. Ihr Lächeln wirkte nun etwas gezwungener. «Ja. Ja ... Hattest du eine gute Überfahrt? Auf dieser Fähre ist es manchmal wirklich furchtbar. Ich finde es kaum zum Aushalten.»

«Es war okay.» Sabine registrierte selbst, dass ihre Stimme kaum noch hörbar war. Sie spürte, dass Thom hinter ihr stand und diesem lächerlichen Austausch von Floskeln abwartend zuhörte. «Etwas stürmisch. Aber nicht zu schlimm.» Nach einer

längeren Pause fügte sie hinzu: «Ist mit deinem Pferd wieder alles in Ordnung?»

«Nein. Leider nicht. Der arme Kerl. Aber wir haben ihm eine Dosis Phenylbutazon gegeben und hoffen, dass er damit besser durch die Nacht kommt. Hallo, Bella, altes Mädchen, hallo, hallo. Ja, ich weiß. Ja, Bella. Du bist ein gutes Mädchen. Und du, Bertie, wag es bloß nicht, die Treppe hinaufzulaufen.»

Die alte Lady hatte sich vorgebeugt, um ihren Hunden über die Köpfe zu reiben, dann drehte sie sich um und ging in die Eingangshalle. Sabine blieb stehen und starrte Thom an. Er bedeutete ihr mit einer Geste, dass sie ihrer Großmutter folgen sollte, und als er Sabines Reisetasche abgestellt hatte, salutierte er zum Abschied mit dem Zeigefinger an der Schläfe und sprang leichtfüßig die Eingangstreppe hinunter.

Sabine erstarrte einen Moment lang, musste den kindlichen Drang unterdrücken, ihn zum Bleiben anzubetteln. Wie ihr negativ auffiel, hatte sich ihre Großmutter nicht einmal bei Thom dafür bedankt, dass er sie hergebracht hatte. Sie hatte ihn überhaupt nicht beachtet. Sabine spürte, wie der Missmut, der sich seit ihrer Abfahrt aus London in ihr eingenistet hatte, neue Blüten trieb. Langsam ging sie ins Haus und zog die schwere Tür hinter sich zu.

Die Gerüche und Geräusche in der Eingangshalle weckten ihre Erinnerungen mit einem Schlag. Bohnerwachs. Muffige Vorhänge. Das Klicken der Hundekrallen auf dem Fliesenboden. Während sie ihrer Großmutter folgte, die mit schnellem Schritt durch den Flur ging, hörte sie das

gravitatische Ticken der Standuhr, mit der die Zeit in derselben entrückten Art abgemessen wurde wie bei ihrem letzten Besuch vor einem Jahrzehnt. Was sich verändert hatte, war ihr Blickwinkel. Sie war gewachsen und konnte nun auf die Tische schauen, auf Bronzeskulpturen von Pferden bei der Rast oder beim Sprung über bronzene Hecken. An den Wänden hingen Gemälde weiterer Pferde, die meisten mit ihren Namen beschriftet, Sailor, Witch's Fancy, Big Dipper, wie bei Porträts halb vergessener Ahnen aus einer Familiengalerie. Diese Gemälde übten irgendwie eine tröstliche Wirkung auf Sabine aus. Als ich das letzte Mal da war, hatte ich kein unbehagliches Gefühl, sagte sie sich. Und sie ist immerhin meine Großmutter. Wahrscheinlich macht es sie selbst nervös, überlegen zu müssen, wie sie mir den Aufenthalt schön machen kann.

Wenn es so war, verbarg sie es allerdings sehr gut. Im ersten Stock angekommen, sagte sie: «Wir haben das blaue Zimmer für dich vorgesehen», und deutete auf eine Tür am Ende des Flurs. «Die Heizung funktioniert nicht besonders gut, aber ich habe Mrs. H. gebeten, Feuer im Kamin zu machen. Und du musst das Badezimmer unten benutzen, weil die Warmwasserleitung hier oben den Geist aufgegeben hat.»

Sabine unterdrückte einen Schauer bei diesen gleichgültigen Ausführungen und sah sich in dem Zimmer um, dessen Einrichtung von einer merkwürdigen Mischung aus den 1950ern und den 1970ern gebildet wurde. Die blaue Chinoiserie-Tapete war mit viel Optimismus durch einen moderneren, türkisfarbenen Flauschteppich ergänzt worden.

Die golddurchwirkten Brokatvorhänge schleppten auf dem Fußboden, als würden sie von einem wesentlich höheren Fenster stammen. Neben dem Kamin stand ein altmodischer Waschtisch mit schmiedeeisernen Beinen in der Ecke, an dem ein blassgrünes Handtuch hing. Die Wand über dem Kaminsims wurde von einem Aquarell geschmückt, das ein Pferdegespann zeigte, und ein größeres, schlecht gemaltes Porträt, das vielleicht Sabines Mutter darstellen sollte, hing neben dem Bett. Ein paar Türen weiter ist mein Großvater, dachte Sabine, doch es war kein Laut zu hören.

«Im Schrank sind ein paar Sachen, aber der übrige Platz reicht dir bestimmt aus. Ist das alles, was du mitgebracht hast?» Ihre Großmutter warf einen Blick auf die Reisetasche, dann sah sie sich um, als würde sie nach weiterem Gepäck suchen.

Sabine wartete einen Moment ab. «Habt ihr einen Computer?»

«Einen was?»

«Habt ihr einen Computer?» Noch während sie die Frage stellte, war Sabine klar, wie die Antwort lauten würde.

«Einen Computer? Nein, so was haben wir hier nicht. Wozu brauchst du einen Computer?» Sie klang brüsk, verständnislos.

«Für E-Mails. Um mit zu Hause in Verbindung zu bleiben.»

Ihre Großmutter schien sie nicht gehört zu haben. «Nein», wiederholte sie nur, «wir haben keine Computer hier. Also, wenn du ausgepackt hast, trinken wir Tee, und danach kannst du deinen Großvater begrüßen.»

«Gibt es einen Fernseher?»

Ihre Großmutter musterte sie durchdringend. «Ja, es gibt einen Fernseher. Er steht zurzeit bei deinem Großvater im Zimmer, damit er die Spätnachrichten sehen kann. Aber du kannst ihn dir bestimmt ab und zu ausleihen.»

Bis es Zeit war, in den Salon zu gehen, war Sabines Stimmung auf den Nullpunkt gesunken. Selbst als Mrs. H. hereinkam, die klein und mollig war und nach selbstgebackenem Brot und Scones duftete, konnte das Sabines Laune nicht heben, obwohl sich Mrs. H. sehr freundlich nach der Überfahrt, nach Sabines Mutter und danach erkundigte, ob ihr das Zimmer gefiel. Es gab nichts schönzureden. Thom war anscheinend hier der Jüngste, und er war im Alter ihrer Mutter. Es gab kein Kabelfernsehen, keinen Computer, und wo das Telefon stand, hatte Sabine auch noch nicht herausgefunden. Also würde Amanda Gallagher ihr Dean Baxter ausspannen, bevor sie aus Irland zurückkam. Es war die Hölle.

Als ihre Großmutter in den Salon kam, wirkte sie auch nicht viel glücklicher. Beim Tee ließ sie abwesend ihren Blick umherschweifen, als wäre sie mit ihren Gedanken ganz woanders. Immer wieder stand sie auf, ging eilig zur Tür und rief Mrs. H. oder einer anderen Person Anweisungen zu. Beim vierten Mal dachte Sabine, dass ihre Großmutter Teestunden nicht gewohnt war und es als Zumutung empfand, so lange mit ihrer Enkelin herumsitzen zu müssen. Sie fragte nicht nach ihrer Mutter. Kein einziges Mal. «Musst du nach deinem Pferd

sehen?», fragte Sabine schließlich, weil sie dachte, das würde ihnen beiden einen ungezwungenen Ausweg aus der Situation bieten.

Ihre Großmutter sah sie erleichtert an. «Ja. Ja. Du hast recht. Ich sollte nach dem alten Knaben schauen. Sehr gut.» Sie stand auf, wischte sich ein paar Krümel von der Hose, und sofort sprangen die Hunde auf, um den Teppich abzuschnüffeln. «Möchtest du mitkommen? Dir die Stallungen ansehen?»

Sabine hätte sich am liebsten verdrückt, um mit ihrem Kummer allein zu sein, aber das würde ihr als Unhöflichkeit ausgelegt werden. «Ja, gut», sagte sie widerwillig. Ihre Dean-Baxter-Depression konnte noch eine halbe Stunde warten.

Der Esel war schon lange gestorben. «Er hatte Laminitis, der arme Kerl», meinte ihre Großmutter, als müsste das Sabine etwas sagen, aber zumindest wirkten die Stallungen vertraut auf sie. Und es ging allemal lebhafter zu als im Haus. Zwei schlaksige Männer arbeiteten mit Besen und klappernden Eimern an der Boxenreihe, zerteilten einen Heuballen, während hinter ihnen Pferdehufe über den Zementboden scharrten oder gegen die Bretter der Boxen traten. Aus einem winzigen Transistorradio, das auf einem umgedrehten Eimer stand, tönte verzerrte Musik. Bei dem Anblick des Hofes stellte sich bei Sabine eine unklare Erinnerung daran ein, vor einer der Boxen hochgehoben worden zu sein und halb begeistert, halb erschrocken aufgeschrien zu haben, als ein riesiges, langes Pferdegesicht aus dem Schatten aufgetaucht war.

«Ich habe angenommen, dass du heute zu müde zum Reiten bist, aber ich habe einen anständigen kleinen Wallach aus New Ross für dich gemietet. Den kannst du nehmen, solange du hier bist.»

Sabine blieb beinahe der Mund offen stehen. «Reiten? Ich ... ich bin seit Ewigkeiten nicht mehr geritten», stotterte sie. «Seit ich klein war. Ich ... Mum hat nichts davon gesagt ...»

«Dann sehen wir nachher mal in der Stiefelkammer nach. Welche Größe hast du? Siebenunddreißig? Achtunddreißig? Vielleicht passen dir die alten Stiefel deiner Mutter.»

«Ich habe das Reiten schon vor ungefähr fünf Jahren aufgegeben.»

«Ja, in London reiten zu wollen, kann man sich wirklich schenken, oder? Ich bin einmal zu diesem Reitstall im Hyde Park gegangen. Musste mit dem Pferd über eine Hauptstraße, um überhaupt auf die Wiese zu kommen.» Ihre Großmutter durchquerte mit langen Schritten den Hof und meckerte mit einem der Stallburschen, weil er die Streu in einer Box nicht ordentlich genug ausgeräumt hatte.

«Aber eigentlich will ich gar nicht.»

Ihre Großmutter hörte sie nicht. Sie hatte einem der Männer den Besen abgenommen und zeigte ihm mit kurzen, ärgerlichen Bewegungen, wie man richtig ausfegte.

«Verstehst du, ich ... ich reite eigentlich gar nicht mehr gern.» Sabines Stimme hatte hoch und durchdringend den Lärm übertönt, sodass sich alle nach ihr umdrehten.

Sabines Großmutter blieb wie angewurzelt stehen und wandte ihr dann langsam den Blick zu. «Wie bitte?»

«Es gefällt mir nicht. Das Reiten. Ich ... ich bin da irgendwie herausgewachsen.»

Die beiden Stallhelfer sahen sich an, der eine mit einem leichten Feixen im Gesicht. Was sie gerade gesagt hatte, war offensichtlich der Wexford-Code für: «Ich bin ein Kindermörder», oder: «Ich drehe meine Unterhosen um, dann spare ich mir einmal die Wäsche.» Sabine spürte, dass sie rot wurde, und hätte sich dafür verfluchen können.

Ihre Großmutter starrte sie einen Moment lang ausdruckslos an, dann drehte sie sich wieder zum Stall um. «Mach dich nicht lächerlich», knurrte sie. «Um Punkt acht Uhr gibt es Abendessen. Dein Großvater wird uns Gesellschaft leisten, also komm nicht zu spät.»

Sabine weinte beinahe eine Stunde lang ungehört in ihrem feuchten, abgelegenen Zimmer. Sie fluchte auf ihre Mutter, die sie an diesen idiotischen Ort geschickt hatte, auf ihre unfreundliche Großmutter mit ihren dämlichen Pferden und auf Thom, weil er sie einen Moment lang hatte glauben lassen, dass es nicht so schlimm werden würde. Dann fluchte sie auf Amanda Gallagher, die sich, *das wusste sie einfach*, in genau diesem Moment Dean Baxter krallte, anschließend auf die irische Fährgesellschaft, die auch bei beschissenstem Wetter ihren Betrieb nicht einstellte, und auf den türkisfarbenen Flauschteppich, weil er so grauenvoll war, dass sie auswandern

musste, falls jemals irgendwer etwas von ihrem Aufenthalt in diesem Zimmer mitbekam. Und zwar für immer. Danach setzte sie sich auf und fluchte auf sich selbst, weil sie mit ihrer Triefnase rot und fleckig im Gesicht wurde, wenn sie weinte, statt auf die blasse, rehägige, melancholische Art traurig auszusehen, die Männer unwiderstehlich fanden. «Mein ganzes Leben ist ein einziges, verdammtes Chaos», jammerte sie, und dann schluchzte sie noch ein bisschen weiter, weil es laut noch viel herzergreifender klang.

Sabines Großvater saß schon am Tisch, als sie langsam die Treppe herunterging. Sie sah seinen Gehstock, der zwischen seinen Beinen unter dem Tisch herausragte, bevor sie ihn selbst sah. Dann, als sie um die Ecke des Esszimmers gebogen war, hatte sie seinen gekrümmten Rücken vor sich, der mit einer Decke im Schottenkaro abgepolstert unbequem an dem hohen Esstischstuhl lehnte. Es waren drei Gedecke aufgelegt worden, zwischen denen die riesige Fläche des Mahagonitischen schimmerte, und ihr Großvater saß einfach nur im Kerzenlicht und starrte vor sich hin.

«Aah», sagte er langsam, als sie in sein Blickfeld kam. «Du kommst zu spät. Wir essen um acht zu Abend. Um acht.» Er hob einen knochigen Finger in Richtung der Wanduhr, an der Sabine ablesen konnte, dass sie sich um sieben Minuten verspätet hatte. Dann sah sie wieder ihren Großvater an, wusste nicht, ob sie um Entschuldigung bitten sollte.

«Nun, dann nimm Platz, nimm Platz.» Er ließ seine Hand in den Schoß sinken.

Sabine setzte sich ihm gegenüber hin. Er war der älteste Mann, den sie je gesehen hatte. Seine Gesichtshaut, unter der sich der Schädel abzeichnete, war nicht einfach nur faltig: Unzählige kleine Furchen hatten sich darauf gebildet wie in einem ausgetrockneten Flussbett. Eine dünne Vene pulsierte oberhalb seiner Schläfe, wölbte sich unter der Haut, als wäre ein Wurm daruntergekrochen.

«Du bist also ...», seine Stimme senkte sich, als wäre sie von diesen paar Worten schon erschöpft, «... die kleine Sabine.»

Darauf schien keine Bestätigung notwendig. Sabine sah ihn nur zustimmend an.

«Und wie alt bist du jetzt?» Selbst bei seinen Fragen hob sich seine Stimme zum Satzende nicht.

«Ich bin sechzehn.»

«Wie bitte?»

«Ich bin sechzehn. Sechzehn.» Oh Gott, taub war er auch noch.

«Aah. Sechzehn.» Er hielt kurz inne. «Schön, schön.»

In dem Moment kam ihre Großmutter durch eine Seitentür herein. «Oh, da bist du ja. Gut. Dann bringe ich jetzt die Suppe.» Mit ihrem «Da bist du ja» hatte sie Sabine nebenbei zu verstehen gegeben, dass auch sie ihre Verspätung zur Kenntnis genommen hatte. Was haben sie bloß?, dachte Sabine niedergeschlagen. Es sah schließlich nicht danach aus, als

würden an diesem Abend noch dringende Termine auf sie warten.

«Die Hunde haben einen deiner Hausschuhe erwischt», rief ihre Großmutter aus dem Nebenzimmer herüber, doch ihr Großvater schien es nicht mitzubekommen. Sabine beschloss, die Nachricht nicht weiterzugeben. Schließlich hatte sie keine Ahnung, was diese Mitteilung auslösen würde.

Ihre Großmutter trug eine Gemüsesuppe auf. Mit frischem Gemüse, keinem aus der Dose, und haufenweise Kartoffelstücken und Kohl. Daheim hätte Sabine so etwas nie gegessen, aber das kalte Haus hatte sie hungrig gemacht, und die Suppe, das musste sie zugeben, schmeckte ziemlich gut.

Weil sie etwas Nettes sagen wollte, während sie schweigend aßen, richtete sie sich etwas auf und erklärte: «Die Suppe ist sehr gut.»

Ihr Großvater hob langsam den Kopf und schlürfte etwas Suppe von seinem Löffel.

«Wie?»

«Die Suppe», wiederholte sie laut. «Sie ist sehr gut.»

Die Standuhr in der Halle schlug halb neun. Von irgendwo war zu hören, wie einer der Hunde einen bebenden Seufzer ausstieß.

Der alte Mann wandte sich an seine Frau. «Spricht sie über die Suppe?»

Ihre Großmutter sah nicht auf. «Sie sagt, dass sie gut schmeckt», bestätigte sie laut.

«Ooh, ach so. Was ist es für eine?», fragte er. «Ich erkenne den Geschmack nicht.»

«Gemüse.»

Sabine ertappte sich dabei, auf das Ticken der Standuhr in der Halle zu lauschen. Es schien lauter geworden zu sein.

«Gemüse? Hast du Gemüse gesagt?»

«Ja, genau.»

Lange Pause.

«Aber Mais ist keiner drin, oder?»

Ihre Großmutter tupfte sich den Mund mit ihrer Leinenserviette ab. «Nein, mein Lieber, kein Mais. Mrs. H. weiß, dass du Mais nicht magst.»

Er sah auf seinen Teller, als würde er die Zutaten der Suppe inspizieren. «Ich mag keinen Mais», sagte er langsam zu Sabine. «Grässliches Zeug.»

Sabine musste inzwischen den Drang unterdrücken, hysterisch loszulachen. Sie kam sich vor, als wäre sie in einem grauenvollen drittklassigen Fernsehfilm gefangen wie in einer Zeitkapsel, aus der niemand je wieder entkam. Ich muss nach Hause, beschloss sie. Das hier halte ich auf keinen Fall Abend für Abend durch. Sonst vertrockne ich und sterbe. Man wird mich mumifiziert in einem Zimmer mit einem türkisfarbenen Teppich finden und nicht herausfinden können, ob ich an Kälte oder an Langeweile gestorben bin.

«Gehst du zur Jagd?»

Sabine richtete ihren Blick auf ihren Großvater, der endlich mit seiner Suppe fertig war. An seinem Mundwinkel hing noch

eine dünne, halb durchsichtige Spur davon. «Nein», sagte sie leise.

«Wie?»

«Nein. Ich jage nicht.»

«Sie spricht sehr leise», sagte er laut zu seiner Frau. «Sie könnte etwas lauter sprechen.»

Ihre Großmutter, die gerade die Suppenteller zusammengestellt hatte, verließ diplomatisch schweigend den Raum.

«Du sprichst sehr leise», sagte er. «Das ist sehr unhöflich. Du solltest lauter sprechen.»

«Entschuldigung», sagte Sabine laut und reichlich herausfordernd. Dämlicher alter Knacker.

«Und mit wem gehst du auf die Jagd?»

Sabine warf einen Blick über die Schulter, wünschte sich plötzlich ihre Großmutter zurück. «Ich jage nicht», schrie sie beinahe. «Ich wohne in Hackney. Das ist in London. Dort gibt es keine Jagd.»

«Keine Jagd?»

«Nein.»

«Oohh.» Er wirkte richtig schockiert, als wäre nicht zu jagen ein vollkommen neues Denkmodell. «Und wo gehst du reiten?»

Oh, das war wirklich unmöglich. «Das tue ich nicht», sagte sie. «Man kann dort nirgends reiten.»

«Und wo hast du dann dein Pferd eingestellt?»

«Sie hat nirgendwo ein Pferd eingestellt, mein Lieber», sagte ihre Großmutter, die mit einem großen Silbertablett

hereinkam, das mit einer silbernen Wärmehaube abgedeckt war, von denen Sabine immer gedacht hatte, sie wären für Comedy-Butler reserviert. «Sie und Katherine wohnen in London.»

«Oohh. Ja. London, ganz recht.»

Bitte, Mum, komm und hol mich hier weg, flehte Sabine. Es tut mir leid, dass ich wegen dir und Geoff und Justin so gemein war. Komm einfach und hol mich ab. Ich verspreche auch, dass ich nie mehr wegen irgendwas herummaule. Und du kannst mit so vielen unpassenden Männern was anfangen, wie du willst, ich werde nie wieder ein Wort sagen. Ich lerne für die Schule und mache Abitur. Ich höre sogar auf, heimlich dein Parfüm zu benutzen.

«Also Sabine, hast du es lieber blutig oder durchgegart?»

Ihre Großmutter hob die Silberkuppel an, sodass der braune, brutzelnde Hügel Rindfleisch sein Aroma im Zimmer verbreitete. Er erhob sich, umgeben von einem Ring Bratkartoffeln, aus einem flachen, gehaltvollen See brauner Soße.

«Du kannst es dir aussuchen, meine Liebe. Ich tranchiere das Stück. Also? Ich möchte es nicht kalt werden lassen.»

Sabine starrte sie entsetzt an. «Mum hat dir nichts davon gesagt, oder?», fragte sie leise.

«Wovon?»

«Wie?», kam es gereizt von ihrem Großvater. «Was hast du gesagt? Sprich lauter.»

Sabine schüttelte langsam den Kopf, wünschte, ihre Großmutter würde keine so angespannte und entnervte Miene ziehen. «Ich bin Vegetarierin.»

Kapitel 2

Es war wirklich ganz einfach. Scheinbar. Wenn man das Bad unten benutzte (und nicht das obere, das offensichtlich bei der Errichtung des Hauses eingebaut worden war und in dem es vermutlich auch nur zu jener Zeit warmes Wasser gegeben hatte), räumte man sämtliche Hinweise auf seine Anwesenheit weg, und zwar bis spätestens fünf Minuten, nachdem man fertig war. Also feuchte Handtücher, Seife und Shampoo, Waschlappen und selbst die Zahnbürste und die Zahnpasta. Andernfalls hatte man damit zu rechnen, den ganzen Haufen keine halbe Stunde danach vor seiner Zimmertür wiederzufinden.

Wenn man etwas zum Frühstück haben wollte, sorgte man dafür, vor acht Uhr dreißig im Frühstückszimmer zu erscheinen. Nicht im Esszimmer. Natürlich. Und nicht um Viertel nach neun, wenn der halbe Tag schon vorbei war und Mrs. H. Wichtigeres zu tun hatte, als zu warten, bis der Letzte mit dem Frühstück fertig war, auch wenn sie das aufgrund ihrer netten Art nicht selbst sagen würde. Und man aß Porridge, gefolgt von Toast. Entweder mit Honig oder mit Marmelade. Beides stand in Silberschälchen auf dem Tisch. Und nein, es gab kein Müsli. Oder Cornflakes.

Und man jammerte nicht über die Kälte, sondern man zog sich passend an, statt praktisch halbnackt herumzulaufen und sich über die Zugluft zu beschweren. Also dicke Pullover und Hosen. Und wenn man davon nicht genug mitgebracht hatte, musste man nur einen Ton sagen, weil davon jede Menge in der untersten Kommodenschublade lagen. Und nur ein sehr unhöflicher Mensch würde eine Bemerkung darüber machen, wie muffig sie rochen oder dass sie aussahen, als wären sie das letzte Mal von Waisenkindern getragen worden, und zwar lange bevor man selbst auf die Welt gekommen war. Und das Gleiche galt für das Schuhwerk. Man konnte hier nicht mit teuren Sneakers herumlaufen und erwarten, dass sie weiterhin wie neu aussahen. Man sollte in die Stiefelkammer gehen und sich ein robustes Paar Gummistiefel heraussuchen. Und wenn man bei Spinnen hysterisch wurde, sollte man sie eben vorher aus den Stiefeln schütteln.

Dazu kamen noch die Regeln, die sich von selbst verstehen sollten. Zum Beispiel, dass man die Hunde nicht nach oben lassen durfte. Oder seine Stiefel nicht im Salon stehen ließ. Oder den Fernseher wieder auf Großvaters bevorzugten Nachrichtensender einstellte, wenn man sich ein anderes Programm angesehen hatte. Oder nicht zu essen anfang, bevor jeder etwas auf dem Teller hatte. Oder nicht das Telefon benutzte, ohne vorher gefragt zu haben. Oder sich nicht zum Aufwärmen auf den Aga-Herd setzte. Oder abends badete (womöglich sogar mit mehr als einer Handbreit Wasser in der Wanne).

Sabine musste sich so viele Regeln merken, dass es ihr nach einer Woche so vorkam, als hätte das Haus selbst menschliche Züge, als wäre es genauso kleinlich und in Gewohnheiten erstarrt wie ihre Großeltern. Sie war nahezu ohne Vorschriften und Regeln aufgewachsen. Ihre Mutter hatte eine verquere Befriedigung daraus gezogen, sie ihr Leben selbst strukturieren zu lassen. Sie hatte eine Art Montessori-Existenz geführt, sodass sie angesichts dieser unendlichen und anscheinend sinnlosen Einschränkungen immer missmutiger und niedergeschlagener wurde.

So war es, bis ihr Thom die wichtigste aller Regeln beibrachte und ihr damit wieder eine gewisse Freiheit verschaffte: Gehe im Haus oder auf dem Gelände niemals auch nur ein bisschen langsamer als im Kilcarrion-Tempo. Darunter war eine rasche, zielgerichtete Gangart zu verstehen, die mit erhobenem Kinn und in mittlere Entfernung gerichtetem Blick auszuführen war und die in der richtigen Geschwindigkeit dazu diente, jegliche Fragen abzuwenden wie «Wohin gehst du?» oder häufiger «Was machst du gerade? Komm, du kannst mir helfen, diese Box auszumisten/die Pferde reinzuholen/den Anhänger abzukoppeln / die Hundehütte auszuspritzen.»

«Das betrifft nicht nur dich», sagte Thom. «Sie sieht es nicht gern, wenn jemand trödelt. Das macht sie unruhig. Deswegen gehen wir alle so.»

Als Sabine darüber nachdachte, wurde ihr bewusst, dass es tatsächlich so war. Sie hatte hier mit Ausnahme ihres Großvaters noch nie jemanden gesehen, der sich langsamer als

ruckzuck bewegte. Und nachdem sie den alten Mann bisher nur sitzend erlebt hatte, konnte sie auch bei ihm nicht sicher sein.

Aber der Haushalt mit seinen unüberschaubaren Regeln war nicht ihr einziges Problem. Von ihren Freunden abgeschnitten und nach nur einem einzigen, kurzen, unbefriedigenden Anruf ihrer Mutter, fühlte sich Sabine von allem isoliert, was sie kannte. Sie war ein Alien in dieser Umgebung, stand ihrer betagten Verwandtschaft genauso verständnislos gegenüber wie umgekehrt. Sie hatte das Haus und das Grundstück bisher nur ein Mal verlassen, und zwar, um mit ihrer Großmutter zu einer Art Großmarkt in der nächsten Stadt zu fahren, wo es von Schmelzkäse bis zu weißen Plastikgartenmöbeln alles gab. Außer dem Großmarkt waren da noch ein Postamt und ein Laden für Reiterbedarf. Kein McDonald's, kein Kino, keine Einkaufspassage. Keine Zeitschriften. Offenbar auch keine Leute unter dreißig. Mit dem *Daily Telegraph* und der *Irish Times* als einzigem Fenster zur Außenwelt wusste sie nicht einmal, welcher Song gerade die Charts anführte.

Falls ihre Großmutter etwas davon mitbekam, dass Sabine zunehmend deprimierter wurde, hatte sie offensichtlich beschlossen, darüber hinwegzugehen oder es als Teenager-Laschheit zu betrachten. Jeden Morgen «organisierte» sie Sabines Tag, gab ihr eine Reihe von Aufgaben, wie etwa Unterlagen ins Stallbüro zu bringen oder für Mrs. H. Gemüse aus dem Küchengarten zu holen, und behandelte sie mit der

gleichen knappen Distanziertheit wie alle anderen. Außer den Hunden natürlich. Und ganz besonders Duke.

Seinetwegen hatten sie bisher den schlimmsten Ärger miteinander gehabt, noch schlimmer als in dem Moment, in dem Sabines Großmutter darauf hatte bestehen wollen, dass sich vegetarische Ernährung unmöglich auf Hühnchen erstrecken konnte. Zwei Tage nach dieser Debatte war Duke etwas steifbeinig in seine Box zurückgeführt worden, und Sabine hatte vergessen, auch den unteren Riegel der Schwingtür zuzuschieben, obwohl sie darum gebeten worden war. Darauf hatte sie machtlos zusehen müssen, wie Duke mit der Lebhaftigkeit eines viel jüngeren und nicht lahmen Pferdes mit den Zähnen den oberen Riegel zurückzog und mit eleganten Sprüngen über den Stallhof in die Freiheit der dahinterliegenden Felder ausbrach.

Es hatte ihre Großmutter und ihre beiden Stallhelfer beinahe zwei Stunden gekostet, ihn mit Hilfe von sechs Äpfeln und einem Eimer Haferkleie wieder einzufangen. Sie waren entschlossen über die Felder gestapft, während Duke sie immer wieder narrete, indem er ihnen verlockend nah kam, nur um gleich darauf mit herausfordernd gerecktem Schweif auszuscheren. Als er beim Dunkelwerden schließlich auf sie zutrottete, den Kopf erschöpft gesenkt und mit einem irgendwie verlegenen Ausdruck in den Augen, hatte er stark gelahmt. Ihre Großmutter war außer sich gewesen, hatte als Erstes Sabine angeschrien, sie sei ein «dummes, dummes Mädchen», und dann am Rand der Tränen ihre gesamte

Aufmerksamkeit auf ihren «Jungen» gerichtet, ihm abwechselnd den Kopf gerieben und ihn mit sanften Tönen ausgescholten, während sie ihn behutsam zum Stall zurückführten. Und was ist mit mir?, hätte Sabine, die nun selbst weinte, am liebsten zurückgebrüllt. Ich bin deine Enkelin, verdammt, aber für mich hast du noch kein einziges freundliches Wort gehabt!

Das war der Moment gewesen, in dem Sabine begann, ihre Flucht zu planen. Und ihrer Großmutter aus dem Weg zu gehen, die den Vorfall zwar nicht mehr ansprach, Sabine aber trotzdem ihren ganzen Unwillen spüren ließ. Ein oder zwei Tage war es ihr sogar schwergefallen, überhaupt ein Wort mit ihr zu wechseln. Ihre Laune besserte sich erst, als der Tierarzt verkündete, dass die Entzündung in Dukes Bein abklang.

Deshalb verbrachte Sabine die meiste Zeit mit Thom und den beiden Stallhelfern, Liam und John-John, die beide, ebenso wie Mrs. H., irgendwie entfernt mit ihm verwandt waren. Liam war ein ehemaliger Springreiter, der kaum einen Satz ohne sexuelle Anspielung herausbrachte. John-John dagegen, sein achtzehnjähriger Gehilfe, dessen Gesicht von seinen Anstrengungen, sich für die Aufnahme in einen benachbarten Rennstall zu qualifizieren, wettergegerbt war wie bei einem viel älteren Mann, sagte beinahe nie etwas. Auch Thom war ziemlich wortkarg, aber er schien Sabines Frustration zu verstehen und versuchte, sie gelegentlich mit sanftem Spott abzumildern. Sein künstlicher Arm fiel ihr schon gar nicht mehr auf. Thom war jemand, mit dem sie reden konnte.

«Also hab ich bis halb elf gewartet, um sicher zu sein, dass der Alte im Bad fertig war, aber dann war kein warmes Wasser mehr übrig. Kein Tropfen. Mir war so kalt, als ich aus dem Bad kam, dass meine Füße blau gefroren waren. Wirklich. Und mir haben die Zähne geklappert.»

Sie schaukelte auf einer der Boxentüren und trat an einen Eimer, sodass ein Schwall Wasser über den zerbeulten Rand schwappte. Thom, der mit einem Rechen das frische Stroh verteilte, das an einer Wand aufgehäuft war, unterbrach sich und zog eine Augenbraue hoch. Sabine stieg von der Schwingtür, wobei ihr Blick unbewusst zu Dukes Box hinüberwanderte.

«Es gibt keinen Föhn, also hängen meine Haare total platt herunter. Und meine Bettlaken sind feucht. Richtig feucht. Echt, wenn ich ins Bett gehe, klebt das Laken auf dem Matratzenbezug. Außerdem riecht das Bettzeug nach Schimmel.»

«Woher willst du das wissen?»

«Was?»

«Dass die Laken nach Schimmel riechen. Gestern hast du mir erklärt, das ganze Haus würde nach Schimmel riechen. Vielleicht riechen die Laken in Wirklichkeit sogar gut.»

«Man kann ihn sehen. Da sind grünliche Flecken drauf.»

Thom lachte laut auf, ohne seine Arbeit zu unterbrechen. «Das ist wahrscheinlich das Stoffmuster auf den Laken. Ich wette, du siehst genauso schlecht wie deine Mutter.»

Sabine ließ die Boxentür los und starrte ihn an. «Woher weißt du, wie gut oder schlecht meine Mutter sieht?»

Thom lehnte den Rechen an die Wand. Dann bückte er sich nach dem Eimer, wartete, bis Sabine aus dem Weg gegangen war, und schüttete das Wasser mit einem Schwung in den Hof. «Ihr seid alle blind. Liegt bei euch in der Familie. Jeder weiß das. Es wundert mich, dass du keine Brille trägst.»

So war Thom eben. Sabine konnte sich einbilden, ihn einschätzen und wie mit einem Kumpel mit ihm reden zu können, aber mitunter kam eine Bemerkung über ihre Mutter oder seine eigene Vergangenheit, und Sabine verstummte, während sie versuchte, diese neue Information in das einzubauen, was sie bisher wusste.

Über ihn wusste sie zum Teil aus seinen sporadischen Bemerkungen zum Teil von Mrs. H., dass er fünfunddreißig Jahre alt war, dass er einige Jahre in England für einen Rennstall gearbeitet hatte, dass er ziemlich deprimiert zurückgekommen war und dass er seinen Arm beim Reiten verloren hatte. Die letzte Information stammte nicht von ihm, und auch wenn er sich locker gab, wagte Sabine es nicht, ihn nach der Amputation zu fragen, aber Mrs. H. hatte zu ihr gesagt, dass sie schon immer gedacht hatte, die Pferde wären noch einmal sein Tod. «Er kennt keine Angst, verstehst du? Sein Vater war genauso.»

Hier geht es wirklich immer nur um Pferde, dachte Sabine genervt. Sie waren allesamt dermaßen besessen davon, dass es ihnen nicht einmal etwas ausmachte, deswegen einen

Körperteil zu verlieren. Bisher war es ihr gelungen, einem Ritt auf dem Schimmel auszuweichen, indem sie ihrer Großmutter etwas von Rückenschmerzen vorgeschwindelt hatte. Aber nach der ungeduldigen Miene ihrer Großmutter zu schließen, die schon ein paar alte Reitstiefel und einen Reiterhelm herausgesucht und die Sachen unübersehbar vor Sabines Zimmertür gelegt hatte, lief die Zeit der Ausreden eindeutig ab.

Sabine wollte nicht reiten. Schon bei dem Gedanken daran fühlte sie sich schlecht. Sie hatte ihre Mutter vor Jahren dazu bringen können, sie nicht weiter dazu zu drängen, aber erst nachdem sie bei den wöchentlichen Fahrten zum Reitstall derart gestresst gewesen war, dass sie sich beinahe übergeben musste. Sie hatte stets die Angst, eines der teuflischen Schulpferde zu bekommen, die ausschlugen und buckelten und den anderen mit angelegten Ohren und gebleckten Zähnen nachjagten, oder dass ihr Pferd durchgehen würde, sie die Kontrolle verlor, ihre Beine unbeherrschbar um den Sattel schlackerten und sie vergeblich die Zügel zurückreißen würde. Für Sabine war das keine Herausforderung wie für die anderen Mädchen. Und Spaß machte es auch nicht. Kate hatte nicht groß widersprochen, als Sabine sagte, sie habe keine Lust mehr darauf. Es war, als hätte sie ihre Tochter lediglich aus einer Art Familientradition heraus zum Reiten geschickt.

«Ich möchte nicht reiten», gestand sie Thom, während er ein Pferd in seine Box zurückführte.

«Es wird dir gefallen. Dieser kleine Bursche ist ein richtiger Gentleman.»

Sabine warf einen Blick zu dem Schimmel hinüber, der auf der hinteren Weide stand. «Es ist mir egal, wie er ist. Ich möchte nicht reiten. Denkst du, Großmutter wird mich dazu zwingen?»

«Er ist großartig. Wenn du ein paarmal bei ihm im Sattel gesessen hast, wirst du dich richtig wohlfühlen.»

«Du nimmst mich nicht ernst, verdammt», sagte sie mit erhobener Stimme, sodass John-John neugierig den Kopf aus der Box nebenan streckte. «Ich möchte dieses Pferd nicht reiten. Ich möchte auf überhaupt keinem Pferd reiten. *Ich mag es nicht.*»

Gelassen nahm Thom dem Pferd die Führungsleine ab und klopfte ihm mit seiner guten Hand lobend auf die Kruppe. Dann verließ er die Box und verriegelte sie. «Du hast Angst, was?», sagte er zu Sabine.

«Ich mag das Reiten einfach nicht.»

«Es ist nichts dabei, wenn man Nervenflattern hat. So ist es den meisten von uns schon mal gegangen.»

«Bist du taub? Was ist mit euch Leuten nur los? Ich mag das Reiten einfach nicht.»

Thom legte ihr seine künstliche Hand auf die Schulter. Dort verharrte sie, steif und unnachgiebig, in seltsamem Kontrast zu dem Gefühl, das er Sabine vermitteln wollte. «Weißt du, sie wird erst zufrieden sein, wenn du es wenigstens versucht hast. Danach wird alles sehr viel besser. Warum kommst du nicht

morgen früh mit mir raus? Ich Sorge dafür, dass es gut für dich läuft.»

Sabine hätte am liebsten angefangen zu weinen. «Wirklich, ich will es nicht. Oh Gott, ich fasse es nicht, dass ich hier festsitze. Mein ganzes Leben ist eine einzige Katastrophe.»

«Morgen früh. Nur du und ich. Sieh mal, es ist besser, wenn du deinen ersten Ausritt mit mir machst statt mit ihr, oder?»

Sie sah zu ihm auf. Er grinste. «Sie verspeist dich nämlich zum Frühstück, weißt du? Diese Frau ist die furchtloseste Reiterin in ganz Südirland. Ist immer noch zur Hetzjagd mitgeritten, bis Duke angefangen hat zu lahmen.»

«Ich werde mir den Hals brechen. Und dann tut es euch allen leid.»

«Mir ganz bestimmt. Ich kann nämlich mit einem Arm keine Leiche den ganzen Weg zurücktragen.»

Doch am nächsten Morgen konnte sie Thom wieder absagen. Dieses Mal allerdings hatte sie eine triftige Entschuldigung.

«Ich muss heute länger außer Haus», hatte ihre Großmutter gesagt, «und Mrs. H. hat sehr viel zu tun, deshalb hätte ich gern, dass du dich um deinen Großvater kümmerst.» Sie trug ihre «Stadtkleidung». Zumindest nahm Sabine an, dass es ihre Stadtkleidung war. Zum ersten Mal hatte Sabine sie in etwas anderem als alten Tweedhosen und Gummistiefeln gesehen. Sie hatte einen dunkelblauen Wollrock älteren Datums an, eine dunkelgrüne Strickjacke über einem Pullover mit Rundhalsausschnitt und darüber ihre ewige grüne Steppjacke.

Außerdem hatte sie eine Perlenkette angelegt und ihr Haar in einer steifen altmodischen Art zurückfrisiert, sodass es in Wellen lag und nicht wie üblich um ihren Kopf abstand.

Sabine unterdrückte den Drang zu fragen, ob sie es mal so richtig krachen lassen wollte. Irgendwie wusste sie, dass ihre Großmutter das nicht lustig finden würde. «Wohin gehst du?», fragte sie stattdessen ohne besonderes Interesse.

«Nach Enniscorthy. Der Pferdetrainer dort kauft uns vielleicht einen von unseren Einjährigen ab.»

Sabine hielt einen gelangweilten Seufzer zurück, während ihr die Information zum einen Ohr hinein- und zum anderen wieder hinausging.

«Also. Dein Großvater möchte um Punkt eins zu Mittag essen. Er schläft oben in seinem Sessel, und du solltest ihn eine gute Stunde vorher wecken, weil er sich wahrscheinlich noch umziehen will. Mrs. H. wird das Mittagessen vorbereiten und es in der kleinen Küche neben dem Esszimmer bereitstellen. Aber den Tisch musst du selbst decken, weil sie heute Vormittag das Fallobst zu den Nachbarn bringt. Und stör Thom nicht im Stall – sie haben dort eine Menge zu tun. Und lass die Hunde nicht nach oben. Bertie hat sich gestern in das Schlafzimmer deines Großvaters geschlichen und seine Haarbürste zerkaut.»

Das ist vermutlich kein besonders großer Verlust, dachte Sabine. Schließlich hat er nur noch ungefähr zwei Haare zum Bürsten.

«Ich komme nachmittags zurück. Hast du dir alles gemerkt?»

«Mittagessen um eins. Nicht zu spät kommen. Nicht Mrs. H. stören. Nicht Thom stören. Nicht die Hunde nach oben lassen.»

Ihre Großmutter starrte sie einen Moment lang mit ihrem merkwürdig ausdruckslosen Gesichtsausdruck an, sodass Sabine nicht wusste, ob sie ihren rebellischen Ton registriert oder ihr das, was sie gesagt hatte, nur zum einen Ohr hinein- und zum anderen hinausgegangen war wie bei ihr selbst. Dann verknötete ihre Großmutter ihr Kopftuch unter dem Kinn und ging nach einem liebevollen Gruß an Bella, die sich gespannt an ihrer Seite gehalten hatte, mit eiligen Schritten zur Haustür hinaus.

Sabine blieb noch in der Eingangshalle stehen, bis der Knall, mit dem die Tür zugeworfen wurde, verhallt war, dann überlegte sie, was sie tun sollte. Es kam ihr so vor, als würde sie jeden Tag endlos darüber nachdenken, was sie tun sollte. Alles, womit sie ihre Zeit zu Hause mühelos ausgefüllt hatte – Fernsehen, Internet, mit Freundinnen telefonieren oder im Viertel herumstreifen, um zu sehen, was so los war –, gab es hier nicht. Man konnte schließlich nicht ewig sein Zimmer aufräumen, und wenn man sich noch dazu nicht für Pferde interessierte, blieb eigentlich überhaupt nichts anderes mehr.

In den Hof wollte sie nicht gehen, weil sie genau wusste, dass Thom sofort wieder damit anfangen würde, dass sie auf diesem blöden Pferd reiten sollte. Und Fernsehen kam auch nicht in Frage, denn das Vormittagsprogramm war einfach jämmerlich. Und als sie es das letzte Mal nachmittags angestellt hatte, waren ihr praktisch die Trommelfelle geplatzt. «Es ist so laut

eingestellt, damit dein Großvater die Nachrichten hören kann», hatte Mrs. H. gesagt. «Am besten schaltest du es gar nicht ein.» Jeden Abend um neun Uhr hörte Sabine, ganz gleich, wo im Haus sie gerade war, den lautstarken Jingle der Nachrichtensendung. Ihr Großvater saß nach vorn gebeugt vor dem Apparat, als hätte er immer noch Schwierigkeiten, etwas zu verstehen, während die anderen im Raum Zeitung lasen und höflich so taten, als würden sie nicht gerade taub werden.

Trotzdem, ging es ihr durch den Kopf, als sie, gefolgt von Bella, langsam die Treppe hinaufging, hatte die Abwesenheit ihrer Großmutter etwas Befreiendes. Wie beklommen sie sich in ihrer Gegenwart fühlte, wurde Sabine erst bewusst, als sie spürte, wie sehr sie sich plötzlich entspannte. Ein halber Tag Freiheit. Ein halber Tag Langeweile. Sie wusste nicht, was davon schlimmer war.

Die nächste Stunde verbrachte sie damit, auf dem Bett zu liegen, die Musik auf den Kopfhörern laut gestellt, und in einem Kitschroman aus den Siebzigern zu lesen, den ihr Mrs. H. gegeben hatte. Sie glaubte offenkundig zu wissen, was junge Frauen brauchten – Romantik und Kuchen –, und so, wie Sabine sich fühlte, hatte Mrs. H. richtiggelesen. Literatur war es nicht gerade. Stattdessen wurde sehr viel gestöhnt. Die Frauen waren entweder Flittchen, die vor kaum verhohlener Begierde stöhnten, sobald ein männlicher Held auftrat, der allerdings davon abgelenkt war, die Welt zu retten, oder sie waren Jungfrauen, die vor unterdrücktem Verlangen stöhnten, während sie von denselben Helden geschickt verführt wurden.

Die Handlung wurde nur von den Männern vorangetragen. Die Frauen starben entweder (die Flittchen) oder heirateten die Männer (die Jungfrauen). Und auch wenn sehr viel gestöhnt wurde, gab es kaum richtige Sexszenen – Sabine hatte vorgeblättert, um nachzusehen.

Das Stöhnen brachte sie auf Dean Baxter. Einmal hätte sie ihn beinahe geküsst. Es wäre natürlich nicht ihr erster Kuss gewesen; sie hatte mit massenhaft Jungs geknutscht, allerdings weniger als die meisten Mädchen, die sie kannte. Es war ihr klar gewesen, dass er mit ihr flirtete, als sie nach dem Dunkelwerden auf einer Mauer im Viertel gesessen hatten. Und er war ganz dicht an sie herangerückt und hatte sie veralbert, sodass sie ihn geschubst hatte, und er hatte zurückgeschubst, und all das war in Wirklichkeit nur ein Vorwand gewesen, damit sie sich berühren konnten. Es war okay für sie, ihn zu küssen, denn sie mochte ihn schon seit Ewigkeiten, und er war nicht der Typ, der hinterher damit bei seinen Kumpeln angab. Außerdem hielt er sie nicht für schräg, weil bei ihr zu Hause alles voller Bücher stand und ihre Mum Secondhand-Kleidung trug. Er hatte sogar ein paar von ihren Klassenkameradinnen gesagt, sie sollten sich verziehen, als sie Sabine «Intelligenzbestie» und «Streberin» genannt hatten, weil sie sich rechtzeitig auf die Prüfungen vorbereitete und nicht rauchte. Aber dann hatte er es übertrieben, denn statt sie noch einmal zu schubsen, hatte er sie hochgehoben, als wollte er sie irgendwohin tragen, und sie war panisch geworden und hatte geschrien, dass er sie absetzen sollte. Doch er hatte nur

gelacht, und da hatte sie ihn immer wieder viel zu heftig auf den Kopf geschlagen. Er hatte sie heruntergelassen, war einen Schritt zurückgetreten, hatte sie mit der Hand an seinem roten Ohr angesehen und gefragt, was mit ihr los sei. Aber sie konnte es nicht erklären, also hatte sie nur gelacht, obwohl ihr eher nach Weinen war, und versucht, sich darüber lustig zu machen. Doch er hatte nicht gelacht, und seitdem war es zwischen ihnen nicht mehr so wie vorher. Und eine Woche später hatte sie gehört, dass er mit Amanda Gallagher abhing. Amanda Mistkuh Gallagher mit ihrem langen Prinzessinnenhaar, ihren mit Weichspüler gewaschenen Klamotten und dem billigen Parfüm. Wahrscheinlich hieß sie Amanda Mistkuh Baxter, bis Sabine nach Hause kam. Vielleicht war es Zeit, Dean Baxter zu vergessen. Außerdem hatte er Pickel auf dem Rücken. Das hatte ihr seine Schwester erzählt.

Sabine verdrängte die unwillkommenen Gedanken und dachte stattdessen über Thom nach. Sie fand es immer einfacher, über jemand anderen nachzudenken. Er war der einzige Mann hier, der einigermaßen gut aussah, fand Sabine. Sogar ziemlich gut. Sie war noch nie mit einem älteren Mann ausgegangen, ihre Freundin Ali allerdings schon, und die hatte gesagt, sie würden «sich wirklich auskennen». Wie das allerdings mit Thoms künstlichem Arm gehen sollte, konnte sich Sabine nicht vorstellen. Falls sie Thom tatsächlich irgendwann mal küssen würde und sie sich auszogen, könnte es passieren, dass sie beim Anblick seines Armstumpfs vor Schreck flüchtete. Außerdem wusste sie nicht, ob er auf sie

stand. Er schien sich zwar immer zu freuen, wenn er sie sah, und sie konnte mit ihm über alles reden, aber dass er leidenschaftlich wurde, war kaum vorstellbar. Dafür war er irgendwie zu zurückhaltend. Aber vielleicht lief es unter Erwachsenen sowieso anders.

Bei dem Gedanken an Romantik unter Erwachsenen fiel Sabine ihre Mutter ein, und sie schob sich eilig vom Bett, um sich abzulenken.

Bella tappte ihr zwischen den Füßen herum, als Sabine die Schränke in ihrem Zimmer öffnete und den staubigen Geruch lange weggeräumter Dinge einatmete. Nicht einmal der alte Krempel, den ihre Großeltern aufbewahrten, war interessant. In den Schränken anderer Leute fanden sich Cocktailkleider, alte Brettspiele, Kartons mit Briefen oder kaputte Elektrogeräte. Hier dagegen hatte sie muffige Stapel mit bestickter weißer Leinenwäsche vor sich, Tischtücher und so was, einen gesprungenen Lampenschirm und Bücher mit Titeln wie *Handbuch der Reitkunst für junge Damen* oder den Jahressammelband des Mädchencomics *Bunty*. Von 1967.

Ermutigt von der Stille im Haus, machte sich Sabine daran, weitere Räume zu erforschen. Die Tür zum Zimmer ihres Großvaters war geschlossen, aber zwischen seinem Zimmer und dem Bad befand sich ein anderer Raum, in dem sie noch nicht gewesen war. Vorsichtig, um kein Geräusch zu verursachen, drückte sie die Klinke herunter, zog die Tür auf und schlüpfte hinein.

Es war eine Art Arbeitszimmer, eindeutig von einem Mann, allerdings wirkte es ungenutzt, nicht so wie das Stallbüro unten, auf dessen Tischen sich Briefe stapelten, Bestandsbücher und Farbkataloge mit Zuchthengsten, die Namen trugen wie «Filigree Jumping Jake III - aus der Linie Filigree Flancake durch Jumping Jemimah», die für Sabine alle ziemlich gleich aussahen, auch wenn Thom sagte, ihre Unterschiede ließen sich sehr einfach an den unfassbaren Preisen ablesen, die darunterstanden. In diesem Arbeitszimmer herrschte eine Atmosphäre von Vernachlässigung. Die halboffenen Vorhänge hingen so starr herunter, als wären sie aus Stein gemeißelt. Es roch nach stockfleckigem Papier, ungesaugten Teppichen, und in der Luft tanzten glitzernde Staubkörner. Sachte schloss Sabine die Tür hinter sich und ging in die Mitte des Raumes. Bella sah hoffnungsvoll zu ihr auf, dann ließ sie sich mit einem leisen Ächzen auf dem Teppich nieder.

Bis auf die gerahmte Karikatur eines brüllenden Jagdreiters hingen hier keine Bilder von Pferden, stattdessen schmückten nur eine gerahmte, vergilbte Landkarte des Fernen Ostens und ein paar Schwarz-Weiß-Fotografien von Leuten im Outfit der 1950er die Weiten der Tapete im William-Morris-Rankenstil. In einem Einbauregal beim Fenster standen mehrere Kästen unterschiedlicher Größe, und auf manchen von ihnen lagen zusammengerollte Manuskripte, während mitten auf dem Schreibtisch das große Modell eines grauen Schlachtschiffs thronte. Auf einem Regal rechts reihten sich Bücher über

Kriege und Südostasien aneinander, nur gelegentlich unterbrochen von einem Karikaturenband und einem Taschenbuch zu Tischreden. Oben auf dem Regal lagen ein paar alte, ledergebundene Bände, deren goldene Beschriftung auf den Buchrücken beinahe vollständig abgegriffen war.

Doch dann erweckte etwas auf der anderen Seite des Zimmers Sabines Aufmerksamkeit. Zwei ledergebundene Fotoalben, die auf einer großen Schachtel lagen. Nach der dicken Staubschicht zu urteilen, die sich auf ihnen gebildet hatte, waren sie schon jahrelang nicht mehr angerührt worden.

Sabine ging in die Hocke und zog vorsichtig eines der Alben zu sich. Auf dem Deckel stand die Jahreszahl 1955. Sie setzte sich in den Schneidersitz, schlug das Album auf und fuhr über das feine Seidenpapier, das zwischen den kartonierten Seiten in das Album eingebunden war.

Es war jeweils ein Foto auf jeder Seite eingeklebt, und das erste zeigte ihre Großmutter. Zumindest glaubte Sabine das. Es war die gestellte Aufnahme einer jungen Frau auf einer Fensterbank, die eine dunkle, etwas streng geschnittene Kostümjacke mit einem kleinen Aufstellkragen trug, einen dazu passenden Rock und eine Perlenkette. Ihr dunkles Haar lag in Wellen um ihren Kopf, und sie war nach der Mode der Zeit geschminkt: mit dunkel getuschten Augenbrauen und Wimpern und betonten, sorgfältig ausgemalten Lippen. Sie wirkte, obwohl sie sich so in Pose geworfen hatte, etwas verlegen, so als wäre sie bei etwas erwischt worden. Auf dem nächsten Foto war sie mit einem großen jungen Mann zu sehen. Sie standen

neben einer Halbsäule mit einer Grünpflanze darauf, er vor Stolz strahlend, sie den Arm fast schüchtern bei ihm eingehängt. Trotzdem wirkte sie auf diesem Bild weniger linkisch, selbstsicherer und irgendwie auch würdevoller. Es hatte etwas mit ihrer Haltung zu tun oder mit ihrer großen, schlanken Gestalt. Sie stand nicht leicht vorgebeugt da, als müsste sie sich für ihre Brüste entschuldigen, so wie es Sabines Mutter tat.

Von den Bildern in Bann geschlagen, blätterte sie das ganze Album durch. Unter den letzten Fotos befand sich ein Schnappschuss, der ihre Großmutter vollkommen entspannt zusammen mit einer anderen jungen, unglaublich glamourösen Frau zeigte, sowie Aufnahmen eines Babys in einem dieser altmodischen langen Taufkleidchen mit komplizierten Häkelmustern und winzigen, seidenbezogenen Knöpfchen. Sabine sah ganz genau hin und überlegte, ob dieses lächelnde Wickelkind ihre Mutter oder ihr Onkel Christopher sein könnte, doch es war nicht einmal zu erkennen, ob es ein Junge oder ein Mädchen war.

Aber richtig interessant wurde es erst, als Sabine den Inhalt der Schachtel durchsah. Sie fand ein auf Karton aufgezo- genes Foto ihrer Großmutter Arm in Arm mit der glamourösen, etwas kleineren jungen Frau. Beide hielten Union-Jack-Wimpel in den Händen und lachten ausgelassen. Es war seltsam zu sehen, dass ihre Großmutter einmal so gelacht hatte. Hinter ihnen war eine Party im Gange oder eine Versammlung. Die meisten Männer trugen schmucke, weiße Uniformen. Neben ihnen war

ein Tablett mit hohen Gläsern zu sehen. Waren die beiden betrunken? Die Bildunterschrift verkündete, dass hier die Krönung Ihrer Majestät Queen Elizabeth II. im Jahre 1953 gefeiert wurde. Das musste Sabine erst mal verdauen: Ihre Großmutter war dabei gewesen, als Geschichte geschrieben wurde.

Und dann war da noch das andere, kleinere Foto. Zwischen all den Pferdeaufnahmen und unbekanntem Gesichtern auf langen, schmalen Booten fand Sabine das Bild eines kleinen, etwa sechsjährigen Mädchens, das eindeutig ihre Mutter war. Sie erkannte die rötlichen Locken und ihre X-Beine. Sie hielt die Hand eines kleinen Jungen, der Chinese sein konnte, und lächelte breit unter einem Strohhut heraus in die Kamera. Er wirkte etwas schüchterner, schien den Fotografen nicht direkt ansehen zu wollen und beugte sich leicht zu dem Mädchen, als suche er Schutz.

So ist meine Mutter also aufgewachsen, dachte Sabine und fuhr mit dem Zeigefinger über das sepiafarbene Bild. Mitten unter chinesischen Kindern. Sabine hatte gewusst, dass Kate ihre frühe Kindheit im Ausland verbracht hatte, doch bis zu diesem Moment, in dem sie das helle Leinenkleid und den Strohhut sah, war ihr das nicht besonders exotisch erschienen. Neugierig geworden, durchsuchte sie die übrigen Aufnahmen nach weiteren Fotos ihrer Mutter.

Abrupt wurde sie aus ihrer Versenkung gerissen, als unten die Haustür zufiel und sie hörte, wie Mrs. H. ihren Namen rief. Aufgeschreckt hastete sie zur Tür, schlüpfte, gefolgt von Bella,

aus dem Zimmer und zog schnell die Tür hinter sich zu. Sie warf einen Blick auf die Uhr. Halb eins.

Sie erstarrte, dann flüsterte sie dem Hund zu, dass er sie nicht verraten solle. «Oh Gott», stöhnte sie, als ihr bewusst wurde, mit wem sie gerade redete, «sie treiben mich hier noch in den Wahnsinn.» Dann ging sie langsam die Treppe hinunter.

Mrs. H. war in der Küche und hatte schon die Schürze umgebunden. «Ah, da bist du ja. Ich bin spät dran, Sabine», sagte sie und lächelte. «Bin bei Annie aufgehalten worden. Hat dein Großvater gesagt, was er zum Mittagessen haben will?»

«Mh, also eigentlich hat er überhaupt nicht viel gesagt.»

«Na gut, dann mache ich ihm pochierte Eier auf Toast. Er hat ausgiebig gefrühstückt, also wird er jetzt nichts Schweres essen wollen. Und was möchtest du? Das Gleiche?»

«Ja. Das wäre super.» Siedend heiß fiel Sabine ein, dass sie ihren Großvater nicht geweckt hatte. Sie ging wieder nach oben und fragte sich, ob sie ihm helfen musste, sich umzuziehen, weil er ihretwegen spät dran war. Der Gedanke war ihr unangenehm. Bitte, Gott, betete sie, mach, dass er sein Gebiss drin hat, sonst kriege ich einen Anfall.

«Mh ... Hallo?», sagte sie durch die geschlossene Tür. Keine Reaktion.

«Hallo?», rief sie jetzt lauter. «Großvater?»

Oh Gott, er schlief. Sie würde ihn anfassen müssen, um ihn zu wecken. Sabine atmete tief ein. Sie wollte diese gruselige, durchscheinende Haut nicht berühren. Alte Leute machten sie

unsicher. Sie wirkten zu verletzlich, schienen sich zu leicht Knochenbrüche und Prellungen zuziehen zu können.

Sie dachte daran, wie ihre Großmutter reagieren würde, wenn sie ihn nicht weckte. Dann klopfte sie noch einmal laut an die Tür, wartete ab und betrat den Raum.

Das Bett, das am anderen Ende stand, war wunderschön. Ein Himmelbett mit dunklen, geschnitzten Holzsäulen und antiken, blutroten Tapisserien, in die mit Goldfäden ein chinesisches Muster eingewebt war. Auf dem Bett lagen mehrere alte Tagesdecken aus Seide, unter denen ein Streifen makellos weißes Leinen hervorlugte. Es war ein Bett wie aus einem amerikanischen Film, wenn sie versuchten, ein englisches Herrenhaus darzustellen. Es hatte den exotischen Touch des Fernen Ostens, von Kaisern und Opiumhöhlen. Es war das komplette Gegenteil ihres eigenen quietschenden Eisenbetts.

Aber er lag nicht drin.

Sabine wurde bewusst, dass er nicht nur nicht im Bett lag, sondern dass er auch nirgendwo anders im Raum sein konnte. Es sei denn, er wäre in den Schrank gestiegen, und daran hatte sie erhebliche Zweifel (sicherheitshalber sah sie trotzdem nach).

Also musste er im Badezimmer sein. Sabine verließ das Zimmer und ging durch den Flur. Die Badezimmertür war angelehnt, deshalb rief sie zuerst nach ihm. Als sie nichts hörte, drückte sie die Tür auf und stellte fest, dass sich auch im Badezimmer eindeutig kein alter Mann aufhielt.

Sabines Gedanken überschlugen sich. Ihre Großmutter hatte nichts davon gesagt, dass er ausgehen wollte. Sie hatte gesagt, er würde schlafen. Wo zum Teufel war er also? Sie sah im Zimmer ihrer Großmutter nach (das wesentlich nüchterner eingerichtet war), dann im unteren Badezimmer, suchte ihn, immer unruhiger werdend, vom Frühstücksraum bis zur Stiefelkammer im gesamten Haus. Er war nirgends zu entdecken.

Es war beinahe Viertel vor eins.

Sie musste es jemandem sagen. Sabine rannte in die Küche und gestand Mrs. H., dass sich ihr Großvater irgendwie in Luft aufgelöst hatte.

«Ist er nicht in seinem Zimmer?»

«Nein, dort hab ich zuerst nachgesehen.»

«Oh Gott. Wo ist Bertie?»

Sabine starrte sie an, dann wanderte ihr Blick zu Bella. «Ich hab ihn nicht gesehen», sagte sie.

«Er ist mit dem Hund raus. Er soll nicht mehr allein hinausgehen, und ganz besonders nicht mit Bertie, weil der jung ist und ihm den Stock aus der Hand schlagen kann, wenn er um ihn herumtollt.» Sie zog ihre Schürze aus. «Wir suchen besser nach ihm, bevor Mrs. Ballantyne zurückkommt.»

«Nein. Nein ... bleiben Sie hier im Haus. Ich lasse mir von Thom helfen.»

Sabine, die inzwischen richtig Angst bekommen hatte, rannte in den Hof und rief nach Thom. Er schaute mit einem Sandwich

in der Hand aus der Sattelkammer. Hinter ihm konnte sie das Radio hören und Liam mit John-John sitzen sehen.

«Wo brennt's denn?»

«Es ist ... mein Großvater. Ich finde ihn nirgends.»

«Was meinst du damit, du findest ihn nirgends?»

«Er hätte eigentlich in seinem Zimmer sein sollen, aber da ist er nicht. Mrs. H. meint, er ist vielleicht mit Bertie raus. Hilfst du mir, ihn zu suchen?»

Thom stieß einen leisen Fluch aus, dann schnappte er sich seine Jacke und kam eilig auf den Hof heraus.

«Es tut mir wirklich, wirklich leid. Ich weiß einfach nicht, was ich machen soll.»

«Schon okay», sagte Thom. «Du suchst die Straße in beiden Richtungen nach ihm ab. Sieh auch auf den oberen Weiden nach. Ich übernehme die unteren Weiden, den Obstgarten und die Scheunen. Hast du auch wirklich überall im Haus nachgesehen? Ich meine, er sitzt wirklich nicht einfach vor dem Fernseher?»

Thoms Gesichtsausdruck jagte Sabine noch mehr Angst ein. «Ich hab überall nachgeschaut. Und Bertie ist ja auch weg. Er muss mit ihm rausgegangen sein.»

«Meine Güte, was muss der alte Spinner auch allein nach draußen? Hör zu, du nimmst Bella mit. Und ruf nach Bertie, wenn der Alte gestürzt ist, führt uns der Hund hoffentlich zu ihm. Wir treffen uns in zwanzig Minuten wieder. Und hier, nimm das Jagdhorn mit. Wenn du ihn findest, gibst du ein Signal.» Damit drehte er sich um, flankte über den Zaun und

rannte zu den niedriger gelegenen, von hohen Hecken gesäumten Weiden.

Sabine spurtete, gefolgt von der fröhlichen Bella, durch das Tor und die Straße hinauf. Unsicher, wann sie wieder umdrehen sollte, rannte sie, bis ihre Lungen brannten, an dem großen Bauernhaus an der Kurve vorbei, an der kleinen Kirche und an einer Reihe Cottages. Es nieselte, und die Wolken hingen schiefergrau über ihr, als wären sie Vorboten eines schrecklichen Unglücks. In ihrem Kopf blitzten Bilder von ihrem Großvater auf, wie er zusammengesunken am Straßenrand lag, also rannte sie die Straße in der anderen Richtung noch schneller ab. Dann beschloss sie, umzukehren und auf den oberen Weiden nachzusehen. «Wo bist du alter Mistkerl?», flüsterte sie. «Wo bist du?»

Dann machte sie vor Schreck einen Satz, weil sich eine grüne Abdeckplane, die halb in einer Hecke steckte, in ihre Richtung bewegte.

Bella hatte mit gesträubtem Nackenfell ein paar Schritte vor ihr angehalten. Sie bellte einmal warnend. Sabine war mit rasendem Herzschlag und aufgerissenen Augen auf der Straße stehen geblieben, dann atmete sie bewusst langsamer, sah genauer hin und hob eine Ecke der Plane an.

Wenn sie nicht so verängstigt gewesen wäre, hätte sie gelacht. Unter der riesigen Abdeckplane stand ein grauer Esel, der an einen kleinen Karren geschnitten war. Der Esel nahm ihre Anwesenheit zur Kenntnis, dann drehte er sich wieder in den spärlichen Regenschutz, den ihm die Hecke bot.

Sabine hastete weiter, suchte mit dem Blick die Straßenränder ab. Aber da war nichts. Nur das Rauschen des Blutes in ihren Ohren, das Geräusch ihres Laufschrtritts auf der Straße und das Zischen des Regens. Kein Begrüßungsbellen, kein ungeduldiges, arrogantes Altmännerkrächzen, kein Jagdhorn. Sabine begann zu weinen.

Er musste tot sein. Und alle würden ihr die Schuld geben, dachte sie, während sie die abschüssige Weide hinunterstolperte. Oder man würde ihn vollkommen durchnässt und unterkühlt entdecken, die mürben Knochen gebrochen, wo ihn Bertie auf dem harten Asphalt zu Fall gebracht hatte, und er würde eine Lungenentzündung bekommen, und sein Herz würde schlappmachen, und all das wäre ihre Schuld, weil sie lieber Schundromane gelesen und ihre Nase in fremde Zimmer gesteckt hatte, statt sich um ihn zu kümmern. Sie konnte ihrer Großmutter nie mehr unter die Augen treten, und Thom würde kein Wort mehr mit ihr reden.

Sabine hatte nicht daran gedacht, Gummistiefel anzuziehen. Auf der morastigen Weide sogen sich ihre Sneaker mit braunem Regenwasser und Schlamm voll. Noch vor einer Woche hätte sie einen hysterischen Anfall bekommen, wenn ihre neuen Reeboks so ausgesehen hätten, doch jetzt nahm sie es kaum zur Kenntnis. Als ihr klar wurde, dass sie inzwischen schon mindestens eine halbe Stunde vergeblich suchte, schluchzte sie laut auf und wischte sich die Nase mit dem Handrücken ab.

Bella, mittlerweile triefnass und ungeduldig, begann, zum Haus zurückzulaufen. «Lass mich nicht auch noch im Stich!», rief Sabine, aber Bella hörte nicht. Anscheinend waren ihr ein Dach über dem Kopf und ein warmer Ofen wichtiger. Sabine wusste nicht, wo sie noch suchen sollte. Langsam trottete sie hinter dem Hund her.

Bis sie das Haus erreicht hatte, war Bella außer Sicht. Sabine schob sich die feuchten Haarsträhnen aus der Stirn, versuchte, ihr Schluchzen unter Kontrolle zu bekommen, und öffnete die Hintertür. In demselben Moment hörte sie hinter sich Schritte auf dem Kiesweg.

Es war Thom, seine Haare klebten ihm am Kopf, und mit seinem künstlichen Arm drückte er ein Jagdhorn an die Brust. Sie wollte gerade anfangen, sich zu entschuldigen, als sie bemerkte, dass er an ihr vorbei ins Haus schaute.

«Du kommst zu spät», erklang eine Stimme aus dem Korridor.

Nachdem sich ihre Augen an den Lichtwechsel gewöhnt hatten, konnte Sabine auf dem breiten, gefliesten Gang den buckligen Rücken ausmachen, das dritte Bein, das der Gehstock bildete, und zwei schokoladenbraune Hunde, die sich fröhlich begrüßten. «Mittagessen war um *eins*. *Punkt eins*. Nun wird es kalt. Ich verstehe wirklich nicht, warum ich dich daran ständig erinnern muss.»

Sabine stand mit offenem Mund an der Tür, überwältigt von den widersprüchlichen Gefühlen, die in ihr emporschossen.

«Er ist vor ungefähr fünf Minuten zurückgekommen», murmelte Thom hinter ihr. «Wir müssen ihn irgendwo verpasst haben.»

«Also, nun aber los. So kannst du dich unmöglich an den Tisch setzen», schimpfte ihr Großvater. «Du musst die Schuhe wechseln.»

«Dieser alte Mistkerl», flüsterte Sabine tränenerstickt und spürte zur Antwort Thoms gute Hand auf ihrer Schulter.

Mrs. H. beugte sich aus der Küchentür und zuckte hilflos mit den Schultern. «Soll ich Ihnen einen trockenen Pullover holen, Mr. Ballantyne?», fragte sie, doch er winkte nur gereizt ab. Dann wandte er sich steif zur Treppe um und schüttelte mit der freien Hand seinen regennassen Hut aus. Die Hunde drängten sich an ihm vorbei, sodass er hastig seinen dünnen Arm nach dem Geländer ausstreckte, um das Gleichgewicht zu halten.

«Ich habe es dir heute zum letzten Mal gesagt», grummelte er kopfschüttelnd, was allerdings über seine stark gekrümmten Schultern hinweg kaum zu sehen war. «Mrs. H., wenn Sie so freundlich wären, mir mein Mittagessen zu bringen. Meine Enkelin will offenbar lieber im Hausflur essen.»

Gleich nach dem Tee hatte Sabine das Geld gezählt, das ihre Mutter ihr mitgegeben hatte, um festzustellen, ob es für die Rückfahrt nach England reichte. Kate würde das nicht gefallen, aber Sabine fand inzwischen, dass mit ihr und dem grässlichen Justin zusammenzuwohnen auch nicht schlimmer sein konnte als das hier. Bei ihren Großeltern war es einfach unmöglich.

Selbst wenn sie versuchte, sich richtig zu verhalten, taten sie so, als hätte sie absichtlich etwas falsch gemacht. Es lag ihnen nichts an ihr. Das Einzige, woran ihnen etwas lag, waren ihre verdammten Pferde und ihre blöden Regeln. Sie könnte mit einer Axt im Schädel in der Küche liegen, und sie würden bloß schimpfen, dass sie Werkzeug ins Haus geschleppt hatte.

Als Sabine auf ihrem Fährticket nach einer Nummer suchte, über die man telefonisch buchen konnte, klopfte es an der Tür. Es war Mrs. H.

«Möchtest du heute Abend mit mir zu Annie rübergehen? Deine Großmutter ist einverstanden, und für dich wäre es mal eine Abwechslung.» Was sie in Wahrheit sagen wollte, war, dass es vermutlich das Beste war, wenn sie und ihre Großeltern sich ein bisschen aus dem Weg gingen. Aber das störte Sabine nicht. Alles war besser, als einen weiteren Abend mit ihnen zu verbringen.

Annie war Mrs. H.s einzige Tochter. Sie wohnte in dem großen Bauernhaus weiter oben im Dorf, in dem sie zusammen mit ihrem Ehemann Patrick ein Bed and Breakfast führte. Patrick war wesentlich älter als Annie und Schriftsteller. Mrs. H. zufolge sogar ein recht erfolgreicher, auch wenn sie selbst noch nie eines seiner Bücher gelesen hatte. Annies Begabung als Gastgeberin dagegen schien weniger überzeugend. Ihr B & B war, wenn man Thom glauben durfte, vor allem dafür berühmt, dass die Gäste niemals für eine zweite Nacht blieben. Annie vergaß anscheinend hier und da etwas. Wie zum Beispiel, das Frühstück zu machen. Oder dass

sie überhaupt Gäste hatte. Außerdem mochten manche Gäste Annies Angewohnheit nicht, in den frühen Morgenstunden durchs Haus zu geistern. Doch weder Thom noch Mrs. H. gingen darauf näher ein.

«Sie ist gar nicht so viel älter als du. Siebenundzwanzig. Wie alt bist du noch mal? Oh. Nun ja, ein bisschen älter als du ist sie schon. Aber du wirst sie mögen. Jeder mag sie. Und mach dir keine Gedanken, wenn sie ein bisschen ... nun ja ... geistesabwesend ist.»

Sabine, die mit Mrs. H. unter einem ziemlich ramponierten Schirm die verregnete Straße entlangging, war fasziniert. Annies exzentrische Gewohnheiten klangen wie das Gegenteil von dem, was auf Kilcarrion üblich war. Eine Frau, die vergaß, Frühstück zu machen, würde wohl auch keinen Wert auf ein formvollendetes, steifes Abendessen legen, oder? Und ein Schriftstellerehemann klang nicht danach, als würde er sich einzig und allein über Pferde unterhalten wollen. Dieser Abend würde womöglich richtig entspannend werden, und später, das hatte Mrs. H. gesagt, würde Thom vorbeikommen, wie er es anscheinend häufig tat, um nachzusehen, wie Annie «zurechtkam».

Doch die Annie, die ihr die Tür öffnete, war nicht ganz die auffällige, exzentrische Gestalt, die sich Sabine vorgestellt hatte. Annie war eine zierliche Frau in einem übergroßen Pullover mit glattem, schulterlangem braunen Haar, vollen Lippen und großen, traurigen Augen. Sie streckte den Arm aus,

allerdings nicht, um Sabine zur Begrüßung die Hand zu geben, sondern um sie sanft ins Haus zu ziehen.

«Sabine. Wie geht's? Ich freue mich, dass du vorbeikommst. Hi, Mum. Hast du den Schinken mitgebracht?»

«Ja. Ich lege ihn in den Kühlschrank.»

Es gab keine Diele, sondern man kam direkt ins Wohnzimmer, dessen eine Wand beinahe vollständig von einem alten Kamin eingenommen wurde, in dem ein Feuer flackerte. Zwei lange, etwas durchgesessene blaue Sofas standen im rechten Winkel davor, und dazwischen türmten sich Zeitschriften und Bücher auf einem Couchtisch. Als sie ihren Blick herumwandern ließ, stellte Sabine fest, dass der ganze Raum voller Bücher war. Sie standen auf leicht durchgebogenen Regalbrettern an sämtlichen Wänden aufgereiht und lagen in unordentlichen Haufen unter Stühlen und Tischen. «Die Bücher gehören Patrick», sagte Annie von der Küche aus, die als offener Raum an das Wohnzimmer anschloss. «Er ist ein leidenschaftlicher Leser.»

«Annie? Was hast du zum Abendessen vorbereitet?» Mrs. H. drehte sich vor dem Kühlschrank um, als erwartete sie, auf dem Herd einen Topf zu sehen, in dem irgendetwas köchelte.

Annie rieb sich über die Stirn. «Oh, Mum, tut mir leid. Das hab ich ganz vergessen. Wir können irgendetwas in die Mikrowelle stecken.»

«Das können wir *nicht*», sagte Mrs. H. empört. «Ich lasse Sabine nicht ins Gutshaus zurück, damit sie erzählt, wir hätten ihr nichts Richtiges zu essen gegeben.»

«So etwas würde ich nie sagen», erklärte Sabine, der es wirklich vollkommen egal war. «Außerdem habe ich sowieso keinen Hunger.»

«Ein mageres Ding wie du. Wirklich, man muss euch beide nur ansehen. Die reinsten Bohnenstangen. Annie, du setzt dich hin und unterhältst dich mit Sabine, und ich mache uns ein paar Rippchen. Ich habe vor ein paar Wochen welche eingefroren.»

«Ich ... ich mache mir eigentlich nichts aus Fleisch», wagte sich Sabine vor.

«Ach, stimmt ja. Dann kannst du das Gemüse essen. Und wir machen dir ein Käsebrot dazu. Wie klingt das?»

Annie grinste Sabine an und bedeutete ihr mit einer Geste, sich hinzusetzen. Sie redete nicht viel, aber wenn sie etwas sagte, erweckte sie Vertrauen, und schon bald ertappte sich Sabine dabei, wie sie sich ihren Kummer und die Ungerechtigkeiten von der Seele redete, die sie auf Kilcarrion ertragen musste. Annie hörte einfach zu und nickte verständnisvoll, sodass Sabine nach einer Weile annahm, dass sie vieles davon schon von Mrs. H. gehört hatte. Und dadurch fühlte sie sich noch mehr als Opfer. Denn das musste sie schließlich sein, dachte sie, wenn andere mitleidig über sie redeten.

«Und warum ist deine Mum nicht hier, Sabine? Muss sie arbeiten?»

Sabine unterbrach sich kurz, wusste nicht, wie viel sie preisgeben sollte. Es waren nette Leute, doch sie kannte sie

kaum, und Sabine empfand ihrer Mutter gegenüber trotz allem Loyalität.

«Ja», log sie. «Mum wollte rüberkommen, aber sie hatte zu viel zu tun.»

«Was macht sie denn jetzt?», fragte Mrs. H. «Es ist ewig her, dass ich sie gesehen habe.»

«Sie schreibt.» Sabine hielt inne. «Keine Bücher oder so, nur Reportagen für Zeitungen. Über Familien.»

«Irgendwelche bekannten Familien?» Mrs. H. schob ein Blech in den Herd.

«Eigentlich nicht. Sie schreibt über das Familienleben im Allgemeinen. Was es da für Probleme gibt und so weiter.»

«Das klingt naheliegend», erklärte Mrs. H.

«Sie muss dir fehlen», sagte Annie.

«Wie bitte?»

«Deine Mum. Sie muss dir fehlen. Wo sie so weit weg ist und alles.»

«Ein bisschen.» Sabine zögerte, dann sagte sie geradeheraus: «Wir haben eigentlich kein so enges Verhältnis.»

«Aber sie ist deine Mum! Da müsst ihr doch ein enges Verhältnis haben.» Plötzlich standen unerklärlicherweise Tränen in Annies Augen.

Sabine starrte sie erschrocken an, während sie überlegte, was sie gesagt hatte, um solch eine Reaktion hervorzurufen. Mrs. H. warf ihrer Tochter einen scharfen Blick zu und sagte

laut: «Annie, Liebes, wärst du so gut, Patrick zu sagen, dass wir in zwanzig Minuten essen können?»

Annie war beim Essen sehr schweigsam. Auch ihr Mann sagte wenig, sodass Mrs. H. und Sabine die Unterhaltung beinahe allein bestreiten mussten. Patrick war nicht der hagere, leidende Schriftstellertyp, den sie sich vorgestellt hatte, sondern groß und stämmig. Durch sein etwas grob geschnittenes Gesicht zogen sich tiefe Falten. Aber er war liebenswürdig und aufmerksam, und er besaß diese ruhige, kluge Ausstrahlung, bei der Sabine Hemmungen bekam, weil sie fürchtete, alles, was sie sagte, würde sich banal und dumm anhören.

«Schmeckt's, Patrick? Es ist ein bisschen improvisiert, fürchte ich», sagte Mrs. H.

«Es schmeckt großartig», gab er zurück.

Patrick und Annie passten eigentlich überhaupt nicht zusammen, dachte Sabine. Er war groß und wirkte bärbeißig, während sie derart erschöpft und durchscheinend aussah, als könne sie von einer milden Brise davongeweht werden. Und doch betete er sie offenkundig an. Sabine sah ihn mehrmals die Hand auf Annies Arm legen oder ihr langsam und liebevoll über den Rücken streichen.

«Habt ihr dieses Wochenende Gäste?», fragte Mrs. H.

Patrick sah Annie an und dann wieder seine Schwiegermutter. «Ich glaube, wir haben keine Reservierungen. Ich dachte, Annie und ich könnten nach Galway fahren, mal etwas anderes sehen.»

«Galway!», rief Mrs. H. aus. «Lough Inagh, das ist wirklich wunderschön. Ich bin mit deinem Vater und dir jedes Jahr dorthin gefahren, als du klein warst, Annie. Das Wetter war seltsamerweise immer scheußlich, aber dir hat es dort gefallen. Wir haben dir solche Glitzer-Gummistiefel gekauft, und du bist den ganzen Tag damit durchs Wasser gerannt.»

Annie sah nicht auf.

In glückliche Erinnerungen versunken, fuhr Mrs. H. fort: «An einem Abend hast du sogar darauf bestanden, darin zu schlafen, so sehr hast du diese Stiefel geliebt. Am Morgen war dein Bett voller Sand, und ich musste die Laken am Fenster ausschütteln! Ah, das waren Zeiten. Da warst du erst drei.»

Annie warf ihrer Mutter einen scharfen Blick zu, und Mrs. H. verstummte sofort. Ein paar Momente lang waren nur das Knacken des Kaminfeuers und das Geräusch der Regentropfen auf den Fensterbrettern zu hören. Sabine sah zu Annie hinüber und fragte sich, was Mrs. H. so Schlimmes gesagt hatte. Doch Annie senkte nur wieder den Kopf und schob ihren halbvollen Teller von sich weg. Seltsamerweise schien das Mrs. H. nichts auszumachen. Sie wartete einfach, bis alle mit dem Essen fertig waren, und begann dann, die Teller aufeinanderzustellen. Und zwar nicht mit den abgehackten Bewegungen, die Kate an sich hatte, wenn Sabine unhöflich zu ihr gewesen war. Mrs. H. dagegen schien überhaupt nicht gekränkt, so als bestünde ihre einzige Sorge darin, die Teller abzuräumen.

«Es muss ja nicht Galway sein», sagte Patrick sanft zu seiner Frau. «Wir könnten auch nach Dublin fahren. Eine Städtereise. Anscheinend kann man dort eine Menge Spaß haben.»

Kurze Stille.

«Vielleicht ein anderes Mal, ja?» Annie tätschelte den Arm ihres Mannes, stand auf und verließ ohne weitere Erklärungen den Raum.

Mrs. H. schob ihren Stuhl zurück, um in die Küche zu gehen. «Sabine, du möchtest doch bestimmt Nachtisch, oder?», fragte sie. «Wir haben Apfelkuchen, den ich in der Mikrowelle aufwärmen kann, oder Schokoladeneis. Ich wette, bei Eiscreme sagst du nicht nein. Hab ich recht?»

Sie ließ Sabine keine Zeit, darüber nachzudenken, was los war. Patrick drückte seiner Schwiegermutter einen liebevollen Kuss auf die Wange und verließ ebenfalls das Zimmer. In demselben verwirrenden Moment wurde die Haustür geöffnet, und Thom kam herein, die Regenjacke glänzend vor Nässe. So unbehaglich, wie sich Sabine in den letzten Minuten gefühlt hatte, wäre sie am liebsten aufgesprungen, um ihn zu begrüßen.

«Hab ich das Essen verpasst? In eine der Boxen hat es reingeregnet, da hab ich lieber schnell eine Plane drübergangenagelt. Ekelhaftes Wetter draußen.»

«Setz dich, mein Lieber, setz dich. Häng deine Jacke über den Stuhl da drüben. Ich habe dir dein Essen im Herd warm gehalten. Sind Lammrippchen in Ordnung für dich?» Sofort entspannte sich die Atmosphäre, und Sabine ließ sich auf ihrem

Stuhl zurücksinken. Thom schien immer jede Anspannung aufzulösen. Sie grinste ihn an, und er grinste zurück.

«Und, hast du ein bisschen fernsehen können, Sabine?»

Sabine sah Mrs. H. an. «Ich bin nicht nur zum Fernsehen hergekommen. Ich wollte ... alle kennenlernen.»

«Oh, wolltest du etwas Bestimmtes sehen, Liebes? Mit dem Essen und so weiter bin ich gar nicht auf die Idee gekommen. Aber wir können den Fernseher ja beim Nachtschisch anschalten, oder? Vielleicht zeigen sie ja einen Spielfilm.»

Während im Hintergrund leise der Fernseher lief, leisteten sie Thom beim Essen Gesellschaft. Mrs. H. nickte zufrieden, als sie sah, mit welchem Appetit er sich über die Lammrippchen hermachte. Es war offenkundig, wie sehr sie ihren Neffen mochte. Als Sabine so in diesem warmen Raum saß, satt und zufrieden, während draußen Wind und Regen herrschten, wurde ihr mit einem schmerzhaften Stich bewusst, dass im Haus ihrer Großmutter nie eine so warme und anheimelnde Atmosphäre herrschte. Sie kannte die Leute hier noch nicht einmal und hatte trotzdem schon keine Lust mehr, nach Kilcarrion zurückzugehen.

Kurz darauf kam Annie mit einem Lächeln wieder herein, gefolgt von Patrick, der leicht besorgt wirkte.

«Hi, Tomcat», sagte Annie und zerzauste Thoms Haar. «Wie geht es meinem Lieblingscousin? Du siehst aus wie eine ersoffene Ratte.»

«Du solltest gelegentlich mal rausgehen», erwiderte Thom. «Man nennt es Wetter.»

Noch immer lächelnd, setzte sich Annie wieder an den Tisch. Patrick setzte sich neben sie und sah sie an. Seinen Nachtisch aß er nicht.

«Wo warst du denn die ganze Woche, Thom?», fragte Annie.
«Ich hab überhaupt nichts von dir gesehen.»

«War unterwegs. Ist ja immer viel zu tun um diese Jahreszeit. Müssen die Pferde für den Saisonstart vorbereiten. Und wie läuft's bei dir, Patrick? Alles klar?»

«Du und deine Pferde. Du solltest dir eine Freundin und ein paar Hobbys zulegen. Was ist aus dem Mädels von dem Restaurant geworden? Die war doch schwer in Ordnung.»

Thom sah von seinem Teller auf. «Nicht mein Typ.»

«Und was ist dein Typ?»

«Sie nicht.»

Mrs. H., die in der Küche über die Arbeitsplatte wischte, brach in Lachen aus. «Das kennst du doch mittlerweile auswendig, Annie. Thom verrät nie etwas über sich. Er könnte eine Frau und sechs Kinder zu Hause haben, ohne dass seine eigene Familie etwas darüber weiß. So einem Typen bist du bestimmt noch nie über den Weg gelaufen, was, Sabine?»

Sabine wurde rot. Erleichtert stellte sie fest, dass es niemand mitbekam.

«Dein Problem ist, dass du zu wählerisch bist», erklärte Annie an Thom gewandt und rührte in ihrem Schälchen mit schmelzendem Eis herum.

«Kann gut sein.»

Mrs. H. warf einen Blick auf ihre Tochter, ersparte sich jedoch eine Bemerkung und lehnte Sabines halbherziges Angebot ab, ihr beim Abwasch zu helfen.

«Du bleibst sitzen. Du bist der Gast.»

«Oh, sag das nicht. Sonst fühlt sie sich wie eins von den Zweibeers.»

Sabine sah Thom fragend an.

«Zweibeers. B-and-B», erklärte Patrick. «Unsere zahlenden Gäste.»

«Ich dachte immer, das wären Häftlinge», sagte Thom. «Hast du nicht gesagt, die lässt du auch zahlen?»

«Du bist kein Gast», sagte Annie, ohne ihn zu beachten, und legte ihre Hand auf Sabines Arm. «Du bist eine Ballantyne, also gehörst du praktisch zur Familie. Und du bist jederzeit willkommen. Ich könnte ein bisschen Gesellschaft vertragen.» Sie lächelte herzlich.

Mrs. H. nickte bestätigend. «Möchtest du eine Tasse Tee, Patrick? Ich könnte sie dir raufbringen, wenn du noch arbeiten willst.»

«Nein danke. Mir reicht mein Wein hier. Thom, hast du was zu trinken?»

Sabine wollte ihm die Weinflasche geben, doch bevor sie nach der Flasche greifen konnte, hatte Mrs. H. ihm ein Glas Orangensaft gereicht, das er durstig austrank.

«Ich möchte auch noch was trinken», sagte Annie und sah suchend auf den Tisch. «Wo ist mein Glas hin?»

«Ich habe es abgewaschen», sagte Mrs. H.

«Dann gib mir ein anderes. Ich hatte noch nicht ausgetrunken.»

«Wie läuft es mit dem Buch?», fragte Thom.

Patrick sagte kopfschüttelnd: «Ein bisschen zäh im Moment, um ehrlich zu sein.»

«Ich weiß nicht, wie du es schaffst, Tag für Tag da oben zu sitzen», sagte Mrs. H. «Ich würde mich zu Tode langweilen. Keine Gesellschaft, niemand zum Reden, nur die Figuren, die du dir ausdenkst. Würde mich nicht wundern, wenn du eines Tages verrückt wirst ... So, ich gehe gleich. Dein Vater ist heute Abend in seinem Club, Annie, und ich will zu Hause sein, bevor er zurückkommt.»

«Gehst wohl deinen Liebhaber treffen, was?» Patrick stand auf und half ihr in den Mantel. «Keine Sorge, wir verraten nichts.»

«Sie möchte ihn zu Hause erwarten», sagte Thom ungläubig.

«Wenn ich meinen Ehemann zu Hause erwarten will, geht das niemanden etwas an außer uns beiden», erklärte Mrs. H. leicht errötend.

«Und die Nachbarn», sagte Patrick grinsend zu Thom. «Die armen Leute.»

«Du bist ganz schön frech, Patrick Connolly», sagte Mrs. H., die inzwischen richtig rot geworden war. «Jemand von euch bringt Sabine nach Hause, in Ordnung? Ich will nicht, dass sie bei Dunkelheit allein unterwegs ist.»

«Es sind doch nur hundert Meter. Das ist kein Problem, wirklich», sagte Sabine.

«Keine Sorge», sagte Thom. «Sobald Sperrstunde ist, setzen wir sie vor die Tür.»

«Danke fürs Kochen.» Annie begleitete ihre Mutter zur Tür und verabschiedete sich mit einem Wangenkuss. Sie lächelte mittlerweile die ganze Zeit, ein sanftes, freundliches Lächeln, auch wenn es nicht ihre Augen erreichte. Patrick küsste sie, und sie tätschelte ihm abwesend die Wange, dann ging er langsam die Treppe hinauf.

Annie schloss die Haustür hinter ihrer Mutter und blieb dann einfach stehen, als wüsste sie nicht recht, wo sie mit sich hinsollte. Nach ein paar Sekunden durchquerte sie das Zimmer, ließ sich auf eines der Sofas fallen und zog die Knie unters Kinn. «Sabine, willst du nach einem Film suchen oder so?», sagte sie und wirkte plötzlich unglaublich erschöpft. «Und ihr beide unterhaltet euch. Ich hoffe, es stört euch nicht, aber ich strecke mich einfach ein bisschen hier aus. Mir ist heute nicht so nach Reden.»

«Deine Freundin Melissa hat angerufen, um zu fragen, ob du am Fünfzehnten zu ihrer Party kommst. Ich habe ihr gesagt, dass ich nicht weiß, ob du bis dahin zurück bist.»

«Oh.»

«Ach ja, und Amadeus hat in dein Zimmer gekotzt, aber ich habe den Teppich schon in die Reinigung gebracht.»

«Geht es ihm wieder gut?»

«Ja. Es ist nur passiert, weil mir das Katzenfutter ausgegangen war und er eine Dose Thunfisch

runtergeschlungen hat.»

«Er soll doch keinen Thunfisch fressen.»

«Ich weiß, Schätzchen, aber der Eckladen hatte schon geschlossen, und ich konnte ihn doch nicht hungern lassen. Außerdem verträgt er es, wenn er nicht so schnell frisst.»

Eigentlich hatte Sabine ihre Mutter am Tag zuvor um Rückruf gebeten. Sie hatte ihr sagen wollen, dass sie sie liebte, dass es ihr leidtat, wie dumm sie sich benommen hatte, und dass alles besser werden würde, wenn sie nur nach Hause kommen könnte, weil sie es, und das würde ihre Mutter garantiert verstehen, hier einfach keine Minute länger aushielt.

Nun aber telefonierten sie schon einige Zeit, und ihre Mutter wusste immer noch nicht, was es mit dieser «dringenden» Bitte um Rückruf auf sich hatte, weil Sabine die Erklärung irgendwie nicht über die Lippen brachte. Sie wollte nach Hause, wirklich, aber aus irgendeinem Grund hatte sie es seit ihrem Besuch bei Annie am Abend zuvor nicht mehr so eilig damit. Außerdem hatte sie festgestellt, dass sie eigentlich immer noch ziemlich wütend wegen der Sache mit Geoff und Justin war und es ihr unheimlich schwerfiel, freundlich mit ihrer Mutter zu reden.

«Womit verbringst du die Zeit? Hat dich Granny schon zum Reiten gebracht?»

«Nein. Und das mache ich auch nicht.»

«Und womit beschäftigst du dich sonst so?»

Sabine dachte an die Schachtel mit Fotos, an die Aufnahmen von ihrer Mutter als kleines Mädchen zusammen mit dem chinesischen Jungen. Dann fiel ihr der Abend bei Annie wieder

ein, und wie sich Annie einfach zum Schlafen aufs Wohnzimmersofa gelegt hatte, als wäre es ihr egal, was irgendwer davon hielt. Und sie dachte daran, wie sich Thom irgendwie verlegen danach erkundigt hatte, was Sabines Mutter inzwischen machte.

«Mit gar nichts», sagte sie.

Kapitel 3

Amadeus saß wie ein steinerner Wächter auf dem Zaunpfosten, und an seinem leicht gesträubten Fell konnte man ablesen, wie kalt es draußen war. Auf der anderen Straßenseite reparierte Mr. Ogonye wieder einmal etwas an seinem Auto. Er beugte sich mit seiner Wollmütze unter der offenen Kühlerhaube über den Motor wie ein Dompteur, der seinen Kopf in den Rachen eines Zirkuslöwen steckt, dann zog er sich wieder zurück und wischte sich mit sorgenvoller Miene die Hände an einem Lappen ab. Zwischen den Mülltonnen, die nach der morgendlichen Leerung noch am Straßenrand standen, tanzten zwei weggeworfene Chipstüten im Wind.

Haben Sie sich schon einmal gefragt, ob Sie und Ihr Kind eigentlich die gleiche Sprache sprechen? Nun, laut einer neuen Untersuchung aus der Schweiz könnte das tatsächlich nicht der Fall sein.

In dem Bericht, der wohl in ganz Europa Eltern dazu bringen wird, «Ich wusste es» zu murmeln, erklären Sozialpsychologen der Universität Genf, dass sich das, was Eltern sagen, und das, was Kinder hören, häufig sehr stark unterscheidet.

Draußen bewegte sich Agnes, die in der Nachbarschaft wohnte, in einem dünnen blauen Mantel mit ihrem neuen Rollator voran und blieb zum Plaudern bei Mr. Ogonye stehen, der mit einem Blick auf sein Auto betrübt mit den Schultern zuckte. Bei ihrer Unterhaltung bildete ihr Atem in der Kälte kleine Wölkchen, wie Sprechblasen, die darauf warteten, gefüllt zu werden.

«Eltern versetzen sich sehr selten in ihre Kinder hinein», sagt Professor Friedrich Ansbulger, der die Studie mit 2000 Familien geleitet hat. «Wenn sie es tun würden, dann würden sie verstehen, warum die Kinder ihre Anweisungen oftmals missachten. Dabei handelt es sich nicht unbedingt um Ungehorsam – sondern es liegt einfach daran, dass die Anweisungen nicht mit ihrem andersartigen Verständnis von Logik zusammenpassen.»

Seufzend richtete Kate ihren Blick wieder auf ihren Computer. Sie hatte beinahe drei Stunden gebraucht, um drei Absätze zu schreiben. Wenn sie in diesem Tempo weitermachte, würde sie auf einen Stundenlohn kommen, der von jedem Ausbeuterbetrieb in Bangladesch übertroffen wurde.

Für eine Frau mit ihrer Vorstellungskraft war es leicht, Gründe für ihre Unkonzentriertheit in den letzten Tagen anzuführen. Es fing schon damit an, dass es im Haus zu still war. Auch wenn Sabine nicht immer da war, empfand Kate eine seltsame Leere bei dem Wissen, dass sie nicht hören würde,

wie ihre Tochter die Haustür zuschlug oder die Treppe hinaufpolterte, um in ihr Zimmer zu gehen, aus dem dann bald gedämpfte Bässe herunterdrangen. Sogar das Hallo, das Sabine gelegentlich murmelte, fehlte ihr.

Außerdem war die Heizung ausgefallen, sodass Kate mehrere Kleiderschichten übereinander trug, weil der Monteur nur mitleidig den Kopf geschüttelt und versprochen hatte, er werde mit dem Ersatzteil wiederkommen. Das war vor drei Tagen gewesen.

Und dann war da dieser blöde Artikel, der sich hartnäckig weigerte, sich von allein zu schreiben. An guten Tagen brachte es Kate bis zum Mittagessen auf zwei 800-Wörter-Beiträge. Heute war kein solcher Tag. Ihre Interviewpartner riefen nicht zurück, und sie musste um jedes Wort ringen. Mittlerweile war von ihrer Motivation nichts mehr übrig, dafür stellte sich Selbstmitleid ein.

Denn dies war die erste Woche in ihrem Erwachsenenleben, die sie allein verbrachte. Sonst war immer Sabine da gewesen, und wenn sie auf Klassenreise oder mit Freunden unterwegs war, dann war Geoff da gewesen und vor ihm Jim. Kate hatte immer gewusst, dass sie abends jemanden bei sich haben würde, um gemeinsam zu essen, ein Glas Wein zu trinken und über den Tag zu reden. Aber jetzt war Geoff nicht mehr da, Justin war auf Reportagereise, und Sabine war in Irland, noch dazu offenbar entschlossen, so wenig mit ihr zu telefonieren wie möglich. Und an all dem war sie selbst schuld.

Zum x-ten Mal versuchte Kate, den Gedanken daran zu verdrängen, wie Geoff das Heizungsproblem innerhalb von Stunden gelöst hätte. Er hatte sich in ihrem Haushalt um die praktischen Dinge gekümmert. Er hatte Kontakte zu verlässlichen Handwerkern, die er seit Jahren kannte und die seine Aufträge aus Gefälligkeit vorzogen, wofür er sich mit einem großzügigen «Umtrunk» bedankte, wie er es malerisch ausdrückte. Als er Kate das erste Mal gebeten hatte, ihrem Elektriker etwas zu trinken zu machen, hatte sie einen Kräutertee gekocht, worauf sich die beiden Männer zuerst kläglich angegrinst und dann auf die Wir-Kerle-verstehen-uns-Art gelacht hatten. In diesem Moment hatte sie sich geärgert, das Gefühl gehabt, von den beiden wegen ihrer Naivität bloßgestellt zu werden. Nun jedoch, in dem eiskalten Haus, wirkte diese Szene sehr verlockend. Aber sie konnte Geoff nicht um Hilfe bitten. Und Justin hatte ihr bedauernd erklärt, dass Haushalt «nicht sein Ding» war.

Tatsächlich gab es in ihrer mittlerweile drei Monate alten Beziehung immer mehr, was nicht Justins «Ding» war. Es war nicht sein Ding, jeden Abend anzurufen, wenn er beruflich unterwegs war. («Weißt du, Liebling, das geht einfach nicht immer. Mein Handy hat andauernd keinen Empfang, und wenn wir bis spät arbeiten oder in einer unsicheren Gegend unterwegs sind, kann ich unmöglich rausgehen und nach einer Telefonzelle suchen.») Auch zusammenwohnen war nicht sein Ding. («Ich liebe das, was wir jetzt haben. Ich will nicht, dass es kaputtgeht. Und das würde es.») Pläne für die Zukunft

waren ebenfalls nicht sein Ding. («Du bist die tollste Frau, der ich je begegnet bin. Es hat mir bei keiner anderen so viel bedeutet, mit ihr zusammen zu sein, wie mit dir. Mehr geht im Moment nicht.») Kate starrte auf ihren Computerbildschirm, ohne etwas wahrzunehmen, und zwang sich, an die Sachen zu denken, die sein Ding waren. Er liebte sie schließlich. Jedenfalls sagte er ihr das immer wieder.

Draußen schob Agnes ihren Rollator entschlossen auf die Straßenecke zu, ihr ergrauter Kopf wackelte auf ihrem mageren Hals wie eine Löwenzahnblume im Wind. Sie war bestimmt auf dem Weg zu Luis' Café auf der Hauptstraße, in dem sie jeden Tag mit steter Regelmäßigkeit um Punkt Viertel vor eins zu einem Mittagsimbiss eintraf und sich mit der Lektüre der Klatschzeitungen vergnügte. Danach ging sie, je nachdem, welcher Wochentag war, entweder zum Bingo, in den Bürgertreff oder zur Stadtbibliothek und kehrte erst wieder nach Hause zurück, wenn die Einrichtungen schlossen. Kate hatte lange gebraucht, um mitzubekommen, dass das bewunderungswürdig aktive Leben ihrer Nachbarin seinen Grund in der schlechten Beheizbarkeit ihrer Maisonettewohnung hatte. Das konnte sie nun sehr gut nachempfinden. Los, trieb sie sich selbst an, schreib diesen Artikel fertig, oder du musst auch rausgehen.

Vielleicht hatte dieses Alleinsein ja auch etwas Gutes – abends würde nämlich Geoff vorbeikommen, um seine letzten Sachen abzuholen, und nachdem seine erste Begegnung mit Justin so katastrophal verlaufen war, würde sie es nicht

verkräften, die beiden gemeinsam im Haus zu haben. Geoff wiederzusehen, war auch so schon schwer genug.

Kate starrte auf die Worte vor ihr und überdachte die beiden gleichermaßen abschreckenden Optionen für den restlichen Nachmittag. Dann tauschte sie ihre Brille gegen Kontaktlinsen, legte noch eine Schicht Kleidung an und machte sich mit unguten Vorahnungen auf den Weg ins Gemeindezentrum.

«Kannst du diese Tische rüberschieben, die bei der Tür? Ich glaube, es sind noch nicht genug für alle.»

Maggie Cheung stand in ihrem Steppmantel mitten in dem zugigen Gemeindesaal und dirigierte die Helfer mit den Tischen herum wie ein betrunkenener Polizist den Verkehr. Sie hatte die Stirn konzentriert gerunzelt und gestikuliert lebhaft, nur um unversehens wieder ihre Meinung zu ändern und Kate oder einen von den Studenten mit ihren über den Boden kreisenden Tischen und Stühlen quer durch den Raum zurückzuschicken.

Hinter ihr spielte eine Gruppe älterer Chinesinnen, die sich laut und selbstvergessen auf Kantonesisch unterhielten, eine Art Domino. Auf der anderen Seite des Raumes, in der Nähe der alten Männer, die Jasmin Tee aus Plastikbechern tranken, saßen zwei schweigsame und unglücklich wirkende junge Frauen mit ihren Kindern, die sich gegenseitig ebenso wenig beachtetten wie den einzelnen jüngeren Mann zwischen ihnen.

«Die Stühle reichen nicht, ganz egal, wie Sie sie aufstellen», sagte Ian, der Leiter des Gemeindezentrums.

«Die Helfer können im Stehen essen», gab Maggie zurück.

«Es wird trotzdem knapp. Vielleicht ist es besser, zwei Runden zu machen.» Ians betrübt Miene sprach Bände über die ständige Kompromisswirtschaft in öffentlich geförderten Einrichtungen.

«Besser alle quetschen sich zusammen, als zwei Gruppen zu bilden», bemerkte Maggie. «Außerdem haben sie es so wärmer.»

«Tut mir leid mit der Heizung», sagte Ian. «Das liegt an den Budgetkürzungen. Wir müssen für die Senioren und die jungen Mütter dienstags und freitags einsparen, wo wir können.»

Kate, der von der Anstrengung inzwischen warm geworden war, zog zwei Tische durch den Raum und stellte sie nach Maggies Anweisung in das kreisförmige Arrangement nahe der Küche. Auch sie bezweifelte, dass alle gemeinsam essen konnten. Doch Maggie bestand darauf, dass dieses Treffen dazu gedacht war, Alt und Jung zusammenzubringen, die Neuankömmlinge mit den schon lange Ansässigen, und dass eine gemeinsame Gruppe keinen Sinn hatte, wenn man sie dann doch wieder aufteilte. «Außerdem», sagte sie gut gelaunt, «ist das unsere Kultur. Alle essen zusammen.»

Kate ersparte sich einen Hinweis darauf, dass Maggies vielzitierte Kultur ein ziemlich dehnbarer Begriff war, der McDonald's-Besuche mit ihren Söhnen und die Tatsache, dass sie selbst nicht mit ihrem Ehemann zusammen aß, der als Arzt im Schichtdienst arbeitete, ebenso einschloss wie ihre Leidenschaft für *Coronation Street*. Es hatte keinen Zweck, mit

Maggie zu diskutieren. Wie ein ausgefuchster Politiker «überhörte» sie einfach alles, was nicht in ihre aktuelle Weltsicht passte, und formulierte fröhlich ihre Ansichten um, als seien sie niemals in Frage gestellt worden.

«Sehen Sie! Alles bereit!», rief sie ein paar Minuten später an Ian gewandt. «Und wir können die Tische hinterher gleich so stehen lassen. Habe ich Ihnen schon erzählt, dass ich einen der Lehrer aus der Brownleigh School dazu gebracht habe, herzukommen und Lese- und Schreibunterricht zu geben? Ich glaube, wenn ich noch eines dieser Wohngeld-Antragsformulare sehe, sterbe ich.»

«Wenn der Antrag von Mr. Yips nicht genehmigt wird, sorgt er wahrscheinlich dafür, dass ich derjenige bin, der stirbt», sagte Ian. Mehr Humor konnte man von ihm nicht erwarten, und Maggie und Kate lächelten pflichtgemäß.

«Sie wollen doch nicht etwa sagen, dass der Antrag wieder abgelehnt wurde.»

«Zum vierten Mal. Und dabei bin ich derjenige, der ihn ausfüllt. Wenn selbst ich das nach elf Jahren in der Gemeindeverwaltung nicht kann, wie zum Teufel soll das dann irgendwer sonst schaffen?»

Kate arbeitete seit beinahe einem Jahr ehrenamtlich für den Asien-Begegnungsverein von Dalton und Hackney. Eines Abends hatte Geoff von seinem *American Journal of Applied Psychiatry* aufgesehen, von den beklagenswert hohen Zahlen psychischer Erkrankungen unter Einwanderern berichtet, von Ausgrenzung und Rassismus am Arbeitsplatz und von Maggies

Kampf dagegen. Kate hatte Maggies Engagement überrascht. Obwohl sie sich schon lange kannten, hatten sie meist nur über Familie und Kinder gesprochen. Geoff hatte das Thema erneut angesprochen, als Maggie und Hamish einmal zum Abendessen gekommen waren, und wie sich herausstellte, hatte Maggie bisher geglaubt, Kate würde sich für diese Fragen nicht interessieren. Dann aber hatte sie Kate sofort das halbherzige Versprechen entlockt, in dem Verein mitzuhelfen.

«Ich wüsste nicht, was ich da beitragen könnte», hatte Kate gesagt, ohne sicher zu sein, ob sie es überhaupt wollte.

Doch als Maggie erfuhr, dass Kate ihre frühe Kindheit in Hongkong verbracht hatte, gab es kein Entkommen mehr. «Meine Güte, du kennst die chinesische Kultur!», hatte sie ausgerufen. «Du bist praktisch Chinesin!» Kates Einwände, dass ihre «kulturelle Umgebung» seit ihrem achten Lebensjahr aus einem Internat in Shropshire und einem Dorf in Südirland bestanden hatte, tat Maggie einfach ab. «Na und?», gab sie zurück. «Ich habe auch nie weiter östlich gelebt als Theydon Bois.»

Selbst nach all diesen Monaten war Kate keine besonders große Hilfe. Anders als die anderen Ehrenamtlichen beherrschte sie die Sprache nicht, konnte nicht kochen und in den kafkaesken Antragsformularen der Sozialversicherung fand sie sich ebenfalls nicht zurecht. Alles, was sie anbieten konnte, war Unterstützung bei den Lesekursen und ihre Anwesenheit. Doch das schien Maggie nicht zu stören. Und manches dort hatte Kate sogar gefallen: dem Betreiber des

Imbiss-Ladens dabei zuzusehen, wie er in der kleinen Küche des Gemeindezentrums chinesische Gerichte kochte, oder zu beobachten, dass die älteren Leute so viel lebhafter und zugewandter im Umgang miteinander waren als ihre europäischen Altersgenossen. Es waren kleine Ausflüge in eine fremde Welt, die Kate genoss. Sie mochte es, wie Maggie Übergangslos vom Englischen zum Chinesischen wechselte, wie sie diese unterschiedlichen Menschen um sich versammelte, sie mit ihrer starken Persönlichkeit zu einer Gruppe machte. Und auf eine paradoxe Art half die ehrenamtliche Arbeit Kate dabei, mit ihren Schuldgefühlen zurechtzukommen, nachdem sie Geoff verlassen hatte. Es war, als würde sie einmal die Woche Buße für ihre Sünden tun. Meistens funktionierte es.

«Ich hätte nicht gedacht, dass du heute kommst», sagte Maggie, die plötzlich neben Kate aufgetaucht war.

«Das wäre ich auch beinahe nicht», gab Kate zu. «Bin eigentlich nicht in der richtigen Stimmung.»

«Es ist immer besser, aus dem Haus zu gehen, wenn man niedergeschlagen ist. Sonst wird es bloß noch schlimmer. Lass uns beim Essen ein bisschen reden.»

«Ich weiß nicht, ob ich zum Essen bleibe.»

Maggie hörte ihr nicht zu. «Jetzt schau dir die an! Sie sollten sich unterhalten!», rief sie aus und deutete auf die schweigsamen jungen Mütter. «Zwei junge Frauen mit Babys. Es ist lächerlich, dass sie so stumm dasitzen. Außerdem müssen wir die eine dazu bringen, dass sie ihr Kind impfen lässt. Sie ist schon beinahe ein halbes Jahr hier, aber will

einfach nicht zum Ärztezentrum gehen.» Vier Wochen nachdem ihr Ehemann die junge Frau nach England geholt hatte, erzählte Maggie weiter, war er mit der Bemerkung verschwunden, dass er irgendwo einen Job hätte. Angeblich hatte ihn danach noch jemand in Nottingham auf der Straße gesehen, doch das war das letzte Mal gewesen, dass sie etwas von ihm gehört hatte. Sie hatte eine Aufenthaltsgenehmigung, aber keine Arbeit, wohnte in einer Gemeinschaftsunterkunft, und ihr fehlte das Geld, um nach Hause zurückzukehren.

«Sie muss einfach anfangen, Kontakte zu knüpfen. Ein bisschen offener werden. Geh zu ihr und sprich mit ihr, ich muss nach dem Essen sehen», befahl Maggie und eilte davon.

Im Gemeindezentrum zu arbeiten relativierte Kates Probleme normalerweise, doch an diesem Vormittag war sie die ganze Zeit unsicher gewesen, ob sie kommen sollte. Die Bedrücktheit, die in dem leeren Haus in ihr aufgekommen war, hatte ihr auch die Lust auf Gesellschaft genommen. Sabine hatte ihr einmal erzählt, in der Schule würden sie die Mädchen in «Gullys und Heizstrahler» einteilen. Heizstrahler waren die beliebten Mädchen, die umschwärmt wurden, und Gullys waren ... nun ja, eben Gullys, diejenigen, die gute Stimmung und Freundlichkeit absaugten wie ein Vakuum. Heute, dachte Kate, war sie eindeutig ein Gully.

Ein Gully, der jetzt ein Heizstrahler sein sollte. Widerstrebend ging Kate zu der jungen Frau hinüber, die mit ihrem billigen Anorak, Kunstlederschuhen und unglücklicher Miene auf ihrem Stuhl hockte. Kate hatte keine Ahnung, wie

sie ihr angesichts ihrer verzweifelten Situation helfen sollte. Außerdem wusste Maggie, dass die junge Frau kein Englisch konnte. Aber sie erwartete mit dem Missionierungseifer einer Sonntagsschullehrerin, dass die Leute irgendwie zurechtkamen. *Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.*

Kate ging zu der jungen Frau und deutete lächelnd auf das Kind. «Hallo», sagte sie, «ich bin Kate.»

Die junge Frau hatte ihr Haar zu einem straffen Pferdeschwanz zurückgenommen. Unter ihren Augen lagen bläuliche Schatten, die mehr ausdrückten als den üblichen Schlafmangel einer jungen Mutter. Sie schaute Kate verständnislos an und sah sich dann hilfesuchend nach Maggie um.

Kate deutete auf sich selbst und sagte: «Kate.» Sie nahm wahr, dass sie die Stimme erhoben hatte wie ein schwachsinniger Kolonialist, der versucht, sich mit Lautstärke bei den Eingeborenen verständlich zu machen.

Die junge Frau riss die Augen auf und schüttelte so zaghaft, wie sie auch sonst wirkte, den Kopf.

Kate atmete tief ein. Was sollte sie jetzt machen, verflixt? Sie hatte keine Begabung dafür, anderen die Befangenheit zu nehmen. Meistens fühlte sie sich schließlich selbst befangen. «Ich bin Kate. Ich unterstütze den Verein hier ein bisschen», sagte sie hilflos. Dann: «Und wie heißt du?»

Die folgende Stille wurde durch Gelächter und das Stakkato einer auf den Tisch fallenden Reihe Dominosteine unterbrochen, das von der anderen Seite des Raumes

herüberdrang. Die Seniorinnen hatten ihr Spiel beendet. Maggie stand bei ihnen. Ihr glattes, schwarzes Haar verdeckte ihr Gesicht, als sie sich über den Tisch beugte und in laute Glückwünsche ausbrach.

Kate wandte sich wieder der jungen Frau zu und versuchte, ihr Lächeln beizubehalten. «Junge oder Mädchen?», fragte sie und deutete auf den schlafenden Säugling, dessen Gesicht zwischen all den Schichten Kleidung aus der Spendensammlung kaum zu sehen war. «Junge?» Sie deutete auf den Mann, der danebensaß und ihr einen misstrauischen Blick zuwarf. «Oder Mädchen?» Sie deutete auf sich selbst. Oh Gott, sie klang wirklich wie eine Idiotin. Ihr Lächeln wurde immer angestrengter. «Dein Baby ist sehr hübsch.» Das stimmte. Alle Babys waren schön ... wenn sie schliefen.

Die junge Frau sah ihr Kind an, dann wanderte ihr Blick zu Kate zurück, während sie das Baby etwas fester an sich drückte.

Ich geb's auf, dachte Kate. Ich zeige ihr noch, wo das Essen steht, und dann soll sich Maggie um sie kümmern. Ich bin einfach nicht gut in solchen Sachen. Beinahe sehnsüchtig blitzte der Gedanke an ihr einsames Haus in ihr auf. Doch dann kamen ihr unvermittelt zwei Worte in den Sinn wie ein Echo aus ihrer Kindheit. Zwei Worte, die ihre Amah oft liebevoll geflüstert hatte. «*Hou leng*», sagte sie und deutete auf das Kind. Dann noch einmal lauter: «*Hou leng*.»

Die junge Frau senkte den Blick zu dem Baby und sah dann stirnrunzelnd wieder auf.

«Dein Baby. *Hou leng*.»

Zwei süße, sanfte Worte. «Sehr schön.» Die internationale Sprache der Schmeichelei.

Kate überkam neue Zuversicht. Sie konnte das also doch. Sie dachte angestrengt nach, versuchte, sich zu erinnern, ob sie die richtige Betonung getroffen hatte. «*Hou leng*. Sehr schön», sagte sie noch einmal, und dieses Mal fiel ihr das Lächeln leicht.

In diesem Moment tauchte Maggie hinter ihr auf. «Was machst du denn mit ihr?», fragte sie. «Sie spricht kein Kantonesisch. Sie kommt aus Festlandchina, Dummerchen. Sie spricht Mandarin. Sie hat bestimmt keine Ahnung, was du da gerade von dir gibst.»

Hamish, groß, schlank, Spross eines elitären Internats, und Maggie bildeten ein sehr ungleiches Paar. Darüber waren sich die Leute seit ihrer mittlerweile achtzehn Jahre währenden Ehe einig. Das lag nicht nur daran, dass Maggie viel kleiner war als er, oder an ihren üppigen, sinnlichen Formen, die einen Gegensatz zu seinem blassen Typ bildeten, oder der lärmenden Direktheit, mit der sie und ihre Kinder ihre Gefühle ausdrückten, während er ein zurückhaltender Engländer war. Es wirkte einfach so, als sei sie irgendwie zu viel für ihn. Und eigentlich auch für alle anderen. Sie war zu laut, zu geradeheraus, zu selbstsicher. Kate war überzeugt, dass sich Maggie seit ihrer Jugend kein bisschen gewandelt hatte. Und genau deshalb betete Hamish sie an.

Kate dagegen hatte sich praktisch mit jedem Mann verwandelt, mit dem sie zusammen gewesen war. Je größer die Verwandlung war, die ihre Partner auslösten, desto mehr hatte sie sich verliebt. Mit Jim war sie die Rockerbraut gewesen, hatte die entspannte, liebevolle Art genossen, auf die er mit ihr und Sabine umgegangen war, und auch, dass sie sich (zum ersten Mal seit Sabines Geburt) nicht gefühlt hatte, als würde sie auf ihren Status als «Muttertier» reduziert. Damals hatte sie es so gesehen, als würde er ihr etwas von ihrer jugendlichen Unbeschwertheit zurückholen. Mit ihm war sie wieder lockerer geworden, hatte aufgehört, sich ständig nur Sorgen zu machen. Und er hatte ihr gezeigt, was Sex sein konnte. Doch dann, als es nicht mehr gut lief und sie von Misstrauen beherrscht wurde, hatte sie die Person gehasst, die sie durch ihre Liebe zu ihm geworden war. Diese paranoide, unglückliche Jammergestalt, die ihn anbettelte, die Wahrheit zu sagen, die verzweifelt ihr Äußeres aufzuhübschen versuchte, um seine Aufmerksamkeit zurückzugewinnen. Und als er sie verlassen hatte, schwang in ihrer Traurigkeit auch Erleichterung darüber mit, dass sie diese Rolle nun los war.

Als Geoff einzog, war sie eine reifere Geliebte gewesen. Hatte sich ihm nicht so vollkommen angepasst, in dem Bewusstsein gelebt, dass es klüger war, nicht alles zu geben. Er jedoch hatte ihr alles gegeben, alles, was er geben konnte jedenfalls. Mit Geoff war sie erwachsen geworden. Er hatte ihren Horizont erweitert, mit ihr über Politik und Gesellschaft gesprochen und ihren Blick für die Ungerechtigkeiten in der

Welt geschärft. Sie hatte es in Ordnung gefunden, dass die Bequemlichkeit größer war als die Leidenschaft.

Wahrscheinlich fuhr sie besser mit jemandem, der ihr Stabilität bot. Und er war so gut mit Sabine umgegangen, hatte nie versucht, sich ihr aufzudrängen oder den Papa zu spielen, sondern einfach einen liebevollen, klugen Rückhalt in ihr Leben gebracht.

Doch dann hatte sie Justin kennengelernt, der ihr bewusst machte, dass sie eine Seite ihres Wesens, die nun ihr Recht forderte, seit Jahren verdrängt hatte. Sie war ein sexuelles Wesen. Justin erweckte ihre Sexualität, und danach hatte sie sich nicht mehr unterdrücken lassen. Kein Mann zuvor hatte ihren Körper so zum Glühen gebracht wie er, keiner dafür gesorgt, dass sie morgens um neun mit erhitzten Wangen kaum einen geraden Schritt vor den anderen setzen konnte. Keiner hatte sie mit dieser geradezu greifbaren sexuellen Atmosphäre eingehüllt, einer Glocke aus prickelnden Hormonen, sodass ihr Männer auf der Straße nachsahen. Und das stand ihr zu, oder etwa nicht?, hatte sie sich verzweifelt gesagt, um die Verletzung zu rechtfertigen, die sie Geoff zufügen würde. Sie durfte schließlich ihr Glück noch einmal versuchen. Warum sollte sie mit fünfunddreißig die Sehnsucht nach romantischer Liebe aufgeben müssen?

«Willst du eine Verschwörung der Dünnen anzetteln? Während du vor dich hinträumst, habe ich beinahe alle Dim Sums aufgegessen.» Maggie wedelte energisch mit ihren

Esst bchen vor Kate herum. «Nur weil du Kantonesisch nicht von Mandarin unterscheiden kannst, bedeutet das nicht, dass du nichts essen darfst.»

«Sorry.» Kate stocherte in ihrer Schale herum, in der das Essen erkaltete. Sie hatte geglaubt, Hunger zu haben, doch ihr Appetit war wie so häufig in letzter Zeit wieder verschwunden.

«Oh Gott. Immer noch Liebeskummer? Bist du nach – wie lange ist es jetzt? Drei Monate? – wirklich noch in der Ich-kann-nichts-essen-Phase?»

«Ich weiß nicht, in welcher Phase ich bin», sagte Kate kl glich. «Doch, ich weiß es. In der Schuldgefühle-Phase.»

Maggie hob eine sorgfältig gezupfte Augenbraue. Als Kate ihr verraten hatte, dass sie sich für Justin von Geoff trennen wollte, hatte sie damit gerechnet, dass Maggie, die Geoff länger kannte, Partei ergreifen würde. Doch das war nicht geschehen. Maggie schien die Fähigkeit zu besitzen, zwei Seiten gegenüber loyal zu bleiben.

«Schuldgefühle? Oh, jetzt h r aber auf. Du bist glücklich, oder etwa nicht? Justin ist glücklich, und Geoff, um ehrlich zu sein, ist nicht der Typ, der sich vor Kummer umbringt nach seiner ganzen Erfahrung als Psychiater. Wahrscheinlich f hrt er gerade in diesem Moment ein Therapie-Selbstgespräch.» Sie lachte laut auf.

«Geoff macht mir keine Sorgen, sondern Sabine», sagte Kate. «Ich verpfusche ihr Leben.»

Maggie nahm sich eine letzte Garnele, seufzte tief und schob ihre Essschale weg. «Verstehe. Pubert ts-H lle. Das Mädchen

setzt dir zu.»

«Nicht so direkt. Sie redet ja kaum mit mir. Aber ich kann es ihr von der Stirn ablesen. Sie denkt, ich habe ihr ganzes Leben ruiniert. Und sie hasst mich dafür, dass ich sie zu meiner Mutter geschickt habe.»

«Also *daraus* kannst du ihr keinen Vorwurf stricken, nach allem, was du mir erzählt hast. Aber was das ruinierte Leben angeht, bist du zu melodramatisch.» Sie grinste Kate an. «Das kommt von der Richtigen, was? Aber ehrlich, sie ist ja schließlich keine misshandelte Obdachlose, oder?»

Kate sah sie an, sehnte sich nach weiteren beruhigenden Kommentaren.

Maggie hob die Hand und begann, die Punkte an ihren molligen Fingern abzuzählen.

«Erstens. Hat sie zu essen und was anzuziehen? Ja. Und zwar zu viel, wenn du mich fragst, mit diesen ganzen lächerlichen Markenklamotten. Zweitens. Hast du jemals irgendwen in ihr Leben gebracht, der gewalttätig war? Nein. All deine Männer – also die beiden, mit denen du zusammengelebt hast – haben Sabine angebetet. Nicht, dass sich die kleine Madam dafür besonders dankbar gezeigt hätte. Drittens. War Geoff ihr richtiger Vater? Nein, wie sie es ihm bei jeder sich bietenden Gelegenheit ausführlich unter die Nase reiben musste. Viertens. Wird sie in ein paar Jahren zu Hause ausziehen, ohne sich noch mal umzudrehen? Ganz bestimmt.»

«Oh danke, da fühle ich mich gleich viel besser.»

«Ich sage nur, wie es ist, Darling. Du machst dir zu viele Sorgen. Sabine ist so ausgeglichen, wie ein Teenager eben werden kann, den man hier großzieht. Und das meine ich positiv. Sie ist intelligent, sie ist stur, und sie lässt sich von keinem was vormachen.»

«Aber sie redet nicht mehr mit mir. Sie hat einfach aufgehört, mit mir zu reden.»

«Sie ist sechzehn, meine Güte. Ich habe mit meinen Eltern vier Jahre lang nicht geredet, und die waren zu zweit.»

«Aber was ist, wenn es an mir liegt? Wenn sie mich einfach nur weiter ablehnt?»

«Du wartest einfach ab, bis sie ein Auto haben will. Oder die Kautions für ihre erste eigene Wohnung. Dann liebt sie dich wieder, glaub's mir.»

Kate schaute aus dem Fenster auf die grauen Fassaden der Kingsland Road, eine Gegend, die ganz bestimmt nicht «im Kommen» war, auch wenn die Immobilienmakler das behaupteten. Trotzdem, was hatte sie nur auf die Idee gebracht, ihre Tochter könnte es in der abgelegenen Landschaft von Kilcarrion besser haben? Noch dazu, wo sie ihr selbst nie etwas Gutes gebracht hatte.

Sie spielte mit einer dicken rosafarbenen Garnele, schob sie auf einer einsamen Reise rund um den Tellerrand. «Hast du Hamish eigentlich manchmal satt?» Sie wusste nicht, woher die Frage gekommen war, aber plötzlich wurde ihr bewusst, dass sie die Antwort unbedingt wissen wollte.

Maggie ließ ihre Tasse vom Mund zurücksinken und dachte einen Moment nach. «Satt? Ich weiß nicht, ob das der richtige Ausdruck ist. Manchmal will ich ihn erwürgen. Zählt das auch?»

«Aber was hält euch zusammen? Ihr könnt doch unmöglich die ganze Zeit glücklich sein. Oder etwa doch?» Die letzten drei Worte klangen ein bisschen selbstmitleidig, sodass Kate grinste, um sie wie einen Scherz wirken zu lassen.

«Natürlich sind wir nicht die ganze Zeit glücklich. Das ist kein Paar. Und wenn irgendwer das Gegenteil behauptet, dann lügt er. Aber das weißt du ja selbst.» Maggie runzelte die Stirn. «Was ist los, Kate? Manchmal hörst du dich echt an wie eine Fünfzehnjährige, wenn du über Beziehungen redest.»

«Das liegt daran, dass ich mir auch so vorkomme. Jetzt sag schon, was hält euch zusammen? Was hält dich in dem Moment bei ihm, in dem du dich eigentlich aus dem Staub machen willst?» In dem Moment, dachte sie, in dem ich mich gewöhnlich aus dem Staub mache.

«Was uns zusammenhält? Abgesehen von den Unsummen, die ein guter Scheidungsanwalt kostet und der Tatsache, dass unser Haus in den letzten fünf Jahren kaum im Wert gestiegen ist? Oh, und von den böartigen Trollen, die sich als unsere Kinder verkleiden? Willst du die Wahrheit hören, Kate? Ich weiß es wirklich nicht. Doch, ich weiß es. Es liegt daran, dass ich mir, obwohl er manchmal ein echter Mistkerl ist, nicht mit Geld umgehen kann, zu viel trinkt und außer zum Geburtstag und besonderen Gelegenheiten nicht viel im Bett läuft, einfach

nicht vorstellen kann, mit jemand anderem als Hamish zusammen zu sein. Hilft dir das irgendwie weiter?»

«Ich hatte noch nie eine Beziehung, in der ich mir nicht vorgestellt habe, mit jemand anderem zusammen zu sein», bekannte Kate geknickt.

«Oh, Phantasien über Robert Mitchum zählen bei mir nicht.»

«Bei mir auch nicht. Oh Gott, *Robert Mitchum*? Ist das dein Ernst?»

«Ich weiß.» Maggie grinste. «Er ist mein heimliches Laster. Er sieht einfach aus, als wäre er so *streng*, verstehst du?»

«Aber ich habe nicht sexuelle Phantasien gemeint. Ich habe immer darüber nachgedacht, mit jemand anderem zusammen zu sein. Ich vergucke mich in andere Männer und so was.»

«Du bist wirklich fünfzehn Jahre alt. Ich wusste es.»

«Oh, was stimmt nur nicht mit mir? Warum bin ich so verdammt beziehungsunfähig?», rutschte es Kate unwillkürlich heraus.

Maggie begann, die Essschalen abzuräumen. «Ich sage das wirklich nicht gern, Schätzchen, vor allem nicht in deiner momentanen Situation, aber vielleicht hast du einfach noch nicht den Richtigen kennengelernt.»

Justin rief um Viertel vor sieben an, kurz bevor Geoff kommen wollte. Kate war dankbar für seinen Anruf, dankbar dafür, dass der Klang seiner Stimme sie immer noch mit Wärme und Verlangen und der Gewissheit erfüllen konnte, dass sie die richtige Entscheidung getroffen hatte. Die Unterhaltung mit

Maggie war ziemlich nervenaufreibend gewesen, obwohl Kate das Thema selbst angesprochen hatte. Doch jetzt brachte Justin mit seinem unerwarteten Anruf alles wieder ins Lot. «Ich habe an dich gedacht», sagte er, «und ich wollte einfach nur deine Stimme hören.»

«Oh, ich freue mich so über deinen Anruf», sagte sie. «Du fehlst mir unheimlich.»

«Gott, ich wünschte, du wärst hier. Ich kann nicht aufhören, an dich zu denken.» Seine Stimme klang Millionen Meilen entfernt.

«Wie läuft es so ...»

«Wo bist du ...»

Sie hatten gleichzeitig gesprochen und mitten im Satz aufgehört, weil sie sich nicht gegenseitig unterbrechen wollten. «Du zuerst», sagte Kate.

«Pass auf, ich kann nicht lange reden. Ich wollte dir nur sagen, dass ich wahrscheinlich am Wochenende zurück bin. Wir müssen nur noch einen Termin abhaken, und dann hoffe ich, dass ich schon vor den anderen zurückfliegen kann.»

«Soll ich dich am Flughafen abholen? Ruf einfach an, wenn du weißt, mit welcher Maschine du kommst.»

«Nein, mach dir keine Mühe. Ich bin kein großer Fan von diesem Wiedersehenstrara am Flughafen.»

Kate schluckte ihre Enttäuschung hinunter. Sie hatte sich vorgestellt, wie sie sich mitten in der Ankunftshalle von Heathrow umarmten, er in staubigen Khaki-Klamotten und die Erschöpfung in seiner Miene wie weggewischt bei ihrem

Anblick. Meine Güte, rief sie sich selbst zur Ordnung, Maggie hat recht, du benimmst dich wirklich wie eine Fünfzehnjährige.

«Dann koche ich uns was Schönes. Zur Feier deiner Rückkehr.»

«Das musst du nicht.»

«Ich möchte es aber. Du fehlst mir.»

«Ich meine nur, dass ich dann bestimmt total k.o. bin und dringend unter die Dusche muss. Also werde ich vermutlich erst mal nach Hause fahren und mich zwölf Stunden aufs Ohr hauen. Wir sehen uns, wenn ich mich ausgeruht habe. Dann gehen wir aus und machen uns einen tollen Abend.»

Kate sagte ihm, dass sie sich schon darauf freute, und versuchte, ihre Enttäuschung darüber zu unterdrücken, dass er es mit ihrem Wiedersehen nicht besonders eilig hatte. Sie selbst hätte ihn am liebsten sofort am Flughafen in die Arme geschlossen, verschwitzt, erschöpft, ganz egal. Sie wollte ihn abküssen, ihm ein warmes Bad einlassen, ihm ein Glas Wein geben, während er von seiner abenteuerlichen Reise erzählte, ihm Berge von Essen kochen und ihn zufrieden auf ihrem Sofa eindösen sehen. Allerdings war Justin nicht der Typ, der eindöste. Stattdessen hatte sie den starken Verdacht, dass er vielmehr der hyperaktive Typ war. Es fiel ihm schwer, auch nur eine Minute stillzusitzen, er rutschte herum und trommelte mit den Fingern auf seinen Knien, fuhr sich durchs Haar und ging im Raum auf und ab. Sie nahm an, dass er genau deswegen so gut in seinem Job war. Selbst im Schlaf zuckte er und murmelte vor sich hin, als wäre er auf einer nächtlichen Spurensuche.

Ruhelos ging Kate in ihr Schlafzimmer und starrte sich in dem hohen Spiegel ihres Kleiderschranks an. Was sieht er in mir? Sie fühlte sich plötzlich sehr verletztlich, voller Selbstzweifel. Er könnte jede haben, und doch hat er mich ausgesucht: eine Fünfunddreißigjährige mit Schwangerschaftsstreifen und ersten Falten, deren Haar, auch wenn es dicht und rot war, nach der Meinung ihrer Tochter nicht mehr zu ihrem Alter passte. Eine Frau, in deren Jugend Modebewusstsein zu kurz gekommen war und die deshalb bis heute nicht wusste, was ihr stand. Sabine hatte ihr erklärt, ihre Secondhand-Sachen aus den 1950er und 1960er Jahren seien «ein Witz», aber Kate hatten sie gefallen. Sie mochte die guten Stoffe und die Qualität der Kleidungsstücke, die sie sich neu gekauft nicht leisten konnte. Sie hatte sich wohl damit gefühlt, dass sie sich mit dieser Kleidung von all den fünfunddreißigjährigen Mamis abhob, die sie bei Sainsbury's herumlaufen sah. Doch jetzt, wo die Verunsicherung an ihr nagte, fragte sie sich, ob sie einfach nur seltsam aussah, irgendwie unpassend. Wird er bei mir bleiben?, fragte sie sich, den Blick auf ihr Spiegelbild gerichtet. Er war im gleichen Alter wie sie, doch sein ganzer Lebensstil war so sprunghaft, so frei von Verantwortung, dass er auch zu jemandem passen würde, der zehn Jahre jünger war. Würde er irgendwann jemanden an seiner Seite haben wollen, der genauso frei lebte?

Kate versuchte, die Gedanken loszuwerden, die sich in ihrem Kopf breit machten. Sie konnte einfach nicht gut allein sein, das ließ ihr zu viel Zeit zum Nachdenken und Grübeln. Sie

definierte ihr Lebensglück viel zu sehr über ihr Liebesleben, hatte Maggie gesagt. Und dass sie sich auf diese Art zu verletzlich machte. Kate hatte das abgestritten, aber Gegenargumente waren ihr auch nicht eingefallen. Und Maggie hatte ihr Verhalten zutreffend charakterisiert, obwohl sie nicht einmal die Hälfte von dem wusste, was Kate tat – dass sie ein Vermögen für neue Bettwäsche ausgegeben hatte, nur weil Justin einmal erwähnt hatte, dass er am besten unter Laken aus weißer, ägyptischer Baumwolle schlief. Dass sie mindestens zwei gutbezahlte Aufträge abgelehnt hatte, nur weil sie nicht genau wusste, wann er zurückkam, und sie bei seiner Rückkehr nicht arbeiten wollte, oder dass es ihr inzwischen zu anstrengend war, etwas für ihr Äußeres zu tun, wenn Justin nicht da war, sodass sie die meiste Zeit ihre schwarze Billig-Lesebrille trug und nicht aus den Pyjamahosen herauskam.

Wirklich, sie konnte nicht gut allein sein. Sie würde sich einen Untermieter suchen. Oder sich einen Hund anschaffen. Oder sonst irgendetwas tun. Irgendetwas, um diese depressiven Gedanken loszuwerden. Jetzt komm schon, ermahnte sie sich, Geoff wird bald da sein. Reiß dich zusammen.

Froh, ihre Aufmerksamkeit auf etwas anderes richten zu können, bürstete sich Kate das Haar, wunderte sich über die vielen Knoten, die zwei Tage Vernachlässigung hervorrufen konnten, trug Lippenstift auf und dann, ohne weiter nachzudenken, einen Spritzer Parfüm. Mitsouko, von Guerlain.

Eine Sekunde später starrte sie entsetzt auf die Flasche. Dieses Parfüm hatte ihr Geoff immer geschenkt. Zu jedem Valentinstag. Es war sein Lieblingsduft. Er könnte auf die Idee kommen, dass sie ihre Meinung geändert hatte, dass sie versuchte, ihn zurückzugewinnen. Kate stand einen Moment lang da wie erstarrt, dann nahm sie ein Kosmetiktuch und rieb sich den Lippenstift ab. Sie knöpfte ihre Fünziger-Jahre-Seidenbluse bis oben zu, nahm die Kontaktlinsen heraus und setzte die unvoreilhaftige Arbeitsbrille auf. Dann wischte sie sich über den Hals, um den Parfümgeruch loszuwerden. Sie hatte Geoff schon genug verletzt und wollte auf keinen Fall unabsichtlich sein Verlangen wecken. Und deshalb war eine unattraktive, gealterte, ausgelaugte Kate – genau die Kate, mit der sie sich die letzten beiden Stunden abgekämpft hatte – das rücksichtsvollste Geschenk, das sie ihm machen konnte.

Zu ihrer Überraschung kam er zu spät. Geoff war immer pünktlich. Das gehörte zu dem, was sein «Ding» war. Kate war beinahe dankbar, als es endlich klingelte, denn sie hatte sich dabei ertappt, dass sie bewegungslos im Wohnzimmer saß und wie zum ersten Mal auf die Lücken im Bücherregal und die leeren Stellen an den Wänden starrte, wo seine Sachen gewesen waren. Wie würde sich Sabine fühlen, wenn so viele vertraute Dinge fehlten? Hatte sie einen Bezug dazu gehabt? Hatte sie überhaupt zur Kenntnis genommen, dass sie da waren?

Als Geoff hereinkam, stellte Kate fest, dass er besser aussah als bei ihrer letzten Begegnung. Weniger gezeichnet von der ganzen Sache. Aber vielleicht war das gar nicht so erstaunlich, denn ihre letzte Begegnung hatte am Tag seines Auszugs stattgefunden, und seither waren lange Wochen vergangen.

Er blieb im Wohnzimmer stehen, ein großer, leicht gebeugter Mann von fünfzig Jahren, der anscheinend unsicher war, ob er sich hinsetzen sollte. Unlogischerweise war Kate plötzlich sehr froh, ihn dazuhaben. Nervös lächelte sie ihn an und deutete auf das Sofa. «Möchtest du was trinken? Deine Sachen sind oben, aber du hast eine lange Fahrt hinter dir, und ich möchte nicht, dass du denkst, du müsstest gleich wieder los.»

Geoff rieb sich über den Hinterkopf, eine Geste, die sie noch nie an ihm gesehen hatte, und ließ sich zögernd nieder.

«Eigentlich komme ich nur aus Islington. Und ich fahre auch nur dorthin zurück.»

Kate war sicher, dass er erzählt hatte, er hätte eine Wohnung in Bromley gemietet, die näher an der Psychiatrischen Klinik lag, in der er arbeitete, doch sie sagte nichts dazu. Auch harmlose Nachfragen konnten derzeit problematisch sein. Außerdem ging es sie nichts mehr an.

«Tee? Kaffee? Rotwein? Ich habe eine offene Flasche.»

«Wein wäre toll. Danke.»

Sie hantierte in der Küche mit der Flasche herum, frappt darüber, wie schnell ein Lebensgefährte zu einem unvertrauten Gast werden konnte. Er musterte sie, als sie ihm das Glas reichte, und sie spürte unwillig, dass sie errötete.

«Und? Wie geht's dir?», fragte er. Das brachte sie ein wenig aus dem Konzept, weil sie ihm diese Frage selbst hatte stellen wollen.

«Mir geht's ... mir geht's gut», sagte sie. «Ist eigentlich alles okay.»

«Ist Sabine noch bei deiner Mutter?»

«Ja. Am Anfang hat es ihr nicht gefallen, aber diese Woche hat sie noch nicht angerufen. Das ist bei ihr wahrscheinlich ein gutes Zeichen.»

«Keine Neuigkeiten sind gute Neuigkeiten.»

«So in der Art.»

«Richte ihr Grüße aus, wenn du das nächste Mal mit ihr sprichst.»

Sie nickte. «Klar, mach ich.»

Darauf entstand eine längere Pause. Kate bemerkte, dass ihr oberster Blusenknopf aufgegangen war, und überlegte, ob es zu betont wirken würde, wenn sie ihn wieder schloss. Sie zog ihre Strickjacke enger um sich, um das Problem zu lösen.

«Hast du die Heizung nicht angestellt?», fragte er, als wäre ihm plötzlich aufgefallen, wie kalt es im Haus war.

«Der Heizkessel hat ein paar Probleme gemacht. Morgen kommt ein Handwerker», log sie.

«Hat er Ahnung? Wenn er rumpfuscht, kann er von der Steuerung bis zu den Rohrleitungen das ganze System ruinieren.»

«Oh, er ist sehr gut. Meisterbetrieb und alles.»

«Gut. Sonst müsstest du nur was sagen, und ich ...» Er unterbrach sich. «Na ja. Egal. Ich freue mich, dass du das Problem gelöst hast.»

Mit einem elenden Gefühl starrte Kate in ihr Weinglas. Dass er nett zu ihr war, machte es schlimmer. Sie ertrug es besser, wenn er sie anschrie. Als sie ihm von ihrer Affäre erzählt hatte, hatte er gebrüllt, sie sei eine «Hure» – ein Wort, das sie in diesem Moment seltsamerweise nicht verletzt hatte, zum Teil, weil sie sich insgeheim selbst so fühlte, aber auch, weil es die einzige echte Gemeinheit gewesen war, die er je zu ihr gesagt und mit der er ihr einen Vorwand dafür geliefert hatte, wütend auf ihn zu sein.

«Ich wollte dir eigentlich noch etwas sagen», kam es von ihm.

Kates Herzschlag beschleunigte sich. Geoff sah sie mit sanfter Miene an. Bitte sei nicht mehr in mich verliebt, flehte sie in Gedanken. Das ist zu viel Verantwortung für mich.

«Sollen wir zuerst deine Sachen herunterholen?», fragte sie eilig. «Wir können uns ja danach noch unterhalten.»

«Nein.»

Sie starrte ihn an.

«Ich möchte jetzt mit dir reden, ja?»

Wir verbringen unser ganzes Leben damit, Männer zum Reden zu bringen, dachte sie, aber wenn sie damit anfangen, wollen wir die Flucht ergreifen.

In demselben Moment kam auf leisen Pfoten Amadeus in den Raum, sein schwarzes Fell glitzernd vor Regentropfen.

Nachdem er mit demonstrativem Desinteresse um Geoffs Hosenbeine gestrichen war, sprang er neben ihn aufs Sofa. Nicht du auch noch, dachte Kate verzweifelt.

«Ich fühle mich richtig unbehaglich bei der ganzen Sache ...», fing er an.

«Nein, nein, ich bin diejenige, die sich unbehaglich fühlen sollte. Geoff, was passiert ist, tut mir so leid. Du bist so ein wundervoller Mann, ich wünschte wirklich, es wäre nicht so gekommen. Aber ich habe mich verändert. Habe mich in eine andere Richtung entwickelt.» Sie lächelte ihn an und hoffte, dass ihr Lächeln all die Liebe und die Dankbarkeit für die gemeinsamen Jahre ausdrückte – aber auch die Sicherheit, dass diese Liebe nicht wiederaufleben konnte.

«Es ist sehr lieb, dass du das sagst.» Er senkte den Blick auf seine Schuhe. Sie waren neu, wie Kate registrierte. Sie sahen teuer aus. Und so gar nicht nach Geoff. «Ich habe mich nämlich heute Abend nicht so richtig wohl damit gefühlt hierherzukommen.»

«Aber das musst du nicht. Niemals», sagte Kate und glaubte beinahe selbst, dass sie es auch so meinte. «Sabine wird sich immer darüber freuen, dich zu sehen. Und ich werde immer ...», sie suchte nach den richtigen Worten, «... und du wirst mir immer wichtig sein. Es wäre eine schreckliche Vorstellung, dass wir uns nie wiedersehen.»

«Empfindest du das wirklich so?» Er beugte sich vor, die Hände leicht auf die Knie gestützt.

«Ja», sagte sie. «Geoff, du warst sehr wichtig in meinem Leben.»

«Aber du hast dich in eine andere Richtung entwickelt.»

Kate fühlte, dass ihr Tränen in die Augen traten. «Das hab ich.»

«Und ich bin froh darüber», sagte er. Seine Miene wirkte zum ersten Mal entspannt. «Denn worüber ich mit dir reden wollte ... na ja, ich hab mir ein bisschen Sorgen gemacht, weil ich nicht wusste, wie es dir geht.»

Kate sah ihn verständnislos an.

«Das macht die Sache ein bisschen einfacher für mich, verstehst du? Ich habe mich nämlich auch in eine andere Richtung entwickelt. Ich habe ... ich habe jemanden kennengelernt.»

Die Worte drangen kaum zu Kates Verstand durch, so wenig passten sie zu der Vorstellung, die sie sich von Geoffs Verfassung gemacht hatte.

Er schüttelte leicht den Kopf, als könne er es selbst kaum glauben. «Ich habe jemanden kennengelernt. Und es sieht nach einer richtig ernsthaften Beziehung aus. Dadurch habe ich verstanden, dass dein Verhalten richtig war. Was du getan hast, war richtig. Ja, ich weiß, dass ich wahnsinnig verletzt war. Wie sehr, kannst du dir gar nicht vorstellen. Und das macht das Ganze noch viel unglaublicher. Dass so etwas dermaßen schnell passieren konnte, meine ich. Schließlich ... wann hast du es mir gesagt? Vor sechs Wochen?»

Kate nickte schweigend.

«Aber durch diesen Menschen – diese Frau – habe ich begriffen, wie unheimlich mutig deine Entscheidung war. Weil unsere Beziehung einfach nur noch so dahingeplätschert ist. Wir haben uns nicht mehr hinterfragt oder uns gegenseitig glücklich gemacht. Und das habe ich jetzt für mich gefunden. Und wenn du das auch für dich gefunden hast – oh Gott, es ist unfassbar, dass ich das sage, dann denke ich, dass sich alles zum Guten gewendet hat. Solange Sabine damit klarkommt, meine ich.»

In Kates Ohren stellte sich ein leiser Fiepton ein. Stirnrunzelnd schüttelte sie den Kopf, um ihn loszuwerden.

«Alles okay mit dir?» Geoff streckte die Hand nach ihr aus.

«Ja, alles okay», sagte sie leise. «Ich bin nur ein bisschen ... überrascht.» Die Schuhe, dachte sie. Diese Frau hatte ihn dazu gebracht, die Schuhe zu kaufen. Er war erst ein paar Wochen weg, und schon hatte diese Frau ihn dazu gebracht, sich ein Paar ordentliche Schuhe zu kaufen.

«Wer ist es?», fragte Kate und hob den Kopf. «Kenne ich sie?»

Geoff wand sich ein wenig. «Deshalb wollte ich mit dir darüber reden.» Er hielt kurz inne. «Es ist Soraya.»

Im ersten Moment konnte Kate nichts mit dem Namen anfangen. Dann sagte sie: «Soraya? Aber nicht die Soraya von deiner Arbeit, oder?»

«Doch. Die Soraya.»

«Die Soraya, die fünf- oder sechsmal bei uns zum Essen war?»

«Ja.»

Soraya, deren Eltern aus Indien stammten, Soraya, die Königin der Psychiatrie. Soraya, die Mittvierzigerin mit den Rehaugen und einer Vorliebe für Designerkleidung und kostspielige Schuhe. Soraya, Erbin eines riesigen, perfekt eingerichteten georgianischen Hauses in Islington, mit einem Aktiendepot und kinderlos. Soraya, Hexe, Männerdiebin. Dieses Biest.

«Sie hat keine Zeit verschwendet, was?» Es gelang Kate nicht, die Bitterkeit in ihrer Stimme zu unterdrücken.

Geoff zuckte mit den Schultern und lächelte hilflos. «Sie hat ganz klar gefragt, ob unsere Trennung endgültig ist. Sie ist sehr korrekt in solchen Dingen, weißt du. Als ich ihr gesagt habe, dass es wirklich definitiv ist, hat sie mir erklärt, dass mich eine andere schnappt, wenn sie es jetzt nicht tut. Sie meinte, anständige erwachsene Männer wären Mangelware.» Immerhin wurde er rot, als er ihre Komplimente wiederholte, aber seinen Stolz darüber konnte er trotzdem nicht verbergen.

Kate konnte es kaum glauben. Geoff war von der begehrtesten Single-Frau geangelt worden, die sie kannten. Geoff war plötzlich zum Traumkandidaten der weiblichen Mittelschicht geworden. Wie war es dazu gekommen? War sie so blind, dass sie seine Qualitäten die ganze Zeit nicht erkannt hatte?

«Ich habe dir das nur erzählt, weil du gesagt hast, dass du mit Justin glücklich bist. Ich würde dich nie bewusst verletzen, das weißt du.»

«Oh, mach dir keine Sorgen. Uns geht es gut. Einfach bombastisch.» Sie wusste, dass sie kindisch klang, aber sie konnte nicht anders.

Eine Weile saßen sie schweigend beieinander, und Kate trank ihren Wein viel zu schnell. Schließlich sagte sie: «Ist es wirklich was Ernstes?»

«Ja, das ist es.»

«Nach drei Wochen?»

«In meinem Alter bringt es nichts, lange abzuwarten.» Er versuchte, es wie einen Scherz klingen zu lassen.

«Also ... mit Zusammenleben und allem?» Sie war fassungslos. Wie hatte er so schnell ein neues Leben anfangen können, während sie noch nicht einmal angefangen hatte, den Verlust ihres alten Lebens zu bewältigen?

«Na ja, ich habe für die Wohnung in Bromley einen Dreimonatsvertrag unterschrieben. Aber ich verbringe die meiste Zeit in Islington.»

«Wie schön für dich.»

«Du weißt, dass mir materielle Dinge nie wichtig waren.»

Kate senkte ihren Blick auf seine Schuhe. Bis jetzt, dachte sie. Aber Soraya wird dich ausstaffieren und in einen dieser Edel-Intellektuellen mit Nicole-Farhi-Jacketts und Leinenhemden verwandeln, bevor du bis drei zählen kannst.

Geoff streichelte die Katze. Sie wirkten beide unheimlich entspannt.

«War ... war schon vorher was zwischen euch?» Der Verdacht, der in ihr aufgekeimt war, füllte plötzlich ihr ganzes

Denken aus.

«Wie bitte?»

«Na ja, das scheint doch alles unheimlich gut zu passen, oder? Drei Wochen nach deinem Auszug hier bist du praktisch schon bei einer von deinen guten Freundinnen eingezogen. Du musst zugeben, dass das reichlich schnell gegangen ist.»

Geoff sah sie vollkommen ernst an. «Kate, ich kann dir schwören, dass nichts war, bis du mir von deiner ... von Justin erzählt hast. Ich fand Soraya attraktiv, aber nicht mehr als irgendeine andere unserer Freundinnen. Na ja, vielleicht fand ich sie attraktiver, aber ich habe nicht mehr in ihr gesehen als in irgendeiner anderen, wenn du verstehst, was ich meine.»

Er sagte die Wahrheit. Geoff hatte noch nie lügen können. Woher kamen also diese bitteren Gefühle?

«Sie sagt, dass sie mich schon immer gemocht hat, aber dass sie nie versucht hätte, etwas mit mir anzufangen, solange ich mit jemand anderem zusammen war. Und wenn sie nicht den ersten Schritt gemacht hätte, dann hätte ich mich wahrscheinlich in meine grässliche neue Wohnung zurückgezogen und jahrelang meine Wunden geleckt. Du weißt, wie ich war. Wie ich bin. Ich bin einfach nicht der Typ dafür. Für Untreue.»

Aber ich bin es, dachte sie, auch wenn du zu nett bist, um es auszusprechen. Unerklärlicherweise fühlte sich Kate mit einem Mal so zurückgelassen, dass sie am liebsten losgeheult und herumgebrüllt hätte, wie jemand, der betrogen worden war. Aber all das war ihre eigene Schuld.

Vielleicht, fuhr es ihr durch den Kopf, sollte sie ihn verführen. Sich auf ihn stürzen, ihm die Kleider vom Leib reißen und so leidenschaftlichen Sex mit ihm machen, dass es hinterher mit seiner Selbstzufriedenheit und seiner Überzeugung von seiner neuen Liebe aus war. Sie wollte, dass er unsicher wurde. Sie wollte Soraya und ihr enigmatisches Lächeln auslöschen. Sie konnte das, sie wusste, dass sie das konnte. Sie kannte ihn schließlich besser als irgendwer sonst.

Dann bemerkte sie, dass Geoff sie einfühlsam und besorgt musterte. Es war der Blick, wurde ihr bewusst, den er normalerweise seinen Patienten vorbehielt. Und das war schlimmer als jede Untreue. Sie rückte ihre Brille zurecht, erinnerte sich mit Unbehagen daran, dass sie blass und nicht zurechtgemacht war.

«Alles okay mit dir?»

«Okay? Mir geht's bestens. Ich bin nur ein bisschen verblüfft über deine wunderbaren Neuigkeiten. Ich freue mich so für dich.» Sie stand auf. «Ist das Leben nicht großartig?»

Geoff stand ebenfalls auf und stellte sein halb ausgetrunkenes Weinglas auf dem Tisch ab. «Also macht es dir wirklich nichts aus? Glaub es oder nicht, aber für mich ist es wichtig, dass es für dich in Ordnung ist.»

Kates Augen glänzten. «Ausmachen? Wieso sollte es mir etwas ausmachen?» Sie strich sich übers Haar und ließ ihren Blick abwesend durch den Raum wandern. «Justin wird unheimlich überrascht sein, wenn er hört, wie sich alles gefügt hat. Und er wird sich freuen. Ja, wir beide freuen uns sehr

darüber. Und jetzt lass uns deine Sachen holen, ja?», sagte sie fröhlich, und mit einem breiten, starren Lächeln drehte sie sich zur Tür um.

Kapitel 4

«**S**o ist es richtig. Fersen runter, sitz aufrecht. Siehst du? Du machst das großartig.»

«Ich fühle mich wie ein Sack Kartoffeln.»

«Du machst es gut. Heb deine Hände ein bisschen. Ein Stückchen über seinen Hals.»

«Dann kann ich mich aber nicht mehr festhalten.»

Mit finsterer Miene drückte Sabine ihr Gesicht in den Schal, als Thom sie angrinste, sodass ihr Atem als weicher, warmer Dunst an ihren Wangen entlangströmte. Sie musste zugeben, dass es ihr beinahe Spaß machte, aber das würde sie Thom nicht verraten. Der kleine Schimmel bewegte sich folgsam unter ihr, seine Ohren zuckten vor und zurück, wenn Thom etwas sagte, und sein Hals war gebogen wie der eines Schaukelpferds. Das Pferd hatte nicht versucht, sie zu beißen, zu treten, in eine Hecke abzuwerfen oder durchzugehen, wie sie insgeheim befürchtet hatte. Es hatte sie nicht einmal böseartig beäugt, sondern schien stattdessen einfach den Ausritt an dem frischen Wintermorgen zu genießen und dabei seine menschliche Last als notwendigen Preis zu akzeptieren.

«Ich hab dir ja gesagt, dass deine Granny einen guten Blick für Pferde hat», sagte Thom, der neben ihr auf dem großen Braunen ritt. Er hielt beide Zügel im Westernstil mit der

rechten Hand, während sein anderer Arm lose herunterhing.
«Sie hätte dich auf kein zu lebhaftes Tier gesetzt. Sie hat genau nachgefragt, ob dieses hier auch wirklich bombensicher ist, bevor sie es hat rüberholen lassen. Das habe ich selbst gehört, als sie telefoniert hat.»

Sabine spürte, dass jetzt eine dankbare oder bewundernde Bemerkung von ihr kommen sollte. Aber dazu war sie nicht in der Lage. Ihre Großmutter hatte sie während der letzten Tage kaum zur Kenntnis genommen, und wenn, dann um irgendetwas an ihr zu kritisieren. Zum Beispiel, dass sie ihre Stiefel in die Stiefelkammer gestellt hatte, ohne vorher den Schlamm abzuwischen. Und dass sie Bertie nachmittags auf ihrem Bett schlafen ließ. Sie hatte sogar Mrs. H. angeschrien, weil sie das Rührei für Großvater mit der falschen Butter gemacht hatte, als hätte die arme Mrs. H. ihn vergiften wollen. Sabine hätte am liebsten zurückgeschrien, aber Mrs. H. hatte ihr die Hand auf die Schulter gelegt und gesagt, sie solle das nicht wichtig nehmen. «Sie steht sehr unter Druck. Wir müssen ein bisschen geduldig mit ihr sein.»

«Warum lassen sich das alle von ihnen gefallen?», fragte sie Thom, als er abstieg, um ein Gatter zu öffnen.

«Wer lässt sich was von wem gefallen?»

«Von meinen Großeltern. Warum arbeitet hier jeder weiter für sie, wenn sie so ekelhaft mit allen umgeht? Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie Riesengehälter zahlen, schließlich redet sie ständig übers *Sparen*.» Sie spuckte das Wort geradezu aus, als hätte es einen schlechten Geschmack.

Thom schob das Gatter auf, gab seinem Pferd einen Klaps, sodass es um ihn herumging, dann ritt Sabine durch.

«Sie ist in Ordnung.»

«Nein, ist sie nicht. Sie bedankt sich nie bei dir für alles, was du tust. Und gestern hat sie Mrs. H. angebrüllt. Und trotzdem widerspricht ihr keiner von euch.»

«Bringt nichts. Sie meint es nicht persönlich.»

«Das ist keine Entschuldigung.»

«Sag ich auch nicht. Aber die Leute haben eben ihre Art, und das ist ihre. Meine Güte, ist das kalt heute Morgen.» Mit einem Knurren schob Thom seinen Fuß in den Steigbügel, zog sich hoch und schwang sein anderes Bein über das Pferd.

«Aber das ist demütigend. Sie behandelt euch wie Dienstboten. So als würdet ihr alle noch im neunzehnten Jahrhundert leben.»

Thom klopfte seinem Pferd auf den muskulösen Hals. «Tja, ich schätze, man könnte schon sagen, dass wir ihre Dienstboten sind.»

«Das ist lächerlich. Ihr seid Angestellte.»

Thom grinste. «Und was genau ist da der Unterschied?»

«Da gibt es auf jeden Fall einen Unterschied.»

«Ich höre.»

Sabine starrte auf die Ohren ihres Pferdes. Das rechte zuckte zurück und wieder vor. Thom konnte manchmal richtig nervig sein. «Der Unterschied besteht darin, wie sie euch behandeln – auf Augenhöhe oder als ... als ... na ja, ohne jeden Respekt eben.»

Sie warf einen kurzen Blick auf Thom, überlegte, ob sie zu weit gegangen war.

Aber er zuckte nur mit den Schultern. «Ich sehe das nicht so. Deine Großeltern sind gute Leute, auch wenn sie altmodisch sind. Du musst daran denken, dass sie mit Bediensteten aufgewachsen sind. Sie sind in den Kolonien groß geworden. Sie haben es gern, wenn alles auf eine bestimmte Art läuft, und sind schnell frustriert, wenn es nicht so ist. Also», Thom zügelte sein Pferd und drehte sich zu Sabine um, «wenn sie nur einen Einzelnen schlecht behandeln würden oder anschreien oder was auch immer, würden wir alle gehen, glaube ich. Keiner von uns hier ist ein Trottel, Sabine, auch wenn du das vielleicht denkst. Aber wir verstehen sie. Und ihre Art. Und selbst wenn du das nicht erkennst, sie respektieren uns auch.»

Sabine war immer noch anderer Meinung, aber etwas an Thoms Verhalten hielt sie davon ab weiterzureden.

«Und ganz gleich, was du über sie denkst, Mrs. H. hat recht. Deine Großmutter steht unter enormem Druck. Du solltest ihr gegenüber ein bisschen offener sein, Sabine. Dich mit ihr unterhalten. Da könntest du nämlich eine Überraschung erleben.»

Sabine bewegte unwillig den Kopf, als wäre ihr das vollkommen gleichgültig. Aber sie wusste, dass der Druck, unter dem ihre Großmutter stand, die zunehmend schlechte Gesundheit ihres Großvaters war. Er war seit fünf Tagen nicht aus seinem Zimmer heruntergekommen, und der Arzt war häufig da gewesen.

Sabine hatte nicht fragen wollen, was los war. Einmal hatte Mrs. H. sie gebeten, ihm sein Essenstablett hinaufzubringen. Ihr Großvater hatte unter seiner leuchtend roten, orientalischen Tagesdecke geschlafen, und sie war an der Tür stehen geblieben, erschrocken und zugleich gebannt von dem Anblick seines mageren Schädels und seinen mühsamen, pfeifenden Atemzügen. Sie hätte nicht sagen können, dass er krank aussah. Er war zu alt, um irgendwie anders auszusehen als ... na ja ... einfach alt.

«Wird er sterben?», fragte sie Thom.

Er drehte sich kurz im Sattel zu ihr um und schaute dann wieder nach vorn, als würde er etwas überdenken. «Wir werden alle sterben, Sabine.»

«Das ist keine Antwort.»

«Tja, das liegt daran, dass ich dir keine Antwort geben kann. Jetzt komm, es braut sich was zusammen. Wir bringen besser die Pferde rein.»

Das Ganze hatte mit den Jagdhunden angefangen. Eine Woche zuvor war Sabine beim ersten Tageslicht von Geräuschen geweckt worden, die klangen, als hätte sich ein Rudel jaulender und kläffender Wölfe unter ihrem Fenster versammelt. Sie jaulten nicht klagend, sondern hörten sich richtig blutrünstig an. Fröstelnd hatte sich Sabine aus dem Bett geschoben, war zum Fenster getappt und hatte in ihrem Halbschlaf beinahe erwartet, einen Vollmond am Himmel zu sehen. Doch stattdessen hatte sie in der bläulichen Dämmerung die schlanke Gestalt ihrer Großmutter entdeckt,

die im Hausmantel durch den Stallhof rannte. Sie rief irgendwen zu sich zurück. Es war kein wütender Ruf, sondern beinahe ein Flehen. «Komm zurück, Darling», rief sie. «Komm zurück. *Bitte.*»

Sabine hatte ihrer Großmutter nachgesehen, bis sie aus ihrem Blickfeld verschwunden war, und nicht gewusst, was sie tun sollte.

Wenig später hatte das Gejaule aufgehört. Gleich darauf war ihre Großmutter wiederaufgetaucht, die ihren Großvater zur Hintertür führte und dabei leise auf ihn einsprach. Er hinkte leicht nach vorn gebeugt, und der Wind drückte ihm den Pyjama an den Körper, sodass sich seine Knochen abzeichneten wie verbogene Kleiderbügel. «Ich habe nur nach den Jagdhunden gesehen», sagte er mehrmals. «Ich weiß, dass der Mann sie nicht ordentlich füttert. Ich habe nur nach den Jagdhunden gesehen.»

Sabine und ihre Großmutter hatten nicht über diesen Vorfall gesprochen – Sabine war nicht einmal sicher, ob sie überhaupt etwas davon wissen sollte –, aber seit diesem Tag war ihr Großvater nicht mehr aus seinem Zimmer gekommen. Und manchmal hatte Sabine nachts den schnellen Schritt ihrer Großmutter auf dem Flur gehört, wenn sie nachsah, ob ihr Mann zu einer weiteren nächtlichen Mission aufgebrochen war.

Neugierig geworden, fragte Sabine ihre Großmutter trotzdem, ob sie die Jagdhunde sehen dürfe. Sie hatte mit Thom hingehen wollen, aber ihre Großmutter hatte ihr einen Blick zugeworfen, als könnte sie nicht glauben, dass sich

Sabine dafür interessierte, und gesagt, sie könnten nachmittags zusammen hingehen. «Es sind schwarzbraune», erklärte sie unterwegs. «Eine spezielle Jagdhunderasse, sie wird in dieser Gegend seit Generationen gehalten.» Es war der längste Satz, den sie seit über einer Woche zu Sabine gesagt hatte.

«Die Ballantynes waren immer die Masters of Foxhounds. Das ist der Anführer der Jagd. Sie haben Ende des neunzehnten Jahrhunderts mit der Meute angefangen. Und dein Großvater hat viel Zeit damit verbracht, die Zucht fortzusetzen. Er war der Master, bis er vor zehn Jahren mit dem Reiten aufgehört hat. Es ist eine wundervolle Meute. Du hättest hören sollen, wie sie angeschlagen haben, als ich das letzte Mal mit ihnen auf der Jagd war.» Einen Moment lang hing sie lächelnd ihren Erinnerungen nach.

Sabine unterdrückte ein Lachen. Sie war davon überzeugt, dass die armen Hunde unter furchtbaren Bedingungen gehalten wurden. Kein glückliches Tier machte solchen Lärm. Und die Vorstellung, dass sie in Betonställen lebten, weit weg vom gemütlichen Kaminfeuer und den abgetretenen Teppichen, trieb ihr beinahe die Tränen in die Augen. Sie wusste nicht genau, was sie bei ihrem Anblick tun würde. Wenn sie schlechte Laune hatte, war sie entschlossen, die Tiere freizulassen oder den örtlichen Tierschutzverein darauf anzusetzen. Aber dadurch würde sie alle in Schwierigkeiten bringen, einschließlich Thom.

Die Jagdmeute wurde ein gutes Stück vom Haus entfernt in einem eingezäunten Hof mit betonierten, nach vorne vergitterten Gehegen gehalten. Es sieht aus wie ein Gefängnis, dachte Sabine. In der Luft lagen Gerüche nach Desinfektionsmittel und Exkrementen. Wie konnte sich ihre Großmutter so gut um die Labradore kümmern und diese Hunde hier draußen in der Kälte lassen?

«Wie macht sich Horatio, Niall?»

«Es geht ihm besser, Mrs. Ballantyne», sagte der Mann, der bei ihrer Ankunft aus einem der Verschläge getreten war. «Der Verband kommt bald ab.»

Ihre Großmutter ging zu einem Zwinger in der Ecke und spähte hinein. Über ihre Schulter hinweg konnte Sabine einen Hund erkennen, der auf Stroh lag und die Pfote unter sich gezogen hatte. «Was ist passiert?», fragte Sabine den Mann.

«Ist von einem Pferd überrannt worden. Einer von den Gästen aus dem Reitclub hat nicht aufgepasst.» Er schüttelte missbilligend den Kopf. «Wirklich, Mrs. Ballantyne, die bringen ihnen nicht mal die Grundregeln bei, bevor sie mit ihnen ausreiten. Kassieren nur das Geld und schicken sie raus.»

Sabines Großmutter nickte, den Blick immer noch auf den Hund gerichtet. «Da haben Sie vollkommen recht, Niall.»

«Seit sie den Reitclub zu einem Hotel gemacht haben, ist es noch viel schlimmer geworden. Vorher waren es meistens Leute aus der Gegend, aber jetzt sind es irgendwelche Urlauber und Geschäftsleute und dergleichen. Der alte John

MacRae aus dem Stall dort hat mir gesagt, es ist zum Heulen, in welchem Zustand manche Pferde zurückgebracht werden.»

Sabine sah ihre Großmutter mitleidig zusammenzucken. Das hatte sie bei ihr noch nie erlebt. «Ich rede mit Mitchell Kilhoun», verkündete sie entschlossen, «sage ihm, wenn er sich nicht besser um seine Tiere kümmert, lassen wir sie nicht zur Jagd zu.»

«Das wäre großartig, Mrs. Ballantyne. Es bricht mir das Herz, wenn ein gutes Tier für nichts und wieder nichts verletzt wird.» Er sah den Jagdhund an, der sich die gute Pfote leckte. «Man hätte den armen alten Kerl erschießen müssen, wenn er sich nicht erholt.»

Sabines Blick flog zu Niall. «Erschießen?»

Nach einem kurzen Blick zu Sabines Großmutter sagte er: «Ja, Miss. Das wäre bei einer schweren Verletzung die gnädigste Lösung für ihn gewesen.»

«Erschossen zu werden?»

Niall runzelte leicht die Stirn. «Na ja, ein Jagdhund mit drei Beinen kann nicht mehr mithalten. Wird vielleicht sogar von der eigenen Meute angegriffen. Und das wäre nicht schön, kann ich dir versichern.»

Sabine war fassungslos. «Wie könnt ihr nur so grausam sein?», sagte sie wütend zu ihrer Großmutter. «Wie würdest du es finden, wenn ich Bertie erschieße, falls er krank wird?»

Ihre Großmutter atmete tief durch und wechselte einen Blick mit Niall. «Das sind keine Schößtiere, Liebes. Sie sind nicht

wie Bertie und Bella. Das sind Jagdhunde, speziell gezüchtet, um ...»

Sie wurde von der Ankunft des Land Rover unterbrochen, der mit einem Anhänger in den Hof einbog. Augenblicklich begannen die Hunde in den Zwingern, aufgeregt zu bellen und sich an den Gittern aufzurichten.

Dann wurde die Fahrertür des Land Rover geöffnet, und Liam sprang heraus. «Sorry, dass es so lange gedauert hat, Niall. Musste warten, bis jemand da war, der mir geholfen hat, das verdammte Ding einzuladen. Oh, tut mir leid, Mrs. Ballantyne, hab nicht gesehen, dass Sie da sind.»

«Komm, Sabine», ihre Großmutter lenkte sie entschlossen zum Tor, «gehen wir zurück.»

Aber Sabine wehrte sich. «Was passiert mit dem verletzten Hund? Horatio? Wird er erschossen?»

Ihre Großmutter warf einen Blick zu dem Anhänger, dessen hintere Klappe Liam gerade öffnete, und schob Sabine weiter. «Nein. Er wird nicht erschossen. Wie Niall gesagt hat, meint der Tierarzt, dass er sich erholt.»

«Aber warum behandelst du sie nicht wie die anderen Hunde?»

Niall half Liam, die Anhängerrampe zu senken. Das metallische Geräusch, mit dem sie auf dem Boden aufkam, löste bei den Jagdhunden noch wilderes Bellen aus.

«Sabine, jetzt *komm* endlich. Wir müssen wirklich los.»

Ihre Großmutter zog inzwischen richtig an ihr. Sabine blieb stehen, sah sie verwundert an. Warum hat sie es so eilig?,

dachte Sabine. Was soll ich nicht sehen?

Ein steifes braunes Bein beantwortete ihre Frage. Es schwang aus dem Anhänger und ragte dann starr in die Luft. An seinem Ende war ein schwarzer Huf. Niall legte eine Seilschlinge um das Bein und zog, während Liam, der auf den Anhänger gestiegen war, keuchend etwas vorandrückte.

«Was machen sie da?», flüsterte Sabine. Sie war zu geschockt, um laut zu sprechen.

«Es ist tot, Sabine.» Der erschöpfte Ton ihrer Großmutter verriet, dass sie genau damit gerechnet hatte. «Es spürt nichts mehr.»

Sabine sah sie mit Tränen in den Augen an. Hinter ihr warfen sich die Hunde wie rasend an die Gitterverstrebenungen. «Aber was machen sie?»

Sabines Großmutter schaute auf das tote Pferd, das langsam über die Rampe des Anhängers hinunterrutschte. «Es kommt ins Fleischhaus.»

«Ins Fleischhaus?»

«Die Hunde müssen etwas fressen, Liebes.»

Sabine riss die Augen auf. Sie starrte das tote Pferd an, dann die geifernden, zähnefletschenden Jagdhunde hinter ihr. Sie würgte und legte unwillkürlich die Hände an die Wangen. «Oh mein Gott, ich kann nicht glauben, dass du es einfach von ihnen zerfleischen lässt. Oh Gott ...»

Die beiden Männer hielten kurz inne, bevor sie weiter an dem Pferd zogen, während Sabine durch das Tor und zurück zum Haus rannte.

Mrs. H. hatte den Tee schon vor einer halben Stunde vorbereitet, doch bis Joy Ballantyne daran dachte, sich den Becher abzuholen, hatte sich schon ein trüber Film auf der Oberfläche der Flüssigkeit gebildet.

Sie hätte wissen müssen, dass es keine gute Idee war, Sabine zu den Zwingern mitzunehmen. Das Mädchen war ganz die empfindsame Städterin. Leute aus der Stadt hatten meistens Probleme damit, sich mit den unbarmherzigen Gegebenheiten von Leben und Tod auseinanderzusetzen. Und Joy hatte auch so schon genug, mit dem sie fertigwerden musste, seit es Edward so viel schlechter ging.

Lauschend hob sie den Kopf, doch von oben waren keine Geräusche zu hören. Mrs. H. war einkaufen, und im Haus herrschte Stille, nur unterbrochen von dem Knacken der Leitungen und dem gelegentlichen Schnarchen der beiden Hunde, die zu ihren Füßen lagen.

Joy seufzte. Sie hatte lange und angestrengt darüber nachgedacht, was sie mit diesem Mädchen anfangen sollte, wie sie ein bisschen Begeisterung in diesem angespannten, wachsamen Gesicht entfachen könnte. Aber Sabine schien einfach nichts tun zu wollen, zog sich in ihr Zimmer zurück oder versuchte, sich irgendwo im Haus zu verdrücken, und immer verströmte sie ihre Unzufriedenheit darüber, auf Kilcarrion zu sein, wie einen unangenehmen Geruch. Überall schien sie sich unwohl zu fühlen, in ihrem Zimmer, beim Essen,

bei einer unerwarteten Berührung, sogar in ihrer eigenen Haut.

War Kate genauso gewesen? Vielleicht schon. Joy nippte an ihrem lauwarmen Tee und ging ihre Erinnerungen durch wie jemand, der eine bestimmte Seite in einem Buch sucht – Kates pubertäres Geschmolle, ihre Wut, weil ihre Eltern nicht verstanden, was ihr wichtig war, ihr Entschluss, nicht mehr zu reiten, sodass der Fuchs, auf dessen Auswahl sie Monate aufgewendet hatten, nur auf der Wiese stand – als ständige Erinnerung an die Kluft, die zwischen ihnen lag. Sie war so anders als ihr älterer Bruder Christopher, der jedes Wochenende, das er in Dublin frei hatte, mit Hindernisrennen verbrachte. Es war kaum zu glauben, dass sie aus derselben Familie stammten. Und nun kam all das in der Gestalt von Kates Tochter wieder.

Sie hatte eigentlich gedacht, es würde Spaß machen, ihre Enkelin dazuhaben, gestand sich Joy niedergeschlagen ein, während sie ihren Tee austrank. Sie hatte Sabine mögen wollen. Sie hatte ihr einen richtig schönen Aufenthalt bereiten wollen, mit frischer Luft, Bewegung und gesunder Ernährung, sie mit einem rosigen Hauch auf den blassen Wangen zurückschicken, und deshalb hatte sie lange Stunden damit verbracht, nach einem hübschen Pferdchen zu suchen, das ihr Gefährte sein konnte. Und vor allem hatte sie eine richtige Großmutter sein wollen, statt zu versuchen, Sabine aus ihren Gedanken auszuschließen, wie sie es getan hatte, seit Kate und sie sich endgültig nichts mehr zu sagen hatten. Als Kate aus

heiterem Himmel angerufen und gefragt hatte, ob sie Sabine für eine längere Zeit zu ihr schicken könnte, hatte sie Joys Schweigen für Ablehnung gehalten und ihre Bitte sofort gekränkt zurückgenommen. Doch Joys Schweigen war einfach nur der Ausdruck ihrer sprachlosen Freude gewesen: Seit zehn Jahren hatte sie nicht mehr an die Aussicht geglaubt, einfach einmal ihre Enkelin bei sich haben zu können.

Doch jetzt fühlten sie sich beide nur wohl, wenn Sabine zu Annie verschwand. Was sie immer häufiger tat. Offenkundig mochte Sabine ihre Großmutter nicht. Und Joy musste sich eingestehen, dass sie sich in Sabines Gesellschaft unbehaglich fühlte, sogar gereizt.

Vielleicht sind wir einfach zu alt für sie, ging es ihr durch den Kopf, während sie das Ziehen in ihren Knien registrierte, als sie sich herunterbeugte, um Bella zu streicheln. Wir sind zu alt und zu langweilig, und sie ist das Stadtleben gewohnt, von dem wir keine Ahnung haben. Einen Computer, das war es, was sie wollte. Einen Computer und Fernsehen. Idiotisch zu glauben, sie würde so einfach bei uns hereinpassen. Idiotisch, böse auf sie zu werden, nur weil sie sich mit Duke nicht auskannte. Sie hatte schließlich noch nie wirklich für irgendetwas Verantwortung übernehmen müssen. Und ich sollte Mitleid mit ihr haben, statt mich über sie zu ärgern, dachte Joy. Sie hat bisher schließlich ein schauderhaft unruhiges Leben gehabt. Sie kann nichts dafür, dass sie so ist, wie sie ist. Das war auf Kate zurückzuführen.

«So, ihr zwei», sagte sie und richtete sich wieder auf. «Jetzt wollen wir mal nach Sabine sehen.»

Joy's strenge Erscheinung bildete einen Gegensatz zu ihrem recht offenen Denken. Auch wenn sie ihre festen Ansichten hatte, war sie nicht derartig eingefahren, dass sie nicht mehr umsteuern konnte, wenn sie sich falsch verhalten hatte. Es gab bestimmt etwas, das sie tun konnte, damit sich das Mädchen wohler fühlte. Sie könnte ihr ein bisschen Geld geben und Annie bitten, mit ihr ins Kino zu gehen. Es würde auch Annie guttun, mal rauszukommen. Sie könnte Thom bitten, Sabine unten auf dem Feld Fahrunterricht in dem Land Rover zu geben. Das würde ihr gefallen. Sie musste Gelegenheiten suchen, die für eine Annäherung sorgten.

Joy befahl den Hunden, unten zu bleiben, und ging die Treppe hinauf. Als sie Edward kurz zuvor etwas zu trinken gebracht hatte, war aus Sabines Zimmer Schluchzen gedrungen, aber weil Joy verärgert gewesen war und nicht wusste, ob ihr nur Ablehnung entgegenschlagen würde, war sie einfach wieder nach unten gegangen. Jetzt schämte sie sich beinahe dafür. Meine Güte, ermahnte sie sich selbst, sie ist ein Kind. Du bist diejenige, die auf sie zugehen sollte.

Sie blieb einen Moment vor der Tür stehen und lauschte auf Geräusche, dann klopfte sie zweimal leise an.

Keine Antwort.

Joy klopfte noch einmal, dann öffnete sie langsam die Tür. Das Bett war leer. Sie sah sich um, doch dann zog sie sich zurück, weil sie das Gefühl hatte, in Sabines Privatsphäre

einzudringen. Sie war vermutlich bei Annie. Joy schluckte ihre Enttäuschung darüber hinunter, dass ihre eigene Enkelin lieber bei Fremden war als bei ihren engsten Verwandten.

Es ist nicht ihre Schuld, machte sie sich erneut bewusst. Wir haben uns einfach nicht genug Mühe gegeben, sie zu verstehen.

Leise zog sie die Tür hinter sich zu und ging durch den Flur zurück. Dabei fiel ihr auf, dass die Tür des Arbeitszimmers einen Spalt aufstand.

Verärgert wollte sie die Tür schließen, doch dann brachte sie irgendeine Ahnung dazu, in das Zimmer zu schauen.

Sie kam selten hier herein. Edward benutzte den Raum schon seit einigen Jahren nicht mehr und hatte Mrs. H. angewiesen, nichts darin zu machen. Deshalb sah Joy sofort, dass hier jemand herumgestöbert hatte.

Sie starrte die Fotos an, die auf dem Boden verstreut lagen. Da war eines von ihr selbst und Stella, wie sie über irgendetwas lachten. Am Krönungstag. Dort war die Dschunke, die sie sonntags gemietet hatten, um an den Strand von Shek O zu fahren. Dort war Edward in der weißen Ausgehuniform der Marine. Und dort Kate als Mädchen. Mit ihrem kleinen Freund. Ihrem kleinen, chinesischen Freund.

Joy wurde wütend, als sie ihre persönlichen Erinnerungsfotos so achtlos verstreut auf dem Boden liegen sah, als hätten sie keinen Wert. Wie konnte Sabine es wagen? Wie konnte sie es wagen, in ihren privaten Sachen herumzukramen, ohne auch nur um Erlaubnis zu fragen? Plötzlich erschien ihr ihre Enkelin

wie ein Eindringling, wie jemand, der heimlich in ihrer Vergangenheit herumschnüffelte. Diese Fotos waren *privat*. Sie zeigten ihr Leben, ihre Erinnerungen, waren ihre persönlichen Andenken. Und dann wurden sie einfach so auf dem Boden verstreut.

Empört bückte sich Joy nach den losen Fotos, warf sie wieder in die Schachtel und schloss den Deckel unnötig heftig. Dann ging sie mit langen Schritten zur Tür und stürmte die Treppe hinunter, sodass die Hunde vorsichtshalber flüchteten.

Es war das dritte Mal, dass Sabine *Frühstück bei Tiffany* sah. Sie kannte die Szene, in der, ohne dass es jemand merkte, der Hut des Partygirls Feuer fängt. Und die andere, in der Audrey Hepburn in George Peppards Bett einschläft (nicht, dass er versucht hätte, sich an sie ranzumachen, genauso wenig wie er es im echten Leben getan hätte), und die Stelle, in der sie ihn dazu bringt, in der Bibliothek sein eigenes Buch zu bestellen, konnte Sabine praktisch auswendig mitsprechen. Aber das machte nichts, denn sie fand Annie viel interessanter als den Film.

Für eine Frau, die kaum etwas anderes zu tun schien, als den ganzen Tag vor irgendeinem Film zu sitzen, schien sie sich sehr selten wirklich auf die Handlung zu konzentrieren. Seit Sabine gekommen war – inzwischen lief *Frühstück bei Tiffany* ungefähr seit einer Stunde –, hatte Annie zwei Zeitschriften durchgeblättert, war mehrmals zum Fenster gegangen, um hinauszusehen, und hatte sehr häufig einfach

gedankenversunken ins Leere gestarrt. An irgendeinem Punkt war es Sabine spannender erschienen, Annie zuzuschauen, als dem Film zu folgen.

Allerdings schien sich Annie ohnehin kaum auf etwas konzentrieren zu können. Sie verlor den Gesprächsfaden, ganz gleich, worum es gerade ging, sodass Sabine ihr wieder auf die Sprünge helfen musste. Manchmal wurde ihre Miene unvermittelt völlig ausdruckslos, und immer wieder einmal verschwand sie für fünf oder zehn Minuten nach oben. Häufig schlief sie auch einfach ein, als wäre es ihr zu anstrengend, im Hier und Jetzt zu bleiben. Zuerst hatte Sabine das nervig gefunden und sich gefragt, ob sie etwas falsch machte, doch dann bemerkte sie, dass sich Annie allen gegenüber so verhielt, sei es nun Patrick, ihre Mutter oder selbst Thom. Also kam Sabine zu dem Schluss, dass das einfach ihre Art war.

«Und? Was hast du heute gemacht, Sabine?» Annie wandte sich vom Bildschirm ab. Sie saß in einem übergroßen Fischerpullover, der nach Patrick aussah, auf dem großen blauen Sofa und hatte die Beine unter sich gezogen. «Warst du reiten?»

Sabine nickte. Ihr fiel auf, dass sie unbewusst Annies Haltung nachgeahmt hatte. Dabei war eines ihrer Beine eingeschlafen und prickelte nun unangenehm.

«Hat Thom dich mitgenommen?»

«Ja.» Sie streckte ihr Bein aus und musterte ihren bestrumpften Fuß. «Hast du die Jagdhunde schon mal gesehen?»

«Natürlich.»

«Ich meine, wo sie untergebracht sind.»

Annie sah sie fragend an. «Meinst du die Zwinger? Klar. Ganz schön unheimlich, oder? Warum fragst du? Hat es dich erschreckt?» Sie registrierte Sabines Gesichtsausdruck und schwang ihre Beine auf den Boden. «Er hätte dich nicht dorthin mitnehmen sollen.»

«Es war nicht Thom. Enden alle toten Pferde dort?»

«Nicht nur Pferde. Auch Kühe und Schafe und so weiter. Irgendwohin müssen sie ja gebracht werden. Kein Grund, sich aufzuregen. So, ich setze Wasser auf. Möchtest du auch einen Tee?»

Wie zu erwarten brauchte Annie eine Viertelstunde, um Patrick zu fragen, ob er ebenfalls Tee wollte. Bis sie wieder ins Wohnzimmer kam, war Audrey Hepburn mit George Peppard zusammen und hatte ihre Katze wiedergefunden, und Sabine war zu dem Schluss gekommen, dass sie bei den Zwingern vielleicht überreagiert hatte. Die Tiere waren tot. Und Hunde mussten etwas fressen. Es war nur ein ziemlicher Schock gewesen, das alles so direkt mitzubekommen. Ganz besonders für eine Vegetarierin.

In London nahm ihre Mutter stets Rücksicht auf ihre Ansichten zum Fleischessen und sorgte dafür, dass immer Käse, Pastasöße und Tofu im Kühlschrank waren. Und Geoff hatte häufig für alle vegetarisch gekocht. Das machte es einfacher, hatte er gesagt. Und dass es wahrscheinlich ohnehin gut war, nicht so viel tierisches Fett zu essen. Hier dagegen

«vergaßen» alle immer wieder, dass sie kein Fleisch aß, und brachten es trotzdem auf den Tisch. Oder sie taten so, als wäre es eine seltsame Marotte, aus der sie noch herauswachsen würde. Andererseits kam sie zu Hause nicht mit Leben und Tod in Berührung – abgesehen von dem, was sie im Fernsehen sah. Aber hier schien das allgegenwärtig. Angefangen bei den Hühnern, die Bertie im Hof jagte, über das grässliche Fleischhaus bei den Zwingern bis zu dem faltigen, zerfurchten Gesicht ihres Großvaters, dem die Lebensenergie auszugehen schien.

«Wird mein Großvater sterben?», fragte sie.

Annie stand an der Küchentür und strich mit ungelassenen Bewegungen über den Saum ihres Pullovers. «Es geht ihm nicht gut», räumte sie ein.

«Warum will mir niemand eine klare Antwort geben? Ich weiß, dass er krank ist, aber ich kann meine Großmutter nicht danach fragen. Ich will einfach nur wissen, ob er sterben wird.»

Annie goss Wasser in gestreifte Teebecher. Sie schwieg einen Moment, bevor sie sich zu Sabine umdrehte. «Was macht das für einen Unterschied?», fragte sie.

«Es macht überhaupt keinen Unterschied. Ich will nur, dass man ehrlich zu mir ist.»

«Ehrlich, ach was. Man kann auch zu viel Ehrlichkeit erleben, glaub's mir.»

Sabine fühlte sich unbehaglich, als sie den leicht aggressiven Klang in Annies Stimme mitbekam.

«Wenn es keinen Unterschied macht, spielt es keine Rolle. Du solltest ihn zu schätzen wissen, solange er da ist. Ihn sogar lieben.»

Sabine sah sie groß an. Die Vorstellung, dass Liebe etwas war, was man einem verschrobenen alten Mann entgegenbringen konnte, schien ihr beinahe lächerlich. «Er ... ist nicht unbedingt der lebenswerte Typ», wagte sie sich zögernd vor.

«Warum? Weil er alt ist? Und schwierig? Oder weil du dich in seiner Gesellschaft unwohl fühlst?»

Sabine fühlte sich zunehmend beklommen. Annie war einer der wenigen Menschen gewesen, von denen sie sich verstanden fühlte, aber jetzt benahm sie sich, als hätte Sabine etwas Falsches gesagt.

«Ich wollte dich nicht verärgern», erklärte sie eingeschnappt.

Annie stellte einen Becher Tee vor sie. Als Sabine aufsaß, schaute Annie sie an, und ihr Blick war freundlich. «Du hast mich nicht verärgert, Sabine. Ich denke einfach, dass es wichtig ist, die Menschen zu lieben, während sie da sind. Und ganz gleich, wie lange sie da sind.» Tränen schimmerten in ihren Augen, und sie wandte sich ab.

Das hatte sie nicht gewollt. Erschrocken wurde Sabine bewusst, dass sie Annie durch irgendetwas zum Weinen gebracht hatte. Warum gelang es ihr nicht zu verstehen, wie diese Leute tickten? Warum hatte sie ständig das Gefühl, irgendwelche entscheidenden Signale zu übersehen?

«Ich *bemühe* mich ja, nett zu allen zu sein», sagte Sabine leise, um Annie wieder versöhnlich zu stimmen.

Annie schniefte und wischte sich die Nase am Pulloverärmel ab. «Das tust du ganz bestimmt, Sabine. Aber du kennst sie kaum, das ist alles.»

«Sie sind einfach Menschen, die kaum ihre Gefühle zeigen können. Sie sind nicht besonders ... na ja ... gefühlvoll. Verstehst du, was ich meine?»

Annie lachte und umschloss Sabines Hand. Ihre Finger waren kühl und weich und trocken. Sabines Hand war verschwitzt vor Unbehagen.

«Damit liegst du nicht falsch. Diese beiden dazu zu bringen, ihre Gefühle zu zeigen ... tja, da hättest du wahrscheinlich sogar bei Duke mehr Erfolg.»

Darauf mussten sie beide lachen, und Sabine entspannte sich. Anscheinend hatten sie die unsichtbare emotionale Klippe umschifft, auf die Sabine unwissentlich zugesteuert hatte.

«Aber ich habe das ernst gemeint, Sabine. Nur weil sie nicht einfach im Umgang sind, heißt das nicht, dass sie keine Gefühle haben.»

Sie wurden von einem energischen Klopfen an der Haustür unterbrochen. Mit einem fragenden Blick auf Sabine stand Annie auf und ging zur Tür.

Sabine bekam einen Schreck, als sie ihre Großmutter draußen stehen sah, hochaufgerichtet, mit angespannter Miene, die Arme in ihrer Steppjacke eng an den Körper

gedrückt. «Es tut mir leid, Sie zu stören, Annie, aber ich würde gern mit Sabine sprechen.»

«Natürlich, Mrs. Ballantyne.» Annie trat einen Schritt zurück und zog die Tür weiter auf. «Kommen Sie herein.»

«Nein, vielen Dank. Sabine, ich möchte, dass du mit nach Hause kommst.»

Sabine starrte ihre Großmutter an, die ihren Zorn kaum beherrschen konnte. Schnell ging sie die Liste möglicher Verfehlungen durch. Nein, die Shampooflasche war in ihrem Zimmer, ihre Stiefel waren geputzt, und ihre Zimmertür war zu, damit Bertie nicht hereinkonnte. Doch etwas an dem Gesichtsausdruck ihrer Großmutter brachte sie dazu, unbedingt bei Annie bleiben zu wollen. Sie versuchte, ihr wachsendes Unbehagen zu bezwingen. «Ich trinke gerade noch Tee», sagte sie. «Ich komme später nach.»

Ihre Großmutter zuckte zusammen. Ihre Miene wurde eisern. «Sabine», sagte sie. «Ich möchte, dass du *jetzt* mitkommst.»

Sabines Herzschlag beschleunigte sich. «Nein», sagte sie. «Ich trinke zuerst meinen Tee aus.»

Annie ließ ihren Blick beunruhigt zwischen den beiden hin- und herwandern. «Sabine ...», sagte sie mahnend.

«Ich bin sicher, dass es nichts so Dringendes sein kann», erklärte Sabine herausfordernd. Sie wusste, dass sie sich auf unsicheres Terrain begab, doch etwas in ihr lehnte sich dagegen auf, in dieses elende Haus geschleppt zu werden, um für irgendeine unbedeutende Verfehlung ausgescholten zu

werden. Davon hatte sie genug. «Ich komme, wenn ich so weit bin», sagte sie.

Joy verlor die Beherrschung. Entschlossen ging sie an Annie vorbei in den Raum und brachte die Kälte von draußen mit wie eine radioaktive Wolke. «Wie kannst du es wagen?», zischte sie. «Wie kannst du es wagen, an meine privaten Sachen zu gehen? Wie kannst du es wagen, in meinen privaten Fotos herumzuwühlen, ohne auch nur daran zu denken, mich um Erlaubnis zu bitten? Das sind persönliche Dinge, verstehst du? Und sie sind nicht dafür da, dass du ungefragt deine Nase hineinsteckst.»

Erschrocken erinnerte Sabine sich an die Fotos und wurde rot. Sie war überhaupt nicht auf den Gedanken gekommen, sie wieder wegzuräumen. Doch ihre Schuldgefühle wurden von der Heftigkeit geschluckt, mit der ihre Großmutter reagierte. Sabine hatte noch nie erlebt, dass sie die Fassung verlor. Ihre Stimme war schrill, und ihr ganzer Körper schien unter Strom zu stehen. Doch als ihre Tirade immer weiterging, übertrug sich die aufgeladene Atmosphäre auf Sabine, und sie begann selbst herumzuschreien. «Das sind nur Fotos!», übertönte sie ihre Großmutter. «Alles, was ich getan habe, war, mir eine Schachtel mit dämlichen Fotos anzusehen! Du tust, als hätte ich in deiner Unterwäsche herumgewühlt oder so was!»

«Man geht nicht an Sachen, die einem nicht gehören. Dazu hattest du kein Recht!» Bei dem letzten Wort hob sich die Stimme ihrer Großmutter.

«Recht? Recht?» Sabine sprang auf. «Ich habe kein einziges verdammtes Recht, seit ich hierhergekommen bin. Es gibt nichts, was ich ohne deine Erlaubnis tun darf, oder? Ich kann mich nicht im Haus bewegen, ich soll nicht mit den Angestellten reden, ich kann nicht mal ein Bad nehmen, ohne daran zu denken, dass gleich jemand reinkommen kann, der mit dem Lineal abmisst, ob ich nicht zu viel Wasser verbrauche.»

«Das waren meine *privaten Sachen*», rief Joy. «Was würdest du sagen, wenn ich in deinen Sachen herumwühle?»

«Weißt du was? Geh doch und schau nach. Bei mir gibt's nämlich nicht Privates, stimmt's? Ich kann nicht mal meine verdammte private Zahnbürste im Badezimmer liegen lassen. Ich kann nicht die Fernsehsendungen sehen, die mich interessieren. Ich darf nicht mal das Telefon für einen verdammt privaten Anruf benutzen!» Ihre Stimme kippte über, und sie wischte sich über die Augen, fest entschlossen, nicht vor ihrer Großmutter zu weinen.

«Sabine, du könntest alles tun, was du willst, aber nicht, wenn du dich immer nur davonstiehlst und dich weigerst, dich an irgendetwas zu beteiligen. Du musst dich beteiligen.»

«Und wie? Soll ich tote Pferde an die Hunde verfüttern? Sorry, an die *Jagdhunde*. Oder soll ich den tausend Leuten helfen, die schon ihre Zeit damit vertrödeln, für Großvater ein weiches Ei zu kochen?» Sie bekam aus dem Augenwinkel mit, dass Patrick an der Küchentür stand.

«Du bist Gast in meinem Haus», erklärte Joy schwer atmend, «und solange du Gast bist, ist das mindeste, was ich von dir erwarte, dass du nicht in Sachen herumstöberst, die dich nichts angehen.»

«Das sind doch einfach nur Fotos! Ein paar blöde Fotos! Und abgesehen von denen mit meiner Mum sind sie nicht mal besonders schön!» Nun begann Sabine doch zu weinen. «Ich verstehe einfach nicht, warum du eine so große Sache daraus machst. Mir war einfach langweilig, okay? Mir war langweilig, und ich hatte alles satt, und da hab ich mir angeschaut, wie meine Mutter in meinem Alter ausgesehen hat. Wenn ich gewusst hätte, dass du deswegen ausrastest, hätte ich deine bescheuerten Fotos nie angerührt. Ich hasse dich. Ich hasse dich, und ich wünschte, ich wäre zu Hause.» Mit einem lauten Aufschluchzen sank sie auf einen Stuhl am Tisch und vergrub das Gesicht in den Armen.

Annie, die hilflos dabeigestanden hatte, kam zu ihr herüber. Sie legte Sabine die Hand auf die Schulter. «Mrs. Ballantyne», sagte sie, «ich bin sicher, dass Sabine Sie nicht verletzen wollte.»

Patrick kam ins Zimmer. «Ist alles okay hier?», fragte er.

«Geh wieder rauf, Patrick. Es ist alles in Ordnung.»

«Wir haben Übernachtungsgäste. Die fragen sich bestimmt schon, was hier los ist.»

«Ich weiß, Schatz. Du kannst wieder nach oben gehen», sagte Annie. «Es gibt jetzt keinen Lärm mehr.»

Joy schüttelte leicht den Kopf. Peinlich berührt von ihrem eigenen Ausbruch, sah sie Patrick an. «Es tut mir leid, Annie, Patrick», sagte sie schließlich. «Normalerweise verliere ich nicht die Beherrschung.»

«Ich bin oben, wenn du mich brauchst», sagte Patrick zu seiner Frau und ging hinaus.

Darauf kehrte Schweigen ein, nur unterbrochen von Sabines bebenden Schluchzern. Joy legte sich die Hand an die Wange, als wollte sie ihre Körpertemperatur erfühlen, und ging dann langsam zur Tür. «Annie, es tut mir wirklich leid. Bitte nehmen Sie meine Entschuldigung an. Ich ... ich ... Also, ich glaube, ich gehe besser. Sabine, wir sehen uns später.»

Sabine weigerte sich, sie anzusehen.

«Schon gut, Mrs. Ballantyne», sagte Annie. «Alles in Ordnung. Ich lasse Sabine ihren Tee austrinken, und sie kommt später nach.»

Joy hatte sich zu ihrem Mann auf die Bettkante gesetzt. Er lehnte halb aufgerichtet an dicken, weißen Kissen und blickte durch den Raum ins Kaminfeuer, das Mrs. H. angeschürt hatte, bevor sie gegangen war. Draußen war es dunkel, und der Raum wurde nur von einer Nachttischlampe und dem Kaminfeuer erhellt, dessen Flammen von den polierten Mahagonibettpfosten und den Messingbeschlägen der Kommode reflektiert wurden.

«Oh, Edward, ich habe mich ganz schrecklich benommen», sagte sie.

Edwards wässriger Blick wanderte zu Joy.

«Ich habe vor Sabine vollkommen die Fassung verloren. Noch dazu bei Annie und Patrick. Ich weiß nicht, was mich geritten hat.»

Sie wischte sich mit ihrem Taschentuch über die Augen. Es sah Joy nicht ähnlich zu weinen. Sie wusste nicht einmal genau, wann sie das letzte Mal geweint hatte. Doch die schmale Gestalt der Heranwachsenden, die wie ein Kind vor ihr in Tränen ausgebrochen war, hatte sie verfolgt, und noch mehr verfolgte sie ihr eigener Zorn auf Sabine.

«Sie ist ins Arbeitszimmer gegangen, verstehst du.»

Joy atmete tief durch und nahm Edwards Hand. Sie war knochig und papiertrocken. Bei der Berührung dachte sie daran, wie breit und kraftvoll und sonnengebräunt seine Hände einmal gewesen waren.

«Sie hat in den alten Fotos aus Hongkong herumgewühlt. Und als ich die Bilder wiedergesehen habe ... oh, Edward, ich bin einfach explodiert.»

Edward sah sie ruhig an. Sie glaubte zu spüren, wie er ihr ganz schwach die Hand drückte.

«Sie ist ja noch ein Kind. Sie versteht nicht, warum sie die Fotos nicht anschauen sollte. Sie weiß schließlich zu wenig über ihre Familie. Oh, Edward, ich habe mich wirklich zum Narren gemacht. Ich wünschte, ich könnte das alles zurücknehmen.»

Nachdenklich faltete sie ihr Taschentuch zusammen. Sie wusste, was sie tun musste, nur wie, wusste sie noch nicht. Es

kam nur noch selten vor, dass sie Edward um Rat fragte, aber er schien einen seiner besseren Tage zu haben – und davon abgesehen gab es sonst niemanden, der auch nur ansatzweise nachvollziehen konnte, was sie bewegte. «Du konntest immer besser mit Menschen umgehen als ich. Viel besser als ich. Was kann ich tun, um das wiedergutzumachen?»

Joy schaute ihren Mann an und beugte sich leicht vor, um besser zu hören, was er sagte.

Edwards Blick schweifte von ihr weg, als würde er intensiv nachdenken. Dann wandte er sich ihr wieder zu. Joy beugte sich noch dichter zu ihm. Sie wusste, dass er zurzeit Schwierigkeiten mit dem Sprechen hatte.

Als er anfang zu reden, klang seine Stimme heiser und brüchig. «Gibt's heute Abend Würstchen?», fragte er.

Kapitel 5

In einem Haus zu wohnen, das von minutiös befolgten Regeln beherrscht wurde, hatte immerhin den Vorteil, dass man sich leichter hineinschleichen konnte. Sabine hatte darauf geachtet, um genau Viertel nach acht zurückzukommen, weil sie wusste, dass ihre Großmutter dann im Speisezimmer zu Abend essen würde. Auch wenn sich der Großvater das Essen nach oben bringen ließ, aß Joy unten an der aufwendig gedeckten Tafel, als würde sie einsam und allein eine grandiose Tradition hochhalten. Außerdem konnte Sabine durch die Hintertür ins Haus, sodass sie nicht am Speisezimmer vorbeikam, sondern durch den Flur zur Stiefelkammer gehen konnte und dann über die Hintertreppe nach oben in den ersten Stock. Ihre Großmutter würde überhaupt nicht mitbekommen, dass sie wieder da war.

Denn sie würde um keinen Preis noch ein einziges Wort mit ihr reden. Wenn sie ihre Großmutter das nächste Mal sah, dann, um sich zu verabschieden. Wenn sie ins Bett gegangen war, würde sich Sabine auf Zehenspitzen ins Wohnzimmer stehlen, ihre Mutter anrufen und ihr sagen, dass sie nach Hause kam. Wenn die Hunde nicht anfangen zu bellen, würde ihre Großmutter nicht das Geringste mitbekommen, und Sabine würde sie vor vollendete Tatsachen stellen.

Sabines Anspannung hatte sich nicht gelegt, während sie ihre Pläne schmiedete, aber davon ließ sie sich nicht beirren. Im Gegenteil, sie war beinahe dankbar dafür. Ihre Wut und das Gefühl, ungerecht behandelt worden zu sein, bestärkten sie nur noch in ihrem Entschluss. Ja, sie würde Thom und Annie und Mrs. H. vermissen, und es war zu dumm, dass sie gerade angefangen hatte, sich ein bisschen wohlzufühlen. Aber auf keinen Fall würde sie noch einen Tag länger bei dieser Frau bleiben. Auf gar keinen Fall. Nachdem ihre Großmutter gegangen war, hatte sich Sabine bei Annie erkundigt, ob sie im Gästezimmer schlafen könnte. Es lag neben dem Schlafzimmer von Annie und Patrick und wurde nie vermietet. Dann musste sie nämlich überhaupt nicht mehr nach Kilcarrion zurück. Doch Annie hatte wieder so seltsam reagiert und gesagt, dass niemand diesen Raum benutzen dürfe. Sabine hatte beschlossen, sie nicht weiter zu drängen. Zurzeit brauchte sie alle Freunde, die sie hatte.

Sie zog ihre Reisetasche unter dem Bett hervor und begann, ihre Kleidung hineinzuworfen. Es war besser so, sagte sie sich. Ihre Großmutter und sie kamen einfach nicht miteinander aus. Inzwischen verstand sie, warum ihre Mum nie nach Irland fuhr. Es musste schrecklich gewesen sein, so aufzuwachsen! Plötzlich sehnte sich Sabine nach ihrer Mutter und tröstete sich damit, dass sie am nächsten Abend wieder zu Hause in Hackney sein würde. Das war das Wichtigste. Wie sie mit der Justin-Situation umgehen sollte, würde sich dann schon noch ergeben.

Sie dachte lieber nicht zu genau über Justin nach. Oder über Geoff. Und auch nicht über die guten Sachen auf Kilcarrion, wie den Ausritt mit Thom oder wie er ihr die Hand auf die Schulter gelegt und erklärt hatte, er werde aus ihr noch eine richtige Reiterin machen. Oder wie er sich zu ihr beugte, wenn sie im Hof ihre Pferde losbanden, und Liam einen warnenden Blick zuwarf, wenn der vor ihr einen zweideutigen Witz machte. Oder über Mrs. H. und das gute Essen, das sie kochte. Oder über Bertie, der ihr inzwischen überallhin folgte und viel mehr an ihr zu hängen schien als Amadeus, den sie selbst aufgezogen hatte. Und auch nicht über Annie, obwohl sie so merkwürdig war. Denn wenn sie zu sehr über all das nachdachte, war ihr zum Weinen zumute. Und zwar so richtig.

Sie erstarrte, als leise an die Tür geklopft wurde. Auf frischer Tat ertappt, schoss es ihr durch den Kopf. Doch dann wurde ihr bewusst, dass sie sich bei ihrer Großmutter eigentlich immer so fühlte. Sie blieb stehen, ohne zu reagieren, doch schließlich wurde die Tür trotzdem behutsam geöffnet.

Ihre Großmutter stand mit einem Tablett vor ihr, auf dem sie einen Teller Tomatensuppe und ein paar mit Butter bestrichene Scheiben von Mrs. H. selbstgebackenem Brot brachte. Sabine starrte sie an, wartete auf den nächsten Anpfiff.

Doch Joy hielt den Blick auf das Tablett gerichtet. «Ich dachte, du bist vielleicht hungrig», sagte sie und ging dann langsam, als würde sie mit Protest rechnen, zum Frisiertisch. Falls sie die halb gepackte Tasche bemerkte, sparte sie sich eine Bemerkung dazu. Sie stellte das Tablett ab und drehte

sich zu ihrer Enkelin um. «Es ist nur Dosensuppe, ich hoffe, das ist in Ordnung.»

Sabine, die reglos neben dem Bett stand, nickte misstrauisch.

Darauf herrschte längeres Schweigen. Sabine wartete darauf, dass ihre Großmutter wieder ging. Doch das schien sie nicht vorzuziehen.

Stattdessen lächelte sie gezwungen und bohrte ihre Hände in die Taschen ihrer Steppweste. «Thom hat mir erzählt, dass du heute sehr gut geritten bist. Hast dich sehr ordentlich angestellt, meinte er.»

Sabine sah sie nur an.

«Ja. Er sagte, du und der kleine Schimmel kommt unheimlich gut miteinander aus. Das sind gute Neuigkeiten. Sehr gute Neuigkeiten. Und er meinte, dass du eine einfühlsame Zügelführung hast. Und eine sehr gute Haltung im Sattel.»

Sabine wurde kurz von dem Gedanken abgelenkt, wie genau Thom sie offenbar beim Reiten beobachtete.

«Er scheint zu denken, dass ihr beide bald mit dem Springen anfangen könnt. Dieser Schimmel ist ein wunderbarer Springer. Ich habe ihn im Gelände gesehen. Er ist unerschrocken wie ein Löwe. Ein wirklich großartiges Pferdchen.»

Sabine wurde bewusst, dass sich ihre Großmutter äußerst unbehaglich zu fühlen schien. Sie verdrehte ein Taschentuch in ihren Händen und sah Sabine nicht direkt an.

«Er könnte sogar eine Wexford Bank bewältigen, weißt du? Völlig problemlos.»

Das Unbehagen ihrer Großmutter machte Sabine plötzlich traurig. Sie empfand keinerlei Genugtuung dabei. «Was ist das?», fragte sie.

«Eine Wexford Bank? Oh, das ist ein sehr schwieriges Hindernis. Ganz bestimmt kein einfacher Sprung.» Joy redete jetzt schnell, als hätte sie Sabines Reaktion ermutigt. «Es ist ein großer Erdwall, ungefähr eins siebzig hoch, mit einem breiten Graben auf beiden Seiten. Die Pferde galoppieren darauf zu, springen auf den Wall, und wenn sie klug sind, halten sie dort ganz kurz die Balance wie auf Zehenspitzen.» Sie legte die Hände zusammen, den Blick gesenkt, und bewegte sie hin und her, wie jemand, der sein Gleichgewicht sucht. «Dann stoßen sie sich ab und springen über den zweiten Graben. Aber das können nicht alle, verstehst du? Dazu müssen sie sehr mutig sein. Und erfahren. Und es gibt immer welche, die sich für den einfacheren Weg entscheiden.»

«Sie gehen außen herum.»

«Ja», sagte ihre Großmutter und sah sie sehr ernst an.

«Manche umgehen das Hindernis.»

Einen Moment lang standen sie schweigend da. Dann ging Joy langsam zur Tür. Dort angekommen, drehte sie sich wieder um. Sie wirkte auf einmal sehr alt und richtig traurig. «Weißt du, ich habe gedacht, es wäre eine gute Idee, wenn ich die Sachen im Arbeitszimmer durchsortiere. Ich habe überlegt, ob du mir dabei helfen könntest. Vielleicht kann ich dir dann ja auch ein bisschen davon erzählen, wie deine Mutter hier

aufgewachsen ist. Aber nur, wenn du das nicht langweilig findest.»

Darauf stellte sich erneutes Schweigen ein. Sabine starrte auf ihre Hände hinunter. Sie wusste nicht recht, was sie mit ihnen anfangen sollte.

«Ich wäre dir wirklich sehr dankbar, weißt du?»

Sabine sah sie an. Dann ließ sie ihren Blick zu dem Tablett wandern und schließlich zu der Reisetasche auf dem Boden, über deren Rand ihre Socken hingen wie herausgestreckte blaue Zungen. «Okay», sagte sie.

Kapitel 6

SS Destiny, Indischer Ozean, 1954

Mrs. Lipscombe, die sich mit einem breitrempigen blauen Hut vor der Sonne schützte, erzählte ihnen von der Geburt ihrer Tochter. Wieder einmal. Die Hebamme hatte ihr Brandy gegeben, den sie ausspuckte, weil sie keinen Alkohol gewöhnt war. «Jedenfalls damals nicht», bemerkte sie mit einem trockenen Lachen. Die Hebamme hatte sich in demselben Moment heruntergebeugt, um ihre Schuhe abzuwischen, in dem sich Georgina Lipscombe mit einem Aufschrei aufgerichtet und sich, unwillkürlich nach Halt suchend, in das Haar der Hebamme verkrallt hatte. Zugleich war die blutverschmierte Rosalind von einer letzten heftigen Wehe geradezu aus Georgina Lipscombes Körper herauskatapultiert und glücklicherweise gerade noch vom Hausmädchen aufgefangen worden.

«Ich habe der Frau eine ganze Faust voller Haare ausgerissen», sagte Mrs. Lipscombe geradezu stolz. «Sie war fuchsteufelswild.»

Joy und Stella auf den Liegestühlen neben ihr wechselten heimlich einen angewiderten Blick. Georgina Lipscombes

Geschichten waren häufig recht unterhaltsam, tendierten aber nach ein paar Gin Tonics dazu, ziemlich derb zu werden.

«War alles in Ordnung mit ihr?», erkundigte sich Joy höflich.

«Mit Rosalind? Oh, ihr ging es gut. Nicht wahr, Liebling?»

Rosalind Lipscombe saß auf dem Rand des Swimmingpools und ließ ihre pummeligen Kinderbeine in das kühle blaue Wasser hängen. Als ihre Mutter sie ansprach, hob sie den Kopf und schaute kurz zu den drei Frauen hinüber, bevor sie wieder ihre blassen Füße musterte. Auch wenn ihre Miene ausdruckslos blieb, nahm Joy an, dass auch sie diese Geschichte schon oft gehört hatte.

«Ich weiß nicht, warum sie nicht ein bisschen schwimmt. Es ist so heiß. Rosie, Liebling, willst du nicht ein bisschen schwimmen? Wenn du nur so dasitzt, wirst du dir einen schrecklichen Sonnenbrand holen.»

Wieder sah Rosalind ihre Mutter an, dann zog sie schweigend ihre Füße aus dem Wasser und tappte zu den Umkleidekabinen hinüber.

Georgina Lipscombe hob eine Augenbraue. «Sie beide werden noch früh genug selbst erleben, wie es ist. Einfach furchtbar! Diese Schmerzen! Ich habe Johnnie damals gesagt, das war's jetzt. Das war's endgültig. Und dass ich so etwas nicht noch einmal durchmachen würde.» Sie blies einen Rauchfaden in die Luft. «Aber dann kam Arthur, noch bevor ein Jahr rum war.»

Anders als seine Schwester saß Arthur am flachen Ende im Swimmingpool und ließ ein Spielzeugboot auf den Wellen

schaukeln. Trotz der Hitze war außer ihm niemand in dem Pool – eine Folge des geselligen Abends vom Vortag, der ein großer Erfolg gewesen war, wenn man die Anzahl verkaterter Mitreisender zum Maßstab nahm.

Der ehemalige Truppentransporter *SS Destiny* war inzwischen seit beinahe vier Wochen auf See, und seine gelangweilte Fracht aus Ehefrauen, die zu ihren Marineoffizieren führen, und Armeeingehörigen auf dem Weg zu ihren neuen Posten sehnte sich verzweifelt nach Abwechslung von der endlosen Reise und der mittlerweile erbarmungslosen Hitze. Die Tage reihten sich gleichförmig aneinander, und nur das Klima veränderte sich langsam, aber stetig, seit sie den Hafen von Bombay Richtung Ägypten verlassen hatten. Joy fragte sich oft, wie es die Truppenangehörigen unter Deck aushielten, deren Kabinen nicht einmal Fenster hatten. Sie hätte auch gern die Muslime im Maschinenraum gefragt, wie es in den lärmenden, mit Öldünsten geschwängerten Eingeweiden des Schiffs zuging, aber man hatte ihr zu verstehen gegeben, dass ihr Interesse daran unpassend war. Auch sie hatte die ewigen Rundgänge um das Deck satt, die Kartenspiele oder die Brandys gegen die Seekrankheit, und sie hatte sich genauso wie der Rest der kleinen Gruppe, der sie sich mit Stella an Bord angeschlossen hatte, auf die Gelegenheit gestürzt, den Abend einmal anders zu verbringen.

Es war viel getrunken worden. Noch mehr als üblich. Einer der Gäste am Kapitänstisch hatte alles mit einem eher robusten

Vortrag von «My Blue Heaven» ins Rollen gebracht. Nachdem ein paar schwache Protestrufe erklingen waren, hatte Joy das Gefühl gehabt, dass ihre Mitreisenden geradezu darum wetteiferten, etwas vorzusingen, Witze zu erzählen oder schlüpfrige Geschichten zum Besten zu geben. Stella, angeheizt von drei Gin Tonics, hatte sich «Singing in the Rain» ausgesucht und ihren unmelodischen Gesang wettgemacht, indem sie alle mit ihrem charmanten Wesen bezauberte. Nach ihr hatte Pieter, der sonnengebräunte Holländer, der «irgendetwas mit Diamantenhandel» zu tun hatte, lautstark ein holländisches Lied gesungen und dann erfolglos versucht, Stella zu einem Duett mit ans Klavier zu ziehen. Die vornehme Bescheidenheit, mit der sie ablehnte, war an Joys Tisch sehr bewundert worden, und so hatte Joy nicht verraten, dass alles, was Stella spielen konnte, der Flohwalzer war.

Nachdem der Steward eine Flasche Cognac gebracht hatte, begann der Abend auszuarten. Und noch mehr, als Pieter wettete, er könne das letzte Drittel der Flasche in einem Zug austrinken. Und endgültig artete er aus, als sich Mr. Fairweather und seine Frau, die schon zuvor die Zuhörer mit ihrer schrillen Darbietung von «I get a kick out of you» zum Verstummen gebracht hatten, händchenhaltend an das Duett aus den *Perlenfischern* wagten. Damit war der traurige Höhepunkt erreicht, bei dem Georgina Lipscombe ihren Drink über ihr fliederfarbenedes Satinoberteil prustete und Louis Baxter, einer der mitreisenden Offiziere, mit Brötchen herumwarf, sodass sich der Kapitän einschalten musste und

freundlich um etwas Ruhe bat. Darauf ging es weniger wild zu, aber Mrs. Fairweather war tödlich beleidigt und hatte den ganzen Abend nicht mehr mit ihnen gesprochen, nicht einmal, als sie gepackt und in eine chaotische Polonaise geschoben wurde, die in einer schlingernden Kreisbahn um das Oberdeck zog. In diesem Moment hatte Joy bemerkt, dass Stella wieder einmal verschwunden war.

«Ich habe den ganzen Tag gebraucht, bis ich überhaupt wieder richtig geradeaus sehen konnte», sagte Georgina Lipscombe jetzt und schob ihre Sonnenbrille ein Stückchen höher. «Ich weiß nicht, wie Sie beide es schaffen, so frisch und munter auszusehen. Na ja, Sie werden ja auch nicht im Morgengrauen von Kindern geweckt.»

«Ich sehe aus wie ein Wrack», sagte Stella und strich sich über das makellos gekämmte Haar.

Eigentlich solltest du das wirklich, dachte Joy, denn Stella hatte sich erst eine gute Stunde nach dem Hellwerden in ihre Kabine geschlichen.

Nun, während sie in ihren neuen zweiteiligen Badeanzügen auf den Liegestühlen an Deck lagen, versuchte Joy, sich nicht zu viele Gedanken über Stellas immer häufigere Abwesenheiten zu machen. Sie war eigentlich sicher, dass Stella ihren Dick liebte, den schneidigen Piloten, den sie kurz nach Joys eigener Hochzeit geheiratet hatte. «Ich würde nicht um die halbe Welt zu ihm schippern, wenn es nicht so wäre, oder?», hatte Stella einmal auf Joys vorsichtige Nachfrage

zurückgegeben. Doch Stella flirtete immer unverhohlener mit anderen Offizieren, und ganz besonders ihre Freundschaft mit Pieter machte Joy unruhig.

Unklugerweise hatte sie Georgina Lipscombe, mit der sie eine Kabine teilten, einmal abends ihre Bedenken anvertraut, als die Kinder schon schliefen. Georgina hatte nur die Augenbrauen gehoben und erklärt, Joy sei naiv. «Das passiert auf jedem Schiff, meine Liebe», hatte sie gesagt und sich eine von ihren allgegenwärtigen Zigaretten angezündet. «Manchen Frauen fällt es in der Gesellschaft von lauter reizenden Offizieren schwer, treu zu bleiben. Ich würde sagen, es liegt vor allem an der Langeweile. Es gibt ja schließlich sonst kaum etwas zu tun an Bord.»

Georgina sagte das so selbstverständlich und abgeklärt, dass sich Joy fragte, ob sie wirklich naiv war. Joy hatte nichts von einer engeren Freundschaft Georginas, die mit einem Schiffsingenieur verheiratet war, mit jemand anderem mitbekommen. Andererseits bat sie Joy und Stella regelmäßig, sie in der Kabine allein zu lassen, damit sie den Kindern ihre Gutenachtgeschichte vorlesen konnte, und bis sie dann beim Abendessen auftauchte, vergingen immer gute zwei Stunden. Außerdem wusste Joy genau, dass es stets der freundliche Steward aus Goa war, der die Kinder zu Bett brachte und ihnen vorlas, denn das hatte er ihr selbst erzählt. Vielleicht suchte auch Georgina manchmal Ablenkung bei den «reizenden Offizieren». Vielleicht war Joy die einzige Frau, die das nicht tat. Sie dachte an Louis Baxter, der am Abend zuvor

unglaublich aufmerksam zu ihr gewesen war und sich auffällig darum bemüht hatte, neben ihr zu sitzen. Doch Louis, so angenehm seine Gesellschaft auch war, löste bei Joy keinerlei Unsicherheiten aus. Überhaupt gab es an Bord keinen einzigen Mann, der dem Vergleich mit Edward standhielt.

Wie so oft dachte Joy an den Tag vor mittlerweile beinahe sechs Monaten zurück, an dem sie ihren Ehemann das letzte Mal gesehen hatte. Den Ehemann, den sie damals genau zwei Tage gehabt hatte. Sie hatten während seines 48-Stunden-Landgangs in Hongkong geheiratet. Sehr zur Enttäuschung ihrer Mutter hatte die Zeremonie im engsten Kreis stattgefunden, und als Hochzeitsimbiss hatte es «Krönungshühnchen» und Chablis gegeben, den ein Freund ihres Vaters, der einen guten Weinhändler kannte, eigens per Schiffsfracht hatte herüberschicken lassen.

Joy trug ein schlichtes, weißes Satinkleid mit Schrägschnitt («Darin siehst du nicht so schlaksig aus», hatte ihre Mutter behauptet), und Edward trug während der gesamten achtundvierzig Stunden beinahe pausenlos ein Lächeln im Gesicht. Stella hatte Joy mit einem mitternachtsblauen, tief dekolletierten Kleid und einem federgeschmückten Hut in den Schatten gestellt und den anwesenden Ladys damit Anlass zu heimlichen Tuscheleien gegeben. Joys Tante Marcelle, die extra aus Australien angereist war, trat auf die Schleppe des Hochzeitskleides und erlitt einen Schwächeanfall aufgrund der Hitze. Joys Vater trank zu viel, weinte vor Rührung und gab dem französischen Koch des Peninsula Hotels ein derart

großzügiges Trinkgeld, dass Joys Mutter während der letzten Stunde des Empfangs kein Wort mehr herausbrachte. Doch all das kümmerte Joy nicht. Sie nahm das ganze Drumherum kaum wahr. Sie klammerte sich einfach nur an Edwards kräftige, sommersprossige Hand wie an ein Rettungsfloß, weil sie kaum glauben konnte, dass er nach einem Jahr heimlicher Zweifel, die von den laut ausgesprochenen Bedenken ihrer Mutter erheblich verstärkt wurden, tatsächlich zurückgekommen war, um sie zu heiraten.

Inzwischen dachte Joy, dass sich ihre Mutter durchaus nicht ihrem Glück in den Weg stellen wollte. Sie war keine böswillige Frau. Aber sie glaubte einfach, dass jeder nähere Kontakt zu einem Mann irgendwann zu Problemen führen würde. «In deiner Hochzeitsnacht», hatte sie an dem Abend gesagt, an dem sie Joys Aussteuer in Seidenpapier verpackten, «solltest du versuchen ... nun ja, versuch, so zu tun, als würde es dir nichts ausmachen. Als würdest du es genießen.» Alice schaute auf die cremefarbene Seide mit dem Spitzenbesatz hinunter, als hätte sie mit ihren Erinnerungen zu kämpfen. «Sie mögen es nicht, wenn du so wirkst, als würdest du es nicht genießen», fügte sie schließlich hinzu. Und damit war Joys Vorbereitung aufs Eheleben abgeschlossen.

Joy hatte mit unbehaglichen Gefühlen neben ihr gesessen. Es war ihr bewusst, dass Alice versuchte, ihr einen wichtigen mütterlichen Rat zu geben. Und weil der Umgang ihrer Mutter mit ihr meist kritisch gefärbt gewesen war, bemühte sich Joy, diese Bemerkung mit so etwas wie Respekt aufzunehmen. Aber

auch wenn sie es versuchte, gelang es ihr nicht, Ähnlichkeiten zwischen der Erfahrung ihrer Mutter und ihrer eigenen Beziehung mit Edward zu entdecken. Ihre Mutter zuckte sichtbar zusammen, wenn ihr Vater häufig alkoholseelig versuchte, sie zu umarmen. Joy dagegen sehnte sich ständig nach Edwards Berührungen.

Deshalb kam es ihr überhaupt nicht in den Sinn, Ängste zu entwickeln, als die Hochzeitsnacht schließlich anbrach. Sie wollte einfach nur die unsichtbare Kluft zwischen ihr und den Frauen überwinden, die *wussten, wie es war*. Und nach seiner langen Abwesenheit, die sie nur mit ihren unklaren Phantasien hatte auffüllen können, hatte sie ihn beinahe ebenso verlangend umarmt wie er sie.

Es war natürlich nicht vollkommen gewesen. Joy wusste nicht einmal genau, wie es hätte sein sollen, wenn es vollkommen gewesen wäre. Sie kostete einfach seine Nähe aus, gab sich dem Gefühl seiner Haut auf ihrer hin, seiner sehnigen, kraftvollen Männlichkeit mit ihren Gerüchen, die einen so willkommenen Abschied von der herausgeputzten, oberflächlichen Weiblichkeit darstellte, die ihr Leben bisher bestimmt hatte. Sie genoss es, seinen unbekanntem Körper kennenzulernen, die Energie ihrer Vereinigung. Sie genoss es, sich nicht zu groß zu fühlen, weil er noch hochgewachsener war, und auch, dass sein heftiges Verlangen bei ihr selbst nicht das Gefühl aufkommen ließ, sie würde sich unangemessen verhalten. Am nächsten Tag hatte sie glücklich und unbefangenen den fragenden Blick ihrer Mutter mit einem strahlenden,

beruhigenden Lächeln beantwortet. Doch Alice, statt Erleichterung zu zeigen, war zurückgezuckt und unter einem Vorwand in die Küche verschwunden.

Joy hatte sich jede Einzelheit dieser Nacht eingepägt, um die Erinnerung in den zahllosen schwülen Nächten wieder hervorrufen zu können, die sie danach allein in dem Mädchenzimmer ihrer Jugend verbrachte. Mehr konnte sie nicht tun, denn sie sollte Edward erst in fünf Monaten und vierzehn Tagen wiedersehen, wenn sie nach der sechswöchigen Überfahrt mit der SS *Destiny* in Southampton ankam.

Dort sollte Stella auch Dick wiedersehen, und dass ihre Töchter gemeinsam reisten, hatte ihre Eltern beruhigt, allerdings nicht genug, um sie nicht mit zahllosen unerbetenen Ratschlägen zu versorgen. Alice war davon überzeugt, dass Marinetransporter die reinsten «Brutstätten der Sittenlosigkeit» waren. Bei-Lins Cousine hatte im Krieg als Köchin auf einem Truppentransporter gearbeitet und beinahe genüsslich von gelangweilten Offiziersfrauen erzählt, die in einem endlosen Gänsemarsch auf den schmalen Stiegen zu oder von den Kabinen der Marinesoldaten unterwegs waren. Joy war nicht sicher, was ihre Mutter mehr schockierte – die außerehelichen Umtriebe oder die Tatsache, dass sie mit Männern unterhalb des Offiziersrangs stattfanden. Stellas Mutter dagegen, die mit ihren schwachen Nerven ohnehin schnell beunruhigt war, machte sich aufgrund der *Empire Windrush* Sorgen, die kürzlich bei Sturm vor Malta gesunken war. Doch Stella und Joy, die zum ersten Mal den wachsamen

Blicken ihrer Eltern entkamen, waren entschlossen, ihr Abenteuer auszukosten.

Allerdings hatte sich nach ein paar Wochen herausgestellt, dass Stella darunter etwas ziemlich anderes verstand als Joy.

«Also, ich mache mal einen kleinen Spaziergang», sagte Stella jetzt mit einem Nicken zu Georgina Lipscombe und schwang ihre gebräunten Beine von der Liege.

Georgina sah zu ihr auf. Es war unmöglich festzustellen, welche Gedanken ihr hinter ihrer Sonnenbrille durch den Kopf gingen. «Zu einem schönen Fleckchen?», fragte sie.

Stella deutete vage Richtung Schiffsbug. «Oh, ich brauche nur ein bisschen Bewegung», gab sie lässig zurück. «Mal sehen, was die anderen so machen. Die meisten von den Jungs scheinen ja heute in ihren Kabinen geblieben zu sein.»

Joy sah Stella an, die den Blickkontakt geflissentlich vermied.

«Na, dann viel Vergnügen», sagte Georgina und lächelte.

Stella stand auf, wickelte sich in ihren Bademantel und ging Richtung Bar davon. Joy fühlte sich plötzlich irgendwie gekränkt und widerstand dem Impuls, ihr zu folgen.

In dem kurzen Schweigen, das darauf entstand, nahm Georgina den nächsten Drink von dem Steward aus Goa entgegen, der neben ihr aufgetaucht war. «Ihre Freundin will auf sich alleine aufpassen, meine Liebe», sagte sie mit einem undurchdringlichen Lächeln. «Aber man kann sich mit nichts schneller den Ruf verderben, als auf einem Schiff fremdzugehen.»

Joy lag bei offener Tür in ihrer Koje, um den Luftzug auszunutzen. Das tat sie nachmittags häufig während dieser letzten Tage ihrer Überfahrt, weil sie nicht die ganze Zeit mit den anderen Frauen und ihren quengeligen Kindern verbringen wollte oder mit den Offizieren an der Bar, die von ihren Kriegserlebnissen erzählten oder über die Schwächen gemeinsamer Bekannter herzogen.

Bei der Abfahrt hatte die Aufregung angesichts des ersten Abenteuers in ihrem Leben Joy beinahe den Atem geraubt. Doch seit sie auf der langen Etappe von Bombay nach Suez waren, zogen sich die Tage bei zunehmender Wärme endlos hin, und ihre Welt schrumpfte auf die Bar, das Deck und den Speisesaal zusammen. Sie fühlten sich alle langsam beinahe wie Bordinventar und brachten an den Zwischenstationen kaum noch die Energie für einen Landgang auf. Es wurde immer schwerer, sich vorzustellen, dass anderswo noch ein richtiges Leben existierte. Viele Passagiere gaben sich einfach dem gemächlichen Rhythmus an Bord hin, ließen sich durch die brütende Hitze schaukeln und empfanden ihre früheren Beschäftigungen wie Decktennis, Nachmittagsspaziergänge, Schwimmen und sogar eine einfache Unterhaltung als zu anstrengend. Abends schauten sie unbeteiligt auf das Schauspiel unirdisch irisierender Sonnenuntergänge, durch die Wiederholung abgestumpft gegenüber ihrer außergewöhnlichen Schönheit. Nur wer, wie Georgina Lipscombe, durch die Versorgung ihrer Kinder dazu gezwungen war, tat überhaupt noch etwas.

Die Eintönigkeit machte Stella so ruhelos, dass es Joy manchmal lieber war, wenn sie irgendwohin verschwand. Joy jedoch, die sich von den eingeschränkten Gegebenheiten des Bordalltags allzu sehr an ihr Dasein in Hongkong erinnert fühlte, stellte fest, dass sie ihre ungesellige Art hier ausleben konnte, ohne dafür kritische Bemerkungen zu ernten. Sie zog sich gern allein in die Kabine zurück, um ihre «edwardianischen Schätze» hervorzuholen, wie sie die Sachen insgeheim nannte: seine Briefe, ihr gerahmtes Hochzeitsfoto und die kleine chinesische Tuschzeichnung, ein blaues Pferd auf Reispapier, die ihr Edward an ihrem ersten Ehetag gekauft hatte, als sie durch Hongkong geschlendert waren.

Er hatte sie früh geweckt, und schlaftrunken hatte sie im ersten Augenblick nicht mehr gewusst, wie sie in das Bett dieses Mannes geraten war. Dann war es ihr wieder eingefallen, und sie hatte die Arme um seinen Nacken geschlungen. Er hatte sie an sich gezogen und ihr etwas ins Ohr geflüstert. Seine Worte waren im Rascheln der Laken untergegangen.

Danach, während der Schweiß auf ihrer nackten Haut trocknete, hatte er sich auf einen Ellbogen hochgeschoben und sie zart auf die Nase geküsst. «Lass uns aufstehen», sagte er. «Ich möchte, dass wir unseren ersten Morgen für uns haben, bevor die anderen wach werden. Komm, verschwinden wir einfach.» Joy hatte ihre leichte Enttäuschung darüber verdrängt, dass er nicht im Bett bleiben und seinen warmen Körper an ihren schmiegen wollte. Doch weil sie ihm gefallen

wollte, streifte sie das Kleid aus Rohseide und das kurze Jäckchen über, die ihre Mutter für sie hatte schneidern lassen. Sie hatten beim Zimmerservice Tee bestellt, ihn schnell getrunken und waren dann in das lebhafteste, frühmorgendliche Treiben auf den Straßen Kowloons hinausgegangen, wo Lärm und nicht immer angenehme Gerüche auf sie einstürzten. Joy hatte die Augen aufgerissen, als hätte sie all das noch nie gesehen, und sich verblüfft gefragt, wie es sein konnte, dass die Welt innerhalb von vierundzwanzig Stunden so verändert wirkte.

«Wir nehmen die Fähre», sagte Edward und zog sie zur Anlegestelle. «Ich will mit dir in die Cat Street.»

Joy war noch nie auf dem Markt in der Cat Street gewesen. Wenn sie es gewagt hätte, ihrer Mutter einen Besuch vorzuschlagen, hätte Alice erbleichend auf seine Geschichte als Paradies für Kriminelle und Prostituierte hingewiesen (nur dass ihre Mutter «käuferische Mädchen» gesagt hätte) und darauf, dass niemand mit dem geringsten *Niveau* jemals dorthin ging. Zudem lag der Markt am westlichen Ende der Insel, eine Gegend, die Alice etwas paradox «zu chinesisch» genannt hätte. Doch während sie eingesponnen in ihr junges Eheglück auf der Fähre saßen, erklärte ihr Edward, dass dort seit den politischen Umwälzungen, die 1949 in China stattgefunden hatten, eine Flut von Gegenständen aus Familienbesitz angeboten wurde, unter denen viele wertvolle Antiquitäten waren. «Ich möchte dir etwas kaufen», sagte er und fuhr mit seinem Zeigefinger über ihre Handfläche, «damit du eine

Erinnerung an mich hast, bis wir uns wiedersehen. Etwas mit einer besonderen Bedeutung für uns beide.» Dann hatte er sie Mrs. Ballantyne genannt, und Joy war vor Freude errötet. Jedes Mal, wenn er sie an ihren neuen Status als verheiratete Frau erinnerte, kam ihr unwillkürlich die eheliche Intimität der Nacht zuvor in den Sinn.

Als sie ankamen, war es erst sieben Uhr, aber auf dem Markt in der Cat Street ging es schon sehr lebhaft zu. Händler im Schneidersitz hatten Tücher auf dem Boden ausgebreitet, um antike Uhren oder aufwendig geschnitzte und auf rote Schnüre aufgezugene Jadeperlen feilzubieten; alte Männer saßen auf Bänken neben Käfigen mit kleinen Vögeln. Da waren kunstvoll vergoldete Truhen. Mit Emaillemustern verzierte Möbel. Und über allem lag der süßliche Geruch frittierter Rettich-Dim Sums. Sie wurden von Straßenhändlern zubereitet, die ihre Ware laut anpriesen und so schnell redeten, dass selbst Joy, die viel besser Kantonesisch sprach, als ihren Eltern lieb war, sie nicht annähernd verstand.

Sie hatte sich verunsichert gefühlt, doch als sie Edwards Begeisterung sah, hatte Joy dem Drang widerstanden, sich an ihn zu klammern. Er wollte keine Frau, die klammerte, das hatte er ihr am Abend zuvor erklärt. Er mochte ihre Stärke, ihre Unabhängigkeit und dass sie keine «Schnattergans» war wie die Frauen der anderen Offiziere, die er kannte. Er war nur einmal einer Frau wie ihr begegnet, hatte er leise gesagt, während sie in enger Umarmung im Dunkeln lagen. Auch sie hatte er geliebt. Aber sie war im Krieg bei einem

Bombenangriff auf Plymouth umgekommen, als sie ihre Schwester besuchte. Bei dem Wort Liebe war Joy beklommen zumute geworden, obwohl diese Frau keine Konkurrenz im üblichen Sinn mehr für sie sein konnte. Und dieses Gefühl hatte sie zu der erschreckenden Erkenntnis gebracht, dass ihr Glück von nun an gefangen war, eine Geisel, die von einem unbedachten Wort bedroht werden konnte und nahezu völlig von dem Wohlwollen eines anderen Menschen abhing.

«Sieh mal», sagte Edward und deutete auf einen mit Waren überladenen Verkaufsstand, «das ist es. Was meinst du?»

Er zeigte auf ein kleines, mit Bambusstäben gerahmtes Bild, das an einem verzierten Eisentopf lehnte. Eine Tuschzeichnung mit losen Pinselstrichen, die ein blaues Pferd in einer Bewegung darstellte, als wolle es in die Freiheit ausbrechen, doch von schwarzen Linien umgeben, die eine Art Grenze andeuteten.

«Gefällt es dir?», fragte er mit kindlichem Enthusiasmus.

Joy betrachtete das Bild. Eigentlich gefiel es ihr nicht. Oder zumindest wäre es ihr selbst nicht aufgefallen, doch weil Edward so begeistert war, versuchte sie, es mit seinen Augen zu sehen.

«Ich finde es großartig», sagte sie. Ihr Ehemann wollte es kaufen. Für sie, seine Ehefrau. «Ich finde es absolut großartig.»

«Wie viel?», fragte er den Händler, der sie beobachtet, ihre gute Kleidung, die weiße Marineuniform zur Kenntnis genommen hatte.

Der Händler zuckte nur mit den Schultern, als könne er Edward nicht verstehen.

Joy wartete einen Moment ab, dann fragte sie: «*Geido tsin ah?*»

Der Händler sah sie an und zuckte erneut mit den Schultern. Joy erwiderte seinen Blick. Sie wusste, dass er sie verstand. «*Mgoi, lei, Sinsaahn*», sagte sie sanfter. «*Geido tsin ah?*»

Der Mann nahm die Tonpfeife aus dem Mund, als würde er nachdenken. Dann nannte er einen Betrag. Einen maßlos übertriebenen Betrag.

Joy sah ihn ungläubig an.

«*Pengh di la!*», rief sie aus und bat ihn damit, noch einmal darüber nachzudenken. Doch der Mann schüttelte den Kopf.

Joy drehte sich zu Edward um und unterdrückte ihren Ärger. «Das ist ein absurder Preis», sagte sie ruhig. «Er verlangt zehnmal so viel, wie es wert ist, nur weil du deine Uniform trägst. Lass uns weitergehen.»

Edwards Blick wanderte von Joy zu dem Händler. «Nein», sagte er, «sag mir einfach, wie viel. Ich schaue heute nicht aufs Geld. Du bist meine Frau. Ich will dir ein Geschenk machen. Dieses Geschenk.»

Joy drückte seine Hand. «Das ist wirklich lieb von dir», sagte sie. «Aber das kann ich nicht annehmen. Nicht zu diesem Preis.»

«Warum?»

Joy überlegte, wie sie das ausdrücken sollte, was sie meinte. Der Preis würde es für mich verderben, sagte sie in Gedanken,

denn wenn ich es anschauen würde, hätte ich nicht deine Liebe im Sinn, sondern dass du von einem skrupellosen Kerl über den Tisch gezogen worden bist. Und so möchte ich nicht von dir denken.

«Pass auf», murmelte sie ihm ins Ohr. Sein Geruch lenkte sie ab, plötzlich wünschte sich Joy, dass sie nicht auf diesem Markt, sondern einfach wieder in ihrem Hotelzimmer wären. «Lass uns so tun, als würden wir weitergehen. Dann fürchtet er, dass ihm das Geschäft entgeht, und macht einen vernünftigen Vorschlag.»

Doch der Mann sah ihnen einfach nur nach, als sie davongingen, sodass Edward immer unruhiger wurde. Es gebe nichts anderes, was ihm gefalle, sagte er, als sie einen Verkaufsstand nach dem anderen abklapperten. Das Bild war perfekt. Er wollte dieses Bild kaufen.

«Gehen wir in den Tempel», sagte Joy und deutete auf das lebhaft rot und gold des Man-Mo-Tempels an der Ecke zur Hollywood Road. Doch Edward erwiderte abgelenkt, dass sie allein hineingehen solle, weil er sich einen Ort suchen müsse, an dem er austreten könne.

Mit dem kläglichen Gefühl, Edward durch irgendetwas enttäuscht zu haben, drehte sich Joy von ihm weg. Der Vormittag entwickelte sich anders, als sie es sich vorgestellt hatte.

Im Halbdunkel des Tempels wünschte sie sich beinahe, nicht hereingekommen zu sein. Die Chinesen, die ihre Rauchopfer entzündeten, sahen sie schweigend an, die *Gweilo*, die in ihr

Heiligtum eindrang. Joy wollte sie nicht kränken und murmelte einen Gruß auf Kantonesisch, was die Leute zu beruhigen schien, sodass sie sich wieder von ihr abwandten. Joy schaute zur Decke empor, von der immens großes, glimmendes Räucherwerk herabhing, und fragte sich, wie schnell sie wieder hinausgehen konnte. Wie schnell sie Edward dazu bringen konnte, mit der Fähre zurückzufahren, um das Beste aus den paar Stunden zu machen, die sie noch zusammen hatten.

Da tauchte Edward mit strahlender Miene neben ihr auf. «Ich habe es bekommen», sagte er.

«Was?», fragte sie. Aber sie wusste es.

«Ich habe es bekommen. Zu einem guten Preis.» Er hielt das kleine Bild mit beiden Händen empor, als würde er selbst ein Opfer darbringen. «Der Mann hat den Preis gesenkt, nachdem du nicht mehr dabei warst. Wollte wohl vor einer Frau nicht das Gesicht verlieren. Ich weiß, wie wichtig all das mit dem <Gesicht verlieren> hier ist.»

Joy sah in die stolze, lächelnde Miene ihres frischgebackenen Ehemannes und auf das kleine Pferdebild, das er vor sich hielt. Einen Moment lang schwiegen sie beide. «Was bist du schlau», sagte Joy dann und gab ihm einen Kuss. «Ich finde das Bild absolut großartig.»

Er wirkte überaus glücklich und zufrieden, als sie hinausgingen, und deshalb sah Joy wirklich keinen Sinn darin zu erwähnen, dass sie ihm den geforderten Preis überhaupt nicht genannt hatte.

Nun, als Joy auf dem Schiff in ihrer Koje lag, versenkte sie sich in den Anblick des blauen Pferdes. Dann in den ihres Hochzeitsfotos. Und anschließend überlegte sie, ob sie es sich gönnen sollte, seine Briefe zu lesen. Denn die Blätter drohten langsam an den Knickstellen auseinanderzufallen. Aber manchmal hatte sie Schwierigkeiten, sich Edward ohne die Briefe vor Augen zu rufen. Sie erinnerte sich an Einzelheiten, an den Klang seiner Stimme, wenn er lachte, seine breiten Hände oder den Sitz seiner Uniformhose, aber es fiel ihr immer schwerer, seine gesamte Erscheinung wachzurufen. In den letzten Wochen, bevor sie an Bord gingen, war sie deshalb beinahe panisch geworden. Jetzt sind es noch eine Woche und vier Tage, sagte sie sich, so geübt im Rechnen, dass ihr die Daten so präsent waren wie ihr eigener Geburtstag. Dann sehe ich ihn wieder.

«Bist du aufgeregt?», hatte Stella in der Woche zuvor gefragt, als sie darüber redeten, was sie zum Wiedersehen mit ihren Männern anziehen sollten. «Ich werde es ganz bestimmt sein. Manchmal frage ich mich, ob ich ihn überhaupt wiedererkenne.» Stella hatte Dick vor nicht einmal drei Monaten gesehen, das war eine viel kürzere Zeitspanne als bei Joy.

Aber Joy war nicht aufgeregt. Sie wollte Edward einfach nur wiedersehen, wollte seine starke Umarmung spüren, wollte sich in seinem Blick sonnen. Als sie das den anderen Frauen im bordeigenen Frisiersalon erzählt hatte, war von Stella ein gespielter Würgelaut gekommen, der Joy verletzte, auch wenn

sie verstand, weshalb Stella das tat, und die anderen Frauen hatten wissende Blicke gewechselt. Genau wie ihre Mutter vor all diesen Monaten hielten sie Joy einfach für naiv, eine Unwissende, die noch viel über Männer und das Eheleben zu lernen hatte. Nur Mrs. Fairweather hatte gelächelt und verständnisinnig genickt. Ihr Mann war allerdings nie im Militärdienst gewesen, und ihre Verbindung schien so innig, als wäre er an ihrer gutgepolsterten Hüfte festgewachsen. Danach hatte Joy nie mehr über Edward gesprochen, sondern alles, was ihn anging, für sich behalten, als würde sie ein kostbares Geheimnis bewahren.

Einen Brief, sagte sie sich und faltete das jüngste Schreiben auseinander. Einen Brief pro Tag bis zu unserem Wiedersehen. Und dann verwahre ich sie gut, damit ich sie wieder lesen kann, wenn ich eine uralte Frau bin und mich daran erinnere, wie es war, von dem Mann getrennt zu sein, den ich liebe.

Die Stimmung auf dem Schiff veränderte sich unmerklich, als sie sich dem Suezkanal näherten. Ein politischer Konflikt schien in der Luft zu liegen und holte die Passagiere aus ihrem traumartigen Zustand. Beim Abendessen hörte man immer wieder die Worte «Suez» und «Regierung», und die Männer setzten sich mit ernstesten Mienen zum Reden zusammen, sodass Joy, die nicht die geringste Ahnung hatte, worum es ging, geradezu ängstlich wurde und dankbar für die Militärs an Bord war. Die Briten hielten, wie der Erste Offizier sagte, noch immer die afrikanische Seite des Kanals besetzt. «Trotzdem

sollten Sie sich von der Reling fernhalten, solange wir den Kanal passieren», lautete sein ernsthafter Rat. «Diesen Arabern ist nicht zu trauen. Wir haben Berichte darüber, dass sie bewaffnet am Ufer entlangaloppieren. Und es kommt schon mal vor, dass sie fremde Schiffe benutzen, um ein bisschen Zielschießen zu üben.» Die Frauen hatten bei diesen Worten nach Luft geschnappt und sich theatralisch an den Hals gefasst, während die Männer wissend nickten, etwas vom Assuan-Staudamm murmelten und sich verhielten, als würden die Frauen in Panik verfallen. Joy hatte nicht nach Luft geschnappt. Sie fühlte sich wie elektrisiert und hielt es trotz der eindringlichen Warnungen einfach nicht in der Kabine aus, während die *SS Destiny* durch den Kanal fuhr. Stattdessen saß sie meistens allein draußen, das Gesicht im Schatten ihres Sonnenhuts verborgen, quittierte die Warnungen der vorbeikommenden Offiziere mit einem höflichen Lächeln und hoffte insgeheim darauf, einen Turban tragenden Todesschützen auf einem Kamel zu Gesicht zu bekommen. Sie wusste, dass die Offiziere sie für etwas überspannt hielten und dass die Hindus von der Deckcrew über sie redeten, aber das war ihr gleichgültig. Wie oft würde sie die Gelegenheit haben, eine so abenteuerliche Situation mitzuerleben?

Der Suezkanal stellte sich dann nicht als die von Kämpfen erschütterte Betonrinne heraus, die sich Joy vorgestellt hatte, sondern als quecksilbrig blitzende, von Dünen gesäumte Wasserstraße, auf der langsam und beinahe lautlos eine Prozession von Schiffen entlangglitt. Es war in dieser stillen,

ordentlichen Reihe schwer zu glauben, dass es hier irgendetwas zu fürchten gab. Nur einmal überlief Joy ein Schauer, und zwar, als der Kapitän abends anordnete, die Lichter auszuschalten, und sie alle in dem dunklen Speisesaal saßen. Doch selbst in diesem Moment war Joy, auch wenn sie sich für diesen Gedanken schämte, dankbar dafür, dass es einmal eine Abwechslung von dem ewigen Bridge oder Tennis auf dem Oberdeck gab.

Noch als sie Richtung Ägypten fuhren, hatte ihnen der Erste Offizier von der Kostümparty erzählt. Sie sollte am Vorabend ihrer Ankunft in Southampton stattfinden, ein Höhepunkt zum Ende der Reise, für deren Vorbereitung sie laut dem Kapitän ausreichend Zeit haben sollten. Joy glaubte, dass er sie in Wahrheit von ihrer Fahrt durch Ägypten ablenken wollte, doch das sagte sie nicht, weil unter den Passagieren richtige Begeisterung ausbrach, so als hätte allein die Erwähnung des Festes das Ende ihrer Reise irgendwie näher rücken lassen.

«Ich möchte mich als Carmen Miranda verkleiden, aber ich schätze, sie können mir das Obst nicht beschaffen», sagte Stella, als sie vom Speisesaal zurück in die Kabine gingen. Pieter war an diesem Abend nicht zum Essen erschienen, was bei Stella für schlechte Laune gesorgt hatte, also machte Joy lieber keine Bemerkung dazu, dass ein Carmen-Miranda-Kostüm womöglich etwas zu freizügig für eine verheiratete Frau sein könnte.

«Ich könnte auch als Marilyn Monroe in <Wie angelt man sich einen Millionär?> gehen, wenn ich es schaffe, mein rosa Kleid

umzunähen.» Stella betrachtete ihr Spiegelbild in einem Fenster. «Meinst du, dass ich mir die Haare ein bisschen blondieren lassen sollte? Das überlege ich mir schon seit Ewigkeiten.»

«Was würde Dick davon halten?», gab Joy zurück und wusste in demselben Moment, dass es die falsche Frage gewesen war.

«Oh, Dick nimmt mich, wie ich bin», sagte Stella herablassend. «Er kann sich schließlich freuen, dass er mich überhaupt gekriegt hat.»

Das hat sie von Pieter, dachte Joy mit einem unbehaglichen Gefühl. So etwas hätte die Stella von früher nicht gesagt. Allerdings war es schwer einzuschätzen, was diese neue Stella für Ansichten hatte und eigentlich auch, was man ihr selbst noch sagen konnte. Nach Jahren des absoluten Vertrauens fühlte sich Joy inzwischen nicht mehr wohl, wenn sie allzu offen mit Stella sprach.

«Also, wenn du denkst, dass es Dick gefällt ... ich jedenfalls bin sicher, dass es dir unheimlich gut stehen würde. Aber willst du bei eurem Wiedersehen nicht lieber genauso aussehen wie bei eurem Abschied, sodass er sich nicht ... na ja, komisch fühlt?»

«Oh, Dick, Dick, Dick», sagte Stella verärgert. «Ehrlich, Joy, das wird langsam langweilig. Ich hab dir doch gesagt, dass er sich selbst dann freuen würde, wenn ich aussehe wie eine Orientalin, also hör endlich auf mit dieser alten Leier. Schließlich geht es nur um ein Kostüm.»

Verletzt schwieg Joy auf dem restlichen Weg zur Kabine. Wie zu erwarten sagte Stella, als sie dort angekommen waren, dass sie die schnarchenden Kinder nicht ertragen könne und einen Spaziergang an Deck machen werde. Allein.

Am nächsten Morgen hatte sich ihre Laune gebessert, und während der folgenden Tage, die sie damit verbrachte, die Materialien für ihr Kostüm zusammenzusuchen, wurde sie wieder mehr zu ihrem alten Selbst. Als sie in Port Said ankamen, durften ein paar Händler mit Körben voller Kinkerlitzchen an Bord kommen, auf die sich die meisten Frauen geradezu stürzten, um die besten Stücke zu ergattern.

Auch Joy versuchte, sich eine Verkleidung einfallen zu lassen, doch als sie in das mildere Mittelmeerklima eintauchten, konnte sie nur noch daran denken, dass sie Edward in ein paar Tagen wiedersehen würde. Manchmal glaubte sie sogar, dass sie seine immer unmittelbarere Nähe körperlich spüren konnte. Auch wenn sich Stella über eine so romantische Vorstellung zweifellos wieder mit einem würgenden Geräusch lustig gemacht hätte.

Am Abend der Kostümparty hatten sie die letzte längere Strecke vor der Einfahrt in den Ärmelkanal vor sich. Der Golf von Biskaya, so warnten die erfahrenen Marineangehörigen, war für seine kabbelige See bekannt, also sollten sich «die Ladys gut an ihren Gläsern festhalten».

«Und wenn sie sich nicht an ihren Gläsern festhalten können, dann können sie sich an mir festhalten», hatte Pieter zu laut

gesagt, sodass die Frauen in seiner Nähe mit erstarrtem Lächeln vor ihm zurückwichen. Doch die Aussicht auf das Fest oder darauf, bald anzukommen, erfasste am Ende trotzdem alle, obwohl es kühler wurde und die Gischt des Atlantiks über die Decks fegte.

Mr. und Mrs. Fairweather hatten sich als indisches Radscha-Ehepaar verkleidet. Sie trugen authentische Kleidung, die sie bei einem Aufenthalt in Delhi erstanden hatten und die sie anscheinend speziell für solche Anlässe auf ihre Seereisen mitnahmen. Mrs. Fairweather hatte sogar ihr Gesicht und ihre Arme mit kaltem Tee eingerieben, um ihrer Haut einen dunkleren Farbton zu verleihen. Stella, die ihren Marilyn-Plan aufgegeben hatte, nachdem sie gehört hatte, dass sie ihr Haar ruinieren würde, wenn sie es auf dem Schiff blondieren ließ, hatte sich in Rita Hayworth aus *Salome* verwandelt, wobei ihrem Kostüm allerdings wenigstens zwei von den sieben Schleiern fehlten. Es wurmte sie, dass sie trotzdem von Georgina Lipscombe ausgestochen wurde, die einen der Marineoffiziere dazu gebracht hatte, ihr seine weiße Ausgehuniform zu leihen, in der sie, das schwarze Haar unter die Schirmmütze geschoben, atemberaubend glamourös wirkte. Joy hatte ihre Vorbereitung immer wieder aufgeschoben und schließlich überhaupt keine Idee gehabt, sodass ihr Stella eine Krone aus Glanzpapier gemacht und ihr gesagt hatte, sie solle als die Queen gehen. «Wir können einen Besatz aus Baumwolle an mein rotes Kleid nähen, damit es aussieht wie Hermelin. Außerdem schminkt sie sich kaum, also

brauchst du dir weiter keine Sorgen zu machen.» Obwohl Stella bei der Krönung noch so begeistert von Elizabeth gewesen war, hatte sie nun das Interesse an ihr verloren. Nach einer kurzen Faszination für Prinzessin Margaret hatte sie sich inzwischen den Hollywoodstars zugewandt.

Joy fühlte sich ziemlich albern als Queen Elizabeth, ohne recht zu wissen, ob es an der Anmaßung dieser Verkleidung lag oder daran, dass sie so kindisch wirkte. Doch als sie in den Speisesaal kamen und Joy ein paar der anderen Kostüme sah, hob sich ihre Laune wieder.

Pieter hatte sich als ägyptischer Händler verkleidet. Sein Oberkörper war nackt und mit etwas geschwärzt, was Schuhcreme sein konnte, sodass man seine Muskeln unter der glänzenden Haut spielen sah. Sein blondes Haar steckte unter einer schwarzen Kappe, die ihm die betagte Mrs. Tennant gehäkelt hatte, und vervollständigt wurde sein Auftritt von einem Korb voller Perlen und kleiner Schnitzarbeiten. Schon jetzt vollkommen überdreht, bedrängte er in seiner Rolle als Händler immer wieder die Frauen, die theatralisch aufkreischten und ihn zwar lachend, aber auch etwas entnervt wegschickten.

«Ist meine Haut fleckig geworden?», fragte Mrs. Fairweather, als sich Joy an den Tisch setzte. «Die Gischt hat bestimmt alles verwischt.»

Joy musterte ihre teegefärbte Haut. «Ich finde, es sieht gut aus», sagte sie, «aber ich kann es auffrischen, wenn Sie

möchten. Einer der Stewards kann uns sicher ein bisschen kalten Tee bringen.»

Mrs. Fairweather betrachtete sich in dem Spiegel ihrer Puderdose. «Oh, ich will sie nicht damit belästigen. Sie haben heute Abend schrecklich viel zu tun. Es gibt ein ganz besonderes Menü, habe ich gehört.»

«Hallo, Joy ... oder sollte ich sagen Eure Majestät?» Das war Louis, der sich nun tief vor ihr verbeugte, ihre Hand nahm und sie küsste, worauf Joy errötete. «Ich muss sagen, Sie sehen aus wie die geborene Königin, nicht wahr, Mrs. Fairweather?» Er trug einen verschlissenen Tweedrock und ein Kopftuch, und er hatte sich die Lippen grellrot geschminkt.

«Oh, absolut», sagte Mrs. Fairweather. «Sie sieht hundertprozentig königlich aus.»

«Oh bitte, hören Sie auf», sagte Joy lachend, während sich Louis neben sie setzte. «Sonst fange ich noch an, mir etwas einzubilden. Aber darf ich fragen, als was Sie gekommen sind?»

«Erkennen Sie es wirklich nicht?» Louis war geknickt. «Ich kann nicht glauben, dass Sie es nicht erkennen.»

Joy sah Mrs. Fairweather an und dann wieder Louis. «Tut mir leid.»

«Ich bin ein Land Girl», sagte er und hob eine Heugabel hoch. «Sehen Sie nur! Ich wette, Sie können kaum glauben, dass ich die hier auf dem Schiff entdeckt habe!»

«Ein Land Girl?»

Mrs. Fairweather lachte. «Jetzt erkenne ich es», sagte sie. «Erkennst du es auch, Philip? Mr. Baxter ist als Land Girl gekommen. Schau mal, er hat sogar einen Sack Kartoffeln dabei.»

«Was ist ein Land Girl?», fragte Joy zögernd.

«Wo haben Sie denn gelebt? In Timbuktu?»

Joy sah sich in der Runde nach jemandem um, der ebenso wenig Bescheid wusste wie sie. Doch Stella lachte über einen Witz von Pieter, und Georgina Lipscombe unterhielt sich mit dem Ersten Offizier.

«Wann waren Sie zum letzten Mal in England?», fragte Louis.

«Oje. Da war ich noch ein Kind», sagte Joy. «Und während der Besetzung von Hongkong sind wir alle nach Australien geschickt worden.»

«Nein so was, Philip. Joy weiß nicht, was ein Land Girl war.»

Mrs. Fairweather schubste ihren Mann an, der unter seinem Turban heraus wohlwollend auf seinen Gin Tonic blickte.

«Nein so was», sagte er milde.

«Haben Sie wirklich nie ein Land Girl gesehen?»

Joy wurde langsam unbehaglich zumute. Bei solchen Zusammenkünften, dachte sie, gab es immer irgendetwas, das ihr das Gefühl gab, unwissend oder dumm zu sein. Und genau deshalb liebte sie Edward. Er gab ihr niemals dieses Gefühl.

«Ich wüsste nicht, warum Joy wissen sollte, was ein Land Girl war», sagte Louis. «Das waren die Frauen, die in England die Landwirtschaft am Laufen gehalten haben, während die Männer im Krieg waren», ergänzte er in Joys Richtung, «und

ich bin sicher, dass es in Hongkong eine Menge Dinge gibt, die ich nie verstehen werde. Also, darf ich Ihnen etwas zu trinken bringen, Joy? Mrs. Fairweather?»

Joy lächelte ihn an, dankbar für seine Unterstützung, und damit war die unbehagliche Situation vorbei.

Während sie den Hauptgang beendeten, nahm der Wellengang zu, sodass sich die Kellner gelegentlich an einer Stuhllehne festhalten mussten und der Wein in Joys Glas gefährlich hochschwappte.

«So ist es hier immer», sagte Louis. Sein Lippenstift war vom Essen abgerieben worden, und nun konnte Joy ihn ansehen, ohne kichern zu müssen. «Bei meiner ersten Überfahrt bin ich glatt im Schlaf aus der Koje gefallen.»

Joy störten die Wellen nicht. Jede Woge brachte sie England näher. Doch einige der Frauen beklagten sich vernehmlich, als gäbe es jemanden, den man für diesen Mangel an metereologischer Rücksichtnahme verantwortlich machen könnte. Ihre Stimmen erhoben sich schrill wie Möwenschreie über die Musik. Der Kapitän hatte die Musiker angewiesen weiterzuspielen, auch wenn sie um ihr Gleichgewicht kämpfen mussten und immer häufiger aus dem Takt kamen. Zur gleichen Zeit war Stella auf dem Weg zur Toilette durch die Schiffsschwankungen beinahe hingefallen, worauf Pieter aufgesprungen war, um ihr zu helfen. Joy sah den Blick, mit dem Stella ihm dankte, und wurde plötzlich von tiefer Beklommenheit erfasst.

Louis schenkte Joy Wein nach und erklärte ihr, sie solle das Glas austrinken. «Wenn Sie genug trinken, ist es, als würden Sie nur selbst schwanken und nicht das Schiff», sagte er, und seine Hand streifte versehentlich ihre. Joy, die immer noch zu Stella hinübersah, die sich ein wenig zu lange an Pieters Arm festhielt, bekam es kaum mit.

Bis zu diesem Abend hatte Joy relativ wenig Alkohol getrunken, nun aber wurde sie wie die anderen von dem Gefühl angesteckt, dass die Sorglosigkeit zu Ende ging, die ihre Isolation auf dem Schiff mit sich gebracht hatte, und auch von dem Gedanken, dass ein ernsteres, vernunftbetontes Leben vor ihnen lag. Die Trinksprüche wurden lauter und übertriebener. Auf den verstorbenen König, auf die alte Heimat, auf Elizabeth, wobei Joy sich dabei wiederfand, wie sie aufstand und königlich nickte, auf Westernhelden und ihre Gegenspieler von den Apachen, auf den Nachtisch, eine aufwendige Kreation aus Sahne, Biskuit und Alkohol, und auf die SS *Destiny*, die sich so tapfer ihren Weg durch die Wellen pflügte.

Joy lachte mit, es störte sie kaum, als Louis den Arm um sie legte, und sie achtete nicht darauf, wer vom Tisch verschwand. Und als der Kapitän aufs Podium stieg und verkündete, dass er nun den Preis für das beste Kostüm verleihen werde, fiel ihm Joy genauso laut und ausgelassen mit Zwischenrufen ins Wort wie die übrige Runde.

«Schsch. Bitte, meine Damen und Herren!», rief sie der Erste Offizier zur Ordnung und klopfte mit dem Messer an sein Brandyglas. «Ruhe bitte!»

«Wissen Sie, Joy, ich finde Sie absolut wundervoll.»

Joy wandte ihre Aufmerksamkeit vom Podium ab und starrte Louis an, dessen braune Augen sie plötzlich an einen bettelnden Hund erinnerten.

«Das wollte ich Ihnen schon seit Bombay sagen.» Er legte seine Hand auf ihre, und Joy zog ihre Hand hastig weg, bevor es jemand mitbekam.

«Also, Ladies and Gentlemen, immer mit der Ruhe.» Der Kapitän senkte seine Hände in einer dämpfenden Geste, dann riss er einen Arm hoch, als das Schiff nach Steuerbord schlingerte, sodass die Gäste johlten und piffen.

«Es ist schrecklich, so lange von dem Menschen getrennt zu sein, den man liebt, Joy. Das weiß ich selbst. Ich habe auch eine Freundin zu Hause. Aber das hindert einen nicht daran, jemand anderen zu begehren, oder?»

Joy starrte ihn bekümmert an, weil er nun die ganze Situation kompliziert gemacht hatte. Sie mochte ihn. Unter anderen Umständen ... nun ja, vielleicht. Aber jetzt ... Joy schüttelte den Kopf und versuchte, aus dieser kleinen Bewegung leichtes Bedauern sprechen zu lassen, um seine Gefühle zu schonen.

«Lassen wir das, Louis.»

Er musterte sie etwas zu lange, dann senkte er seinen Blick auf den Tisch. «Verzeihen Sie», sagte er. «Hab vermutlich ein bisschen zu viel getrunken.»

«Sch!», kam es von Mrs. Fairweather. «Könnten Sie beide bitte still sein? Der Kapitän versucht, etwas zu sagen.»

«Also, ich weiß, wie gespannt Sie auf diesen Moment gewartet haben, und ich würde gern sagen, dass Sie sich alle unglaublich ins Zeug gelegt haben ... aber das wäre gelogen.» Er wartete, bis sich das Gelächter gelegt hatte. «Das war natürlich ein Scherz. Also, ich habe mir die Kostüme lange und reiflich durch den Kopf gehen lassen. Manche sogar besonders lange.» Er warf einen vielsagenden Blick auf Stellas transparente Schleier. «Aber meine Entscheidung und auch die meiner Kollegen ist mit eindeutiger Mehrheit», er hob eine Flasche Champagner hoch, «auf einen Mann gefallen, der bewiesen hat, dass er sich verkleiden kann, indem er sich buchstäblich unverhüllt zeigt.»

Die Passagiere warteten in gespanntem Schweigen ab.

«Ladies and Gentlemen, es ist Pieter Brandt, oder sollte ich sagen, unser ägyptischer Händler?»

Ein Beifallssturm erhob sich, bei dem vor Begeisterung auch Servietten und halb gegessene Brötchen in die Luft geworfen wurden. Joy sah sich gemeinsam mit ihrer übrigen Tischrunde in der Menge der Kostümträger nach Pieter um. Als er nicht zu entdecken war, versiegte das Klatschen, und ein Raunen lief durch den Saal.

Joy schaute zu dem Kapitän, der sich unterbrochen hatte, als Pieter nicht vortrat, und dann zu Stella, die ebenso erstaunt wirkte.

«Vielleicht schließt er gerade irgendwo auf dem Schiff einen Handel ab», scherzte der Kapitän, doch er fragte sich offenkundig, wie er nun weitermachen sollte.

Dann wurde er von Gewisper am anderen Ende des Speisesaals abgelenkt. Es verbreitete sich über die Tische wie eine leichte Brise, sodass Joys Blick in seine Richtung gezogen wurde. Und dann entdeckte sie den Anlass. Alle Augen waren auf Georgina Lipscombe gerichtet, die durch die Flügeltür am Ende des Saals hereinkam. Ihr Haar steckte nicht mehr unter der Schirmmütze, sondern hing lockig um ihre Schultern. Bei der nächsten Welle schwankte sie etwas und hielt sich an einer Stuhllehne fest, um ihr Gleichgewicht zu bewahren.

Es dauerte, bis Joy begriffen hatte, was der Anblick bedeutete, den sie bot, dann sah sie zu Stella hinüber, die kreidebleich geworden war. Denn Georginas weiße Marineuniform war inzwischen alles andere als makellos. Von den Epauletten bis etwa zu ihren Oberschenkeln zeigte die Uniform einen verwischten, jedoch unverkennbaren Abdruck von Schuhcreme. Georgina, der das offenkundig nicht bewusst war, sah in die Gesichter, die sie anstarrten, und beschloss anscheinend, sie nicht zu beachten. Stattdessen kehrte sie mit erhobenem Haupt an ihren Tisch zurück, ließ sich auf ihren Stuhl fallen und zündete sich eine Zigarette an. Einen Moment lang herrschte angespannte Stille.

«Widerwärtige Schlampe!», brüllte Stella dann, warf sich halb über den Tisch und grapschte nach Georginas Haar, ihren Epauletten, ihrem Hals und allem, was sie zu fassen bekam, bis Louis und der Erste Offizier aufgesprungen waren und sie zurückzogen. Joy stand vollkommen fassungslos einfach nur auf, erkannte in dieser kreischenden Megäre mit dem wilden

Blick ihre Freundin nicht wieder, deren Kostümschleier zerrissen und sich lösten, während sie versuchte, sich erneut auf Georgina zu stürzen. «Verdammte, ekelhafte Schlampe!», schrie Stella, die inzwischen weinte, sodass ihr das sorgfältig aufgetragene Tänzerinnen-Make-up über die Wangen lief.

Louis packte sie am Arm, zwang sie, ihre Finger aus Georginas Haar zu lösen, doch es dauerte noch ein paar weitere Sekunden, bis die beiden Männer es wagten, sie loszulassen.

«Ganz ruhig, meine Liebe», sagte Mrs. Fairweather und strich ihr über den Kopf, während sich die Männer wieder setzten. «Jetzt ist es gut. Beruhigen Sie sich. Das war jetzt wirklich genug Aufregung für einen Abend.»

Im gesamten Speisesaal herrschte Schweigen. Der Kapitän forderte die Musiker mit einer Geste zum Weiterspielen auf, doch es dauerte noch einen langen, lastenden Moment, bevor sie zögernd wieder einsetzten. Von den anderen Gästen klangen betroffenes Lachen und missbilligende Töne herüber, bis sie ihre Aufmerksamkeit allmählich wieder ihrer eigenen Tischrunde zuwandten.

Georgina, deren Haar auf der Seite, an der sich Stella hineingekrallt hatte, zerzaust und strähnig war, tastete ihr Gesicht ab, um festzustellen, ob sie blutete. Als sie keine roten Spuren an ihren Fingern entdeckte, suchte sie auf dem Tisch nach der Zigarette, die ihr Stella aus der Hand geschlagen hatte. Sie schwamm einsam in Mrs. Fairweathers Drink. Ruhig nahm sie eine neue aus ihrem Silberetui und zündete sie an.

Dann hob sie den Kopf und sah Stella an. «Sind Sie wirklich so dumm?», sagte sie und blies einen langen Rauchfaden in die Luft. «Sie können doch nicht geglaubt haben, dass Sie die Einzige sind, oder etwa doch?»

Joy saß auf der Steuerbordseite an Deck, die Arme um die schluchzende Stella geschlungen, und fragte sich, wie lange sie noch abwarten musste, um zart darauf hinzuweisen, dass sie inzwischen nicht nur beide völlig durchnässt waren, sondern ihr noch dazu die Zähne klapperten.

Stella weinte mittlerweile seit zwanzig Minuten, ohne sich der eiskalten Gischt oder des schwankenden Decks bewusst zu sein. «Ich kann nicht glauben, dass er mich belogen hat», stieß sie zwischen Schluchzern hervor. «Nach allem, was er zu mir gesagt hat ...»

Joy wollte nicht darüber nachdenken, was das gewesen sein mochte. Oder wozu es hätte führen können.

«Noch dazu ist sie einfach schrecklich. Und alt dazu.» Stella sah Joy mit ihren vom Weinen geschwollenen Augen an. Sie klang fassungslos. «Sieht nicht mal gut aus, schminkt sich viel zu stark, und sie hat sogar *Schwangerschaftsstreifen*.»

Dass sie von Pieter hintergangen worden war, stört sie nicht einmal so sehr wie seine nach Stellas Meinung wahllose Entscheidung für diese Frau, dachte Joy.

«Oh Joy ... Was mache ich jetzt nur?»

Joy dachte an Pieter Brandts Rückkehr an den Tisch. Zuerst hatte er gelacht, ein paar zweideutige Witze losgelassen und

war zu betrunken gewesen, um das eisige Schweigen zu registrieren, mit dem er empfangen wurde. Dann war sein Lachen gezwungener geworden, und er hatte eine weitere lustige Anekdote erzählt, um für gute Stimmung zu sorgen. Doch als der Kapitän an den Tisch getreten war, die Champagnerflasche unsanft vor ihn gestellt und knapp bemerkt hatte: «Sie sind der Gewinner», bevor er sich auf dem Absatz umdrehte, bekam Pieter mit, dass sich einiges geändert hatte, seit er vor einer halben Stunde hinausgegangen war.

«Sie sollten vielleicht Ihre Schuhcreme neu auftragen, alter Knabe», hatte Louis mit einem gezielten Blick auf Pieters blasse Brust gesagt, bevor er auf Georgina Lipscombes fleckige Uniformjacke deutete.

Pieters geschminktes Gesicht machte es unmöglich festzustellen, ob er blass wurde, aber er hatte seine Mitreisenden unsicher angeschaut und sich mit der Bemerkung verabschiedet, er müsse sich «die Beine vertreten». Georgina hatte sich gelangweilt gegeben, wie immer geraucht und niemanden direkt angesehen. Kurz darauf hatte sie ebenfalls den Tisch verlassen.

Stella war zu diesem Zeitpunkt in der Damentoilette, zu der sie Mrs. Fairweather gebracht hatte, um ihr die verlaufene Schminke und die Tränen abzuwischen. «Sie haben so hübsch ausgesehen mit dem Make-up», sagte sie im Plauderton, «und Sie wollen doch diese Frau nicht sehen lassen, was sie bei Ihnen ausgelöst hat.» Sie hatte sehr erleichtert gewirkt, als Joy hereingekommen war, und ihr Stella etwas zu dankbar und

eifrig überlassen. «Da ist Ihre Freundin», hatte sie gesagt. «Joy, Sie wissen am besten, wie man sie wieder aufheitert.» Und damit war sie gegangen.

«Was soll ich nur tun?», sagte Stella eine halbe Stunde später und starrte auf die bewegte, nächtliche See hinaus. «Es ist alles aus. Vielleicht sollte ich einfach ...»

Joy folgte Stellas Blick und verstärkte den Griff um ihren Arm. «Untersteh dich, so zu reden», sagte sie erschrocken. «Untersteh dich, so etwas auch nur zu denken, Stella Hanniford.»

Stella sah sie vollkommen offen an. «Im Ernst, was soll ich jetzt tun, Joy? Ich habe schließlich alles kaputt gemacht.»

Joy fasste nach Stellas kalten Händen. «Du hast gar nichts kaputt gemacht. Du bist nur einem vollkommen idiotischen Mann ein bisschen zu nahe gekommen, den du ab morgen nie wiedersehen musst.»

«Aber das ist ja das Schlimme, Joy. Ich *will* ihn trotz allem wiedersehen.» Aus ihren großen blauen Augen sprach echtes Leid. Sie ließ Joys Hände los und strich sich die Haare zurück. «Er war einfach wundervoll. Ich habe mich mit ihm viel besser verstanden als mit Dick. Und das Furchtbarste ist ... Wie kann ich zu Dick zurückgehen und so tun, als wäre alles in Ordnung, wenn ich mit einem anderen so viel mehr empfunden habe?»

Es machte Joy krank, das zu hören. Am liebsten hätte sie sich die Ohren zugehalten und gesagt: «Hör auf, Stella! Ich will das nicht wissen!» Aber ihr war bewusst, dass sie die Einzige war, der sich Stella anvertrauen konnte. Ihre einzige Vertraute, die

den beängstigenden Blick gesehen hatte, den Stella über die hohen Wellen schweifen ließ. «Du musst ihn vergessen», sagte sie. «Du musst dich darauf konzentrieren, dass es mit Dick klappt.»

«Aber was ist, wenn es von Anfang an ein Fehler war, Dick zu heiraten? Ich war in ihn verliebt, das war ich wirklich, aber was habe ich schon von diesen Dingen verstanden? Ich habe nur zwei Männer geküsst, bevor ich ihm begegnet bin. Woher sollte ich wissen, dass ich irgendwann einen anderen lieber mag?»

«Aber Dick ist ein guter Mann», sagte Joy und dachte an den gutaussehenden, umgänglichen Piloten. «Ihr wart so glücklich zusammen. Und das kann wieder so werden.»

«Aber danach ist mir nicht mehr. Ich will ihn nicht anlächeln müssen oder küssen oder seinen grässlichen Körper an meinem spüren. Ich wollte Pieter ... und jetzt werde ich für den Rest meines Lebens an jemanden gefesselt sein, den ich nicht liebe.»

Joy legte die Arme wieder um ihre Freundin und blickte in den dunklen Himmel hinauf. Es war kaum ein Stern zu sehen in dieser bewölkten Nacht.

«Alles wird gut», murmelte sie Stella ins Ohr. «Ganz bestimmt. Morgen früh sieht alles wieder besser aus.»

«Woher willst du das wissen?»

«Weil es immer so ist. Ich finde, bei Tageslicht betrachtet wird alles leichter.»

«Aber das nicht. Woher weiß man, dass man die richtige Wahl getroffen hat?»

Joy dachte einen Moment nach, und flüchtig kam ihr Louis in den Sinn. «Ich schätze, man weiß es nie genau», sagte sie schließlich, «man muss es einfach hoffen.»

«Aber *du* weißt es. *Du weißt*, dass du die richtige Wahl getroffen hast.»

Joy schwieg ein paar Augenblicke lang. «Ja», sagte sie dann.

«Und woher?»

«Weil ich mich mit niemand anderem richtig wohlfühle. Wenn ich mit ihm zusammen bin, ist es ... wie mit dir ... nur dass dann eben noch die Sache mit der Liebe dazukommt.» Stella sah sie aufmerksam an. «Es ist, als wäre er die männliche Version von mir. Die bessere Hälfte. Ich möchte die Erwartungen erfüllen, die er an seine Version von mir stellt. Und ich will ihn nicht enttäuschen.» Joy hatte Edwards Bild vor sich, sein Lächeln, die Fältchen um seine Augen. «Es hat mich eigentlich nie gekümmert, was irgendwer von mir hält, bevor ich ihm begegnet bin», sagte sie, «und jetzt kann ich es kaum fassen, dass er sich für mich entschieden hat. Ich danke dem Schicksal jeden Morgen dafür. Und ich bete jeden Abend darum, dass die Zeit schneller vergeht, damit ich wieder mit ihm zusammen sein kann. Ich denke ständig darüber nach, was er wohl gerade macht oder mit wem er redet. Aber nicht aus Eifersucht, sondern nur, weil ich ihm nahe sein will, und das fällt mir leichter, wenn ich mir vorstelle, was er tut.»

Jetzt gerade würde er schlafen, dachte sie. Oder lesen. Wahrscheinlich in einem seiner Bücher zur Pferdezucht. «Er ist mehr, als ich mir je erwünscht habe. Mehr, als ich mir je

erhofft habe», sagte sie träumerisch. «Ich kann mir nicht vorstellen, jemals mit einem anderen Mann zusammen zu sein.»

Darauf herrschte Schweigen. Joy wurde bewusst, dass sie Stellas Anwesenheit beinahe vergessen hatte.

Stella stand von ihrem Platz in der Nähe der Rettungsboote auf. Sie weinte nicht mehr und zog ihr Umhängetuch gegen die Kälte eng um ihren Körper.

Joy richtete sich auf.

«Tja, du hast Glück», sagte Stella, ohne Joy anzusehen. «Du hattest es leicht.»

Bei dem Tonfall ihrer Freundin runzelte Joy leicht die Stirn.

Stella ging zur Tür. Dort angekommen, drehte sie sich um und feuerte eine letzte Bemerkung auf Joy ab. «Ja, du hattest es viel leichter. Mit dir wollte ja schließlich auch nie irgendein anderer zusammen sein.»

Kapitel 7

Sabine saß mitten auf dem abgenutzten Persianerteppich und schaute das Foto von Stella in ihrem mitternachtsblauen Kleid an. Die gedämpfte Atmosphäre des Arbeitszimmers war eine Weile hinter der Erzählung von schwankenden Decks, schimmerndem Satin und gischtdurchnässten Schleiern zurückgetreten. «Ist sie schließlich doch zu Dick zurückgegangen?» Sie betrachtete die blitzenden Augen, das wissende Lächeln, und versuchte vergeblich, sich diese junge Frau verzweifelt und im Stich gelassen auf einem nächtlichen Schiffsdeck vorzustellen. Dazu wirkte sie viel zu selbstbewusst.

Joy, die einen Karton mit alten Urkunden durchsortierte, warf einen Blick über Sabines Schulter. «Stella? Ja, aber nicht für lange.»

Sabine sah sie an und wartete auf eine Erklärung. Joy stellte den Karton auf ihre Knie und dachte einen Moment nach. «Er hat sie angebetet, aber ich glaube, ihre Gefühle für Pieter Brandt haben sie völlig aus der Bahn geworfen, und nach einer Weile, als keine Kinder kamen, hat sie wohl beschlossen, sich nach etwas Aufregenderem umzusehen.»

«Und wie ist es weitergegangen?»

Joy rieb sich den Staub von den Händen. Sie freute sich darüber, dass Sabine und sie wieder miteinander sprachen,

aber die ständigen Nachfragen ihrer Enkelin waren ziemlich anstrengend. Sie atmete tief durch, als müsse sie sich wappnen, so wie es Stella vor all den Jahren getan hatte, wenn sie mit schlechten Neuigkeiten gekommen war.

«Sie hat es mit einer ganzen Reihe von Männern versucht. Aber es war nie von Dauer.»

«Ganz schön verwegen», sagte Sabine hingerissen. Stella gefiel ihr.

«Das kann man wohl sagen. Sie hatte bestimmt gute Zeiten, solange sie jung war. Aber als sie älter wurde, ist sie ziemlich melancholisch geworden. Hat angefangen, zu viel zu trinken.» Joy wischte sich über die Augen. «Ihr letzter Mann ist an Lebersversagen gestorben, und ich glaube, danach ist ihr klargeworden, dass sie eigentlich niemanden hatte. Da war sie zweiundsechzig. Ein ziemlich schwieriges Alter, um ganz allein zu sein.»

Sabine versuchte, sich die strahlende, glamouröse Gestalt von dem Foto als einsame alte Trinkerin vorzustellen.

«Ist sie schon gestorben?»

«Ja. Vor einigen Jahren. Wir hatten vorher zwar noch Kontakt, aber irgendwann ist sie in ein kleines Appartement an der spanischen Küste gezogen, und wir haben uns nie mehr gesehen. Ich habe nur von ihrem Tod erfahren, weil mir ihre Nichte einen wirklich netten Brief geschrieben hat.» Joy versank kurz in ihre Gedanken. «Wie dem auch sei. Ich glaube, ich sollte all diese alten Turnierrosetten wegwerfen. Sie sind feucht geworden. Zu schade.»

Sabine legte die Fotos in die Schachtel zurück. Konnte man ihre Mutter mit Stella Hanniford vergleichen? Sie war weniger glamourös, aber zurzeit sah es so aus, als könnte sie ebenfalls reihenweise Männer hinter sich lassen und allein in einem spanischen Appartement landen. Plötzlich hatte Sabine vor Augen, wie sie ihre Mutter besuchte, die sich mit einer Flasche Rioja in der Hand auf einem schmuddeligen Sofa zurücklehnte und angetrunken in Erinnerungen an die Männer schwelgte, die sie verlassen hatte. «Ah, Geoff», würde sie sagen, das rote Haar strähnig um die Schultern hängend, der Lippenstift verschmiert, «das war eine gute Zeit. Geoff. Oder war das George? Ich bringe die beiden immer durcheinander.»

Sabine verdrängte die Vorstellung, wusste nicht, ob sie darüber lachen oder weinen sollte, und warf stattdessen verstohlene Blicke auf ihre Großmutter, die dabei war, die Rosetten aus der Schachtel in eine Plastiktüte zu schütten. Es fiel ihr schwer, die strenge Gestalt in grünem Cordsamt mit der Vorstellung einer rundum idealen jungen Liebe in Einklang zu bringen, die ihr neuerdings im Kopf herumging. Seit ein paar Tagen konnte Sabine nicht anders, als ihre Großeltern mit neuen Augen zu betrachten. Dieses schrullige alte Ehepaar hatte einmal eine Liebesgeschichte erlebt, die es mit jeder Filmromanze aufnehmen konnte. Ihr Großvater hatte gut ausgesehen. Ihre Großmutter ... ja, sie sah auch gut aus. Aber was Sabine am meisten beeindruckt hatte, war, dass ihre Großmutter trotz dieser langen Wartezeit, der ganzen Zeit der

Trennung, nie an der Beziehung gezweifelt hatte. Da waren all diese anderen Offiziere gewesen, doch sie war treu geblieben.

«Heutzutage würde sich niemand nach einem Tag verloben», sprach sie ihren Gedanken laut aus, «jedenfalls nicht, wenn sofort darauf eine einjährige Wartezeit folgt.»

Joy, die gerade die Mülltüte zuband, hielt mit einem Blick auf ihre Enkelin inne. «Nein ... das würden vermutlich nicht viele tun.»

«Würdest du es wieder machen? Ich meine, wenn du es jetzt entscheiden müsstest?»

Joy stellte den Müllsack ab. «Mit deinem Großvater?»

«Keine Ahnung. Also gut, ja. Mit Großvater.»

Joy sah durch das Fenster auf den strömenden Regen. Oberhalb des Fensterrahmens zeigte ein halbrunder dunkler Fleck, wo sich die Regenrinne gelöst und so dem Wasser einen neuen Weg eröffnet hatte, um in die Mauern einzudringen. «Ja», sagte sie. «Natürlich.» Aber sie klang nicht ganz überzeugt.

«Bist du nie unsicher geworden? Ich meine, noch bevor du ihn wiedergesehen hast? Nach all der Zeit auf dem Schiff?»

«Ich habe es dir doch schon gesagt, Liebes. Ich habe mich einfach nur darauf gefreut, ihn wiederzusehen.»

Sabine war noch nicht zufrieden. «Aber du musst doch noch mehr empfunden haben. Als du darauf gewartet hast, dass das Schiff anlegt. Da hast du doch bestimmt schon versucht, ihn am Pier zu entdecken. War dir da nicht schlecht vor Aufregung? Mir wäre es bestimmt so gegangen.»

«Das ist sehr lange her, Sabine. Wir haben uns unzählige Male irgendwo wiedergesehen. Ich kann mich wirklich nicht erinnern. So, und jetzt muss ich diesen Abfall runterbringen, bevor das Müllauto kommt.» Plötzlich sehr kurz angebunden, klopfte sich Joy den Staub vom Rock und ging zur Tür. «Komm, lass die Fotos, wir gehen besser zum Mittagessen hinunter. Dein Großvater hat sicher schon Hunger.»

Sabine stand auf. Ihre Großmutter hatte wieder einmal schroff geklungen, aber das machte ihr eigentlich nichts mehr aus. Während der letzten paar Wochen, in denen sie meistens einige Stunden täglich damit verbracht hatten, die alten Fotos und Erinnerungsstücke durchzusehen, war Joys steife Art milder geworden, ganz besonders, wenn sie anfing, lange Geschichten über ihre erste gemeinsame Zeit mit Edward zu erzählen. Die Erinnerungen ließen ihre Art zu reden lockerer werden, verdichteten sich zu längeren Anekdoten voller Atmosphäre, sodass Sabine fasziniert zugehört hatte, als ihr dieser Einblick in eine unbekannte Welt mit Privilegien, Anpasstheit und Fehlverhalten gewährt wurde.

Und mit Sex. Es war eigenartig, ihre Großmutter auf Sex anspielen zu hören. Natürlich nannte sie es nicht direkt «Sex», aber sie ließ keine Zweifel daran, was Stella Hanniford und Georgina Lipscombe in größte Schwierigkeiten gebracht hatte. Sabine konnte kaum glauben, wie verbreitet das in den 1950ern offenbar gewesen war. Sie fand es schon schwer vorstellbar, dass ihre Mutter sich jetzt so verhielt. Warum hatte sie nicht eine große, romantische Liebe erleben können, wie

ihre Großeltern? Eine wahre Liebe, die allen Versuchungen widerstand und sich über den belanglosen Alltag erhob. Die Art Liebe, von der man in Büchern las, über die Lieder geschrieben wurden, die einen schweben ließ und die zugleich so verlässlich war wie ein Fels, unermesslich groß, allumfassend, beständig.

An der Tür drehte sich Joy zu ihr um. «Komm jetzt, Sabine. Beweg dich. Mrs. H. macht Schellfisch, und wenn wir ihn zu spät raufbringen, kann ich deinen Großvater nicht mehr überzeugen, ihn zu essen.»

Das Tauwetter, das bei ihrer Großmutter eingesetzt hatte, die Gewöhnung an das kalte, klamme Haus und der Spaß, den das Reiten inzwischen machte (auch wenn Sabine das immer noch nicht zugeben wollte), führten dazu, dass ihr Heimweh merklich nachließ. Das Fernsehen fehlte ihr eigentlich auch nicht. An Dean Baxter dachte sie beinahe überhaupt nicht mehr. Und am Sonntag war der zweiunddreißigste Hochzeitstag von Mrs. H. und ihrem Mann. Auch wenn es kein «runder» war, wollte Mrs. H. ihn feiern und hatte Sabine zusammen mit einer ganzen Schar Verwandter dazu eingeladen.

Sabine freute sich sehr über die Einladung, nicht nur, weil sie einen Abend woanders verbringen konnte – obwohl sie sich inzwischen gut mit ihrer Großmutter verstand, war das Abendessen an der riesigen Tafel weiterhin eine Geduldsprobe –, sondern weil es zeigte, dass sie in die Familie

von Thom und Annie aufgenommen wurde. Als Einzelkind einer zeitweise alleinerziehenden Mutter war das die erste richtige Familie, die sie erlebte. Eine Familie, die unendlich weit verzweigt zu sein schien und sich doch so nahestand, dass alle wussten, wie es allen anderen ging. Eine Familie, deren Mitglieder ganz selbstverständlich beieinander ein und aus gingen, sich ihrer Zugehörigkeit sicher waren. Doch was Sabine am meisten mochte, war das Gelärme. Die lauten Gespräche, bei denen sie sich ins Wort fielen, die Lachsalven, die Witze, mit denen sie sich gegenseitig hochnahmen. Bei Sabine zu Hause war es immer ruhig gewesen. Solange sie sich zurückerinnern konnte, hatte ihre Mutter diese Stille zum Arbeiten gebraucht, sodass ständig eine gedämpfte Atmosphäre herrschte, als würde eine dicke Decke über allem liegen. Und beim Essen mit ihrer Mutter und Geoff hatte es niemals so ein lautes Gelächter gegeben, sondern die höflichen Erkundigungen Geoffs nach ihrem Tag, während ihre Mutter abwesend in die Ferne gestarrt und von wer weiß was geträumt hatte. Wahrscheinlich von Justin, dachte Sabine gereizt. Aus irgendeinem Grund ärgerte sie sich neuerdings wieder unheimlich über Justin.

Sie war zum ersten Mal in Mrs. H.s Haus, einem Bungalow am Ortsrand. Er stand mitten auf einem quadratischen Grundstück, davor erstreckten sich eine gepflasterte Terrasse und sorgfältig gepflegte Blumenbeete. An der Seite ragte eine Satellitenschüssel hervor wie ein Hörrohr, an den Fenstern hingen weiße Vorhänge mit Blumenmuster, und auf jedem

Fensterbrett standen Blumenkästen mit leuchtend roten und rosafarbenen Alpenveilchen.

Das Haus war mit Kunststein verklankert, was Geoff geschmacklos gefunden hätte, und es war vollständig von Mrs. H.s Mann Michael erbaut worden, den alle Mack nannten. Das Haus trug sogar selbst einen Namen – Mackellen –, und das war, wenn Sabine darüber nachdachte, ihr erster Hinweis darauf, wie Mrs. H. mit Vornamen hieß.

«Es ist komplett anders als das Haus deiner alten Leutchen, das kann ich dir versichern», sagte Thom.

«Sieht auf jeden Fall schon mal nicht so muffig aus», bemerkte Sabine, und Thom lachte.

Als er die Tür öffnete, schlug ihr die warme Luft einer voll aufgedrehten Heizung über einer dicken, hellen Teppichlandschaft entgegen. An den Wänden hingen gerahmte Familienfotos und ein paar gestickte Sinnsprüche, aber vor allem standen überall kleine Zierfiguren herum. Gläserne Miniaturelefanten, lachende Gummiclowns, putzige Schäferinnen mit ihren Herden. All das glänzte ohne das kleinste Staubkörnchen bunt und fröhlich unter dem hellen Lampenlicht. Sabine starrte auf die Heerscharen von kleinen Figuren, war einen Moment geradezu überwältigt von ihrer schierem Anzahl.

«Komm rein, Sabine. Mach die Tür zu, Thom, du lässt die feuchte Luft rein. Meine Güte, ist das ein kalter Abend.» Strahlend kam ihnen Mrs. H. entgegen, um ihnen die Mäntel abzunehmen. Nur dass sie überhaupt nicht aussah wie die

gewohnte Mrs. H. Die gewohnte Mrs. H. trug einen Haushaltskittel aus pastellfarbenem Nylon, ihr Haar zurückgesteckt und auf ihren rosigen Wangen nicht die Spur von Make-up. Diese Mrs. H. aber trug einen violetten Pulli und zwei Goldketten, eine davon mit einem Kreuzanhänger. Ihr Haar, das in glänzenden Wellen um ihren Kopf lag, wirkte voller, und sie war geschminkt, was sie jünger und ziemlich mondän aussehen ließ statt ein wenig einschüchternd wie sonst. Sabine fühlte sich einen Moment lang verunsichert und erkannte beschämt, dass sie nie darüber nachgedacht hatte, dass Mrs. H. noch ein Leben jenseits von Kilcarrion und ihrer Rolle als Köchin und Reinigungskraft haben musste. Selbst bei Annie machte sie sich ständig in der Küche zu schaffen.

«Sie ... Sie sehen hübsch aus», sagte Sabine zögernd.

«Wirklich? Ach, was bist du goldig.» Mrs. H. führte sie durch den Flur. «Den Pullover hat mir Annie vor ein paar Jahren geschenkt.»

«Kommt Annie auch?»

«Sie ist schon da, Liebes. Komm, wir gehen rein. Thom, zieh ja deine Schuhe an der Tür aus. Ich habe für heute genug vom Staubsaugen.»

Während sie Mrs. H. folgte, dachte Sabine an den Tag zuvor. Sie war an Annies Garten entlanggeritten und hatte über die Mauer geschaut. Annie hatte ihr oft gesagt, sie solle einfach vorbeikommen, damit sie Sabine mal im Sattel sah. Sabine war inzwischen ziemlich stolz auf ihre Reitkünste und hatte sogar angefangen, über niedrige Hecken zu springen.

Doch als sie das Pferd anhalten ließ, hatte sie durch das Küchenfenster Annes Mann Patrick am Küchentisch sitzen sehen, den Kopf in die Hände gestützt und die Schultern gesenkt, wie unter einer schweren Last. Annie hatte mit leerem Blick vor ihm am Tisch gestanden.

Sabine hatte eine Weile gewartet, doch als sich die beiden nicht rührten, war sie weitergeritten und hatte dabei gefürchtet, dass sie denken könnten, Sabine hätte sie heimlich beobachtet. Sie überlegte, ob sie Mrs. H. darauf ansprechen sollte, aber sie wusste nicht recht, wie.

Die Familie saß plaudernd im Wohnzimmer auf makellosen Sofas. Seitlich war ein großer, blumengeschmückter Klapptisch eingedeckt, um den dicht an dicht Stühle aufgestellt worden waren. Mitten auf dem Boden spielten zwei kleine Jungen mit einer Autorennbahn und jagten die Gefährte abwärts flitzend von der Bahn herunter in den weichen Teppich. Im Wohnzimmer war es noch wärmer als im Flur, sodass Sabine in ihrem dicken Pullover anfang zu schwitzen. Sie hatte sich so daran gewöhnt, in einem kalten Haus zu wohnen, dass sie ständig vier Kleiderschichten trug, und nun wusste sie nicht so richtig, ob die drei unteren Schichten präsentabel genug waren.

Sabine kannte kaum jemanden außer Patrick und Annie, die sie, wie ihr plötzlich auffiel, noch nie anderswo als in ihrem eigenen Haus gesehen hatte. Patrick hob sein Glas zu Sabines Begrüßung. Dann schubste er Annie an, die durch den Raum schaute, und sie zuckte zusammen, bevor sie Sabine anlächelte

und zu sich winkte. Sabine versuchte, die Erinnerung an die beiden in ihrer Küche abzuschütteln, und ging, halb geschoben von Mrs. H., zu ihnen hinüber.

«Leute, das ist Sabine. Ich fange gar nicht erst an, dir alle einzeln vorzustellen, du könntest dir die Namen sowieso nicht merken. Also, in fünf Minuten trage ich das Essen auf, setzt euch langsam an den Tisch, ja? Thom, du besorgst Sabine etwas zu trinken.»

«Wie geht's, Sabine?», fragte Patrick. «Wie ich höre, machst du eine sehr gute Figur auf diesem kleinen Schimmel.»

Sabine nickte, während sie registrierte, wie schlecht er aussah. Unter seinen Augen lagen dunkle Schatten, und er hatte sich seit mindestens zwei Tagen nicht rasiert. Auch wenn er mit seiner großen, kräftigen Gestalt eher nach einem Bauern als nach einem Schriftsteller aussah, war Patrick sonst immer glattrasiert und tadellos gekleidet.

«Bist du nächste Woche dabei, wenn es mit den Jagdhunden rausgeht?»

«Natürlich ist sie dabei», sagte Thom, der sich zu den Jungs auf den Boden gesetzt hatte. «Ich nehme sie unter meine Fittiche. Vorher lasse ich sie aber noch ein paar ordentliche Sprünge machen, damit ich weiß, ob sie die Strecke schafft.»

Sabine wusste nicht, ob sie bei der Vorstellung, an einer Fuchsjagd teilzunehmen, protestieren oder lieber stolz darauf sein sollte, dass Thom sie mitnehmen würde. Füchse wollte sie aber garantiert nicht töten, ganz bestimmt nicht. Ihr kamen ja schon die Tränen, wenn sie ein überfahrenes Tier auf der

Straße sah. Aber der Gedanke, einen ganzen Tag mit Thom zu verbringen ...

«Ist deine Mum mit dir hier, Sabine?» Das war von einer Frau mittleren Alters gekommen. Sie hatte kurzes, in einem dunklen Lilaton gefärbtes Haar und trug eine Bluse mit enormen Schulterpolstern, die sich mit ihrem umfangreichen Busen die optische Vorherrschaft streitig machten.

«Sabine, das ist Tante May», sagte Thom. «Und das ist ihr Mann Steven. Sie kennen deine Mum noch von früher.»

«Setzt ihr euch jetzt bitte alle an den Tisch? Mack, könntest du ein paar Vorlegelöffel herausholen?»

«Deine Mutter war ein hinreißendes Mädchen», sagte die Frau und legte ihre mollige Hand auf Sabines Arm. «Ist immer mit meiner Sarah zum Tanzen gegangen. Die beiden waren unzertrennlich. Ist sie mit dir hergekommen?»

«Nein. Sie musste zu Hause bleiben, um zu arbeiten.»

«Oh, schade. Wirklich schade. Ich hätte sie so gern wiedergesehen. Ich hätte sie natürlich selbst besuchen können, als ich vor ... wie lange ist das her, Steven? Zwei Jahre? ... aber mit meiner Hüfte und allem kann ich nicht viel verreisen.»

Sabine nickte, während sie zu ihrem Platz gesteuert wurde, wusste aber nicht so recht, was sie dazu sagen sollte.

«Arthritis. Das ist wirklich teuflisch. Und die Ärzte können nicht viel tun. Also werde ich demnächst im Rollstuhl sitzen. Dann ist es vorbei mit dem Laufen. Aber du richtest deiner Mutter einen Gruß von mir aus, ja?»

«Sabine, du musst dir selbst nehmen. Dieser Haufen Wilde hier wird sich nicht zurückhalten, also bedien dich.»

«Und sag ihr, wenn sie je vorbeikommt, soll sie mich besuchen. Wie gesagt, ich kann dann vielleicht nicht mehr viel aus dem Haus, aber sie ist bei mir immer willkommen.»

«Ist es mit deiner Hüfte schlimmer geworden, May? Davon hast du nie was gesagt.» Diese Bemerkung wurde von einem unterdrückten Lachen begleitet.

«Tante Ellen? Kann ich Saft haben?»

«Nimm von den Kartoffeln, Sabine. Mit höflicher Zurückhaltung kommst du hier nicht weiter», sagte Thom.

Annie hatte ihren Blick starr auf die Vorhänge am Fenster geheftet, offensichtlich mit ihren Gedanken weit weg. Patrick, der normalerweise häufig Körperkontakt zu ihr hielt, ihr über den Rücken strich oder ihre Hand nahm, hatte seinen Blick von ihr abgewandt und trank mit einer Art grimmiger Entschlossenheit sein Bier.

Oje, dachte Sabine, ihre Beziehung geht auseinander. Sie war immerhin Expertin, wenn es darum ging, die Anzeichen zu erkennen.

«Nimm noch von dem Gemüse, Sabine. Von dem, was du auf dem Teller hast, würde nicht mal eine Fliege satt werden.»

«Lass sie, Mack. Sie nimmt sich, was sie will, oder, Sabine?»

Während des Essens wurde Sabines Aufmerksamkeit immer wieder von der ungunstigen Atmosphäre zwischen Annie und Patrick angezogen. Sie bekam mit, wie Patrick mehrmals versuchte, seine Frau anzusprechen, doch Annie schien ihn,

selbst wenn sie sich zu einer Antwort herbeiließ, kaum wahrzunehmen. Annie trank auch mehr als gewöhnlich, sodass ihre Mutter ihr schließlich unauffällig ein Glas Wasser hinstellte. Thom, der offenbar auch mitbekam, was los war, versuchte, Annie zum Lachen zu bringen, bemühte sich ebenso wie Patrick, sie in ein Gespräch zu ziehen.

Wenn es mich nicht so unruhig machen würde, das mit anzusehen, dachte Sabine, könnte ich den Abend richtig genießen. Das Essen war sehr gut, und alle redeten so viel, dass es keine Rolle spielte, ob sie sich am Gespräch beteiligte oder einfach nur zuhörte. Thom wurde wegen seines Einzelgängertums geneckt und bekam ausgemalt, wie er als Eremit in einer Hütte im tiefsten Wald enden würde. «Letztes Mal, als ich dort unterwegs war, hab ich so ein Häuschen mit Blechdach gesehen», sagte Steven. «Das würde doch passen, um deinen ersten Immobilienkredit aufzunehmen, was, Thommo?»

«Nee. Da wohnt seine Freundin», sagte einer der Jungs, die anscheinend beide James hießen. «Sie fängt dort draußen Fledermäuse fürs Abendessen.»

Mr. und Mrs. H. berührten sich unterdessen immer wieder flüchtig und himmelten sich auf eine Art an, die Sabine bei ihren eigenen Eltern total peinlich gefunden hätte. Mr. H. flüsterte Mrs. H. alle paar Minuten etwas ins Ohr, worauf sie errötend «Oh, Mack!» rief, was die Runde am Tisch johlend mit «Haltet euch noch kurz zurück» oder «Könnt ihr nicht warten, bis wir die Kinder ins Bett gebracht haben?» quittierte.

Trotz der guten Stimmung brachte Annie nur ab und zu ein Lächeln zustande und war ansonsten so lebhaft wie eine von Mrs. H.s Zierfiguren. Nur nicht so fröhlich. Warum fiel es ihr so schwer, an etwas Freude zu haben?

Als sie beim Nachtisch angekommen waren, einer riesigen Kreation aus Schokolade und zerstoßenen Keksen, zu der es Eiscreme gab, spürte Sabine ein leichtes Ziehen im Unterleib, einen dumpfen, schwachen Schmerz, der sie von ihren Beobachtungen am Tisch ablenkte und sie ängstlich die Beine zusammenpressen ließ.

Oh Gott, nicht hier. Nicht jetzt. Der Rhythmus ihres Lebens in Irland war so anders als der zu Hause, dass sie überhaupt nicht mehr daran gedacht hatte. Aber jetzt, als sie die Wochen abzählte, während sie in ihrem Schokoladenpudding herumstocherte, wurde ihr bewusst, dass sie es zwar vergessen hatte, ihr Körper aber nicht.

Sie wartete bis zum nächsten lauten Gesprächshöhepunkt, um aufzustehen. «Könnten Sie mir sagen, wo die Toilette ist?», flüsterte sie Mrs. H. zu, die nach einer Bemerkung einer älteren Verwandten kaum noch Luft bekam vor Lachen.

«Um die Ecke und dann die erste Tür rechts», sagte Mrs. H. und legte ihr die Hand auf den Arm. «Falls dort besetzt ist, gibt es noch eine neben der Küche.»

Sabine schloss sich im Badezimmer ein und stellte mit einem betroffenen Seufzer fest, dass sie die richtige Ahnung gehabt hatte. Sie hatte für diesen Fall nichts dabei. Und so konnte sie

unmöglich den restlichen Abend auf Mrs. H.s hellen Polstermöbeln sitzen.

Sie faltete ein paar Lagen Toilettenpapier als kurzfristigen Schutz. Und dann, so leise wie möglich und sich bewusst, dass es sich vermutlich nicht gehörte, begann sie, die Badezimmerchränke ihrer Gastgeberin zu durchsuchen.

Schaumbad, Blondierung, Badesalz, Seife, Toilettenpapier. Eine rostige Pinzette, Wattepad, ein Haarnetz, alte Medikamente und Shampoo. Keine Tampons. Keine Monatsbinden.

Nachdem sie auch im letzten Schrank nur pastellfarbene Handtücher entdeckt hatte, musste Sabine einsehen, dass Mrs. H. ein bisschen zu alt war, um das zur Verfügung zu haben, was sie suchte. Die einzige andere Person, die in Frage kam, war Annie, aber wie um alles in der Welt sollte sie Annie vom Tisch weglotsen, damit sie ihre Frage stellen konnte, ohne dass es auffiel? Alle hier waren sehr schnell dabei, wenn es darum ging, jemanden hochzunehmen, und wenn sie wussten, was sie brauchte, und Witze darüber rissen, würde sie *sterben*. Garantiert.

Vielleicht warte ich am besten noch ein paar Minuten hier ab, dachte Sabine und setzte sich auf die geschlossene Toilette, dann sind sie mit dem Nachtschrank fertig und ziehen wieder auf die Sofas um, und ich habe es leichter damit, Annie diskret anzusprechen.

Eine Weile saß sie so da, atmete den Geruch von Kiefernadel-Luftfrischer ein und zuckte zusammen, als leise

an die Tür geklopft wurde. Sie hielt den Atem an, überlegte, ob einer der Männer zur Toilette wollte, doch dann hörte sie die Stimme von Mrs. H. «Sabine? Alles in Ordnung, Liebes?»

«Alles gut», sagte Sabine und versuchte, so entspannt wie möglich zu klingen.

«Wirklich? Du bist schon unheimlich lange dadrin.»

Sabine zögerte, dann stand sie auf und öffnete die Tür.

Mrs. H. stand leicht vorgebeugt da, als hätte sie am Schlüsselloch gelauscht.

«Alles in Ordnung?», fragte sie, während sie sich aufrichtete.

Sabine biss sich auf die Unterlippe. «Mehr oder weniger.»

«Wo liegt das Problem? Du kannst es mir ruhig sagen.»

«Ich muss Annie ... um eine Sache bitten.»

«Eine Sache?»

Sabine wich ihrem Blick aus, so peinlich war es ihr auszusprechen, was sie gerade unbedingt brauchte.

«Komm schon, Liebes, sei nicht schüchtern.»

«Könnten Sie Annie für mich herholen?»

Mrs. H. runzelte leicht die Stirn, behielt aber ihr Lächeln bei.

«Warum möchtest du sie sprechen?»

«Ich muss sie um etwas bitten.»

«Und um was?»

War das wirklich so schwer zu erraten? Plötzlich ärgerte sich Sabine über Mrs. H., weil sie nicht verstand, in welcher Klemme sie steckte. «Ich muss nach einer Binde fragen. Oder nach einem Tampon.» Schon die Worte klangen peinlich.

Mrs. H.s Lächeln erlosch, und sie drehte sich nach dem Gesprächslärm aus dem Wohnzimmer um.

«Können Sie Annie herholen?»

Nun war Mrs. H. vollkommen ernst geworden, und ihre von den letzten Stunden geröteten Wangen wurden blass. «Pass auf. Du bleibst hier, und ich gehe schnell zu meiner Nachbarin rüber. Carrie hat bestimmt etwas für dich.»

Und damit war sie verschwunden.

Bis zu ihrer Rückkehr saß Sabine unruhig im Badezimmer und dachte darüber nach, warum sie Annie nicht nach einem Tampon hatte fragen sollen. Waren sie und Patrick aus irgendwelchen seltsamen religiösen Gründen gegen Tampons? Ein Mädchen aus Sabines Schule hatte einmal erzählt, dass katholische Mädchen keine Tampons benutzten, weil sie dann angeblich nicht mehr jungfräulich waren. Aber Patrick und Annie waren verheiratet und schiefen demzufolge seit Jahren miteinander, also konnte sie das doch nicht stören.

Als Mrs. H. mit einer unauffälligen Papiertüte zurückkam, sagte sie Sabine nur, dass sie wieder zurückkommen solle, wenn sie fertig sei, und ließ sie allein.

Als Sabine wieder ins Wohnzimmer kam, saßen immer noch alle um den Tisch, nur zwei der Frauen halfen Mrs. H., die Teller abzuräumen. Es lag eine Art erschöpfter Heiterkeit in der Luft, als hätten sie gerade über einen Riesenwitz gelacht. Aber vielleicht hatte Sabine diesen Eindruck auch nur, weil sie gerade noch in diesem Dilemma gesteckt hatte.

«Möchtest du noch ein bisschen Nachtisch, Sabine? Ich habe deinen Teller stehen lassen.»

Sabine schüttelte den Kopf und warf einen Blick zu Annie hinüber, die gedankenverloren mit ihrer Papierserviette spielte.

«Also, wer kommt auf ein Bier mit?» Mack stand am Ende des Tisches und sah Patrick an.

«Ich gehe auf einen Sprung mit», sagte Thom.

«Das bringt nicht viel, wo du doch nur deinen ewigen Orangensaft trinkst. Wer leistet mir bei einem Bier Gesellschaft? Steven, du kommst mit. Sehr gut. Patrick?»

«Ich bleibe mit Annie hier», sagte er wenig begeistert.

«Annie kommt auch mit, oder? Wird Zeit, dass du mal wieder ins Black Hen gehst. Du warst seit Ewigkeiten nicht mehr dort.»

Annie streifte ihre Mutter mit einem Blick. «Danke, Dad, aber ich bin eigentlich nicht in Stimmung dafür.»

«Komm schon, Mädchen. Dein Mann möchte was trinken, und ohne dich geht er nicht mit, also komm und gönne ihm ein Bier.»

«Nein, aber lasst euch nicht aufhalten. Ich bleibe hier und helfe Mum aufräumen.»

«Auf keinen Fall. Außerdem haben wir eine Spülmaschine. Los, Annie. Geh dich ausnahmsweise mal ein bisschen amüsieren.»

Auch die anderen am Tisch rieten ihr freundlich zu. «Los, Annie», sagten sie. «Geh mal aus. Geh mal was trinken.»

Thom stand auf und bot ihr seinen Arm an. «Jetzt komm schon. Du schuldest mir sowieso ein paar Biere für all die Filme, die ich dir vorbeigebracht habe.»

«Danke, aber ich habe wirklich keine Lust.»

«Ach, nun hab dich nicht so. Mach nicht den Spielverderber, wenn dich dein Vater auf ein Glas einladen will.»

Annies Miene verfinsterte sich. «Könnt ihr mich nicht einfach alle in Ruhe lassen? Ich will nicht in diesen blöden Pub. Ich will einfach nur nach Hause.» Darauf herrschte Stille, Annie rannte hinaus, und Mrs. H. folgte ihr eilig.

Sabine starrte die anderen an, geschockt von Annies heftiger Reaktion. Thom fing ihren Blick auf und grinste sie beruhigend an, als wollte er sagen: «Frauen! Total unberechenbar!» Es wirkte nicht besonders überzeugend.

«Ellen kümmert sich um sie», murmelte Mack. «Kommt, Männer. Wir gehen los.»

«Ja, macht das», sagte Tante May, stemmte sich auf die Füße und griff nach einem Stapel Teller. «Los, Patrick, ein bisschen feiern tut dir gut.»

«Ist es okay für dich hierzubleiben, Sabine?» Thom hob fragend die Augenbrauen.

Nein, lag es ihr auf der Zunge, aber offensichtlich wollte sie niemand in den Pub mitnehmen, also nickte sie. «Alles bestens, danke.»

Schweigend brachen die Männer auf, während Mrs. H. wieder zurückkam. Sie wechselten ein paar Worte an der Tür, dann betrat Mrs. H. mit einem breiten Lächeln das

Wohnzimmer. «Annie ist nach Hause gegangen, um sich ein bisschen hinzulegen. Kopfschmerzen. Sie meint, dass sie später wiederkommt.»

Sabine las den anderen am Gesicht ab, dass niemand glaubte, was Mrs. H. gesagt hatte. Aber es kamen keine Rückfragen, stattdessen machten sie sich ans Abräumen und redeten leichthin über Leute, von denen Sabine nie gehört hatte.

«Du setzt dich hin, Ellen», sagte Tante May. «Du kannst Sabine Gesellschaft leisten und auf die Jungs aufpassen. Wir kümmern uns um die Küche. Keine Widerrede, heute ist schließlich dein Hochzeitstag, und du hast noch keine fünf Minuten ruhig irgendwo gegessen, seit wir hier sind.»

Widerstrebend setzte sich Mrs. H. zu Sabine aufs Sofa. Die Jungs schauten gebannt auf den Fernsehbildschirm. Sabine sah Mrs. H. an, überlegte, ob sie nach dem Unaussprechlichen fragen konnte. Das Gefühl, von einem wichtigen Geheimnis ausgeschlossen zu sein, wurde ihr langsam zu viel.

«Ist Annie Alkoholikerin?», fragte sie Mrs. H.

Mrs. H. fuhr zu ihr herum. Sie wirkte richtig entsetzt. «Annie? Alkoholikerin? Natürlich nicht. Wie kommst du denn darauf?»

Sabine wurde rot. «Ich meine nicht, dass sie danach aussieht oder so ... Es ist nur, dass alle angespannt sind, wenn sie da ist, und niemand etwas sagt, wenn sie sich merkwürdig verhält. Ich ... ich habe mich einfach gefragt, ob es vielleicht daran liegt, dass sie zu viel trinkt.»

Mrs. H. strich sich nervös übers Haar, eine Geste, die Sabine bei ihr noch nie gesehen hatte. «Nein, Sabine. Sie ist keine Alkoholikerin.» Danach schwieg Mrs. H.

Aus der Küche klang Geschirrkloppern herüber, und Sabine war gleichzeitig verlegen, weil sie überhaupt etwas gesagt hatte, und verärgert, weil ihr niemand eine Erklärung für Annies seltsames Benehmen geben wollte. Das in letzter Zeit noch seltsamer geworden war. Sie schien vergessen zu haben, wie man aufräumte. Jedes Mal, wenn Sabine bei ihr vorbeikam, sah es im Wohnzimmer, das schon immer eher unordentlich gewesen war, chaotischer aus. Sie schlief auch öfter einfach ein, und wenn sie aufwachte, schien sie häufig nicht zu hören, was andere sagten. Vielleicht nimmt sie Drogen, dachte Sabine plötzlich.

Mrs. H. hatte auf ihre Hände hinabgesehen. Nun stand sie auf, warf einen Blick in Richtung Küche und sagte zu Sabine: «Komm mit. Wir beide unterhalten uns jetzt ein bisschen.»

In Mrs. H.s Schlafzimmer herrschte die gleiche mustergültige Ordnung wie im übrigen Haus und womöglich noch größere Wärme. Das Kopfbrett des Bettes war mit einem himbeerfarbenen Polster überzogen, vor dem sich ein großer, bestickter Quilt ausbreitete. Das Rosa des Quilts wiederholte sich in den Samtvorhängen, den Litzen der Kissen und dem Bezug des Sessels in der Ecke. Es war ein Raum, bei dessen Anblick Sabine und ihre Mutter üblicherweise ein geringschätziges Grinsen ausgetauscht hätten – sie fanden, dass es von schlechtem Geschmack zeugte, wenn alles

zusammenpasste -, doch Sabine war sich ihrer Überzeugungen inzwischen nicht mehr so sicher. Und im Moment fand sie die gemütliche, gut geheizte Einheitlichkeit von Mrs. H.s Haus wesentlich einladender als alles, was ihre eigene Familie zu bieten hatte.

Eine Wand wurde von verspiegelten Einbauschränken eingenommen. In einem der Spiegel sah Sabine, dass Mrs. H. eine Schranktür öffnete und eine Schublade aufzog.

Dann winkte sie Sabine zur Bettkante, setzte sich neben sie und gab ihr, was sie aus der Schublade genommen hatte. Es war das silbergerahmte Foto eines kleinen Mädchens, das strahlend neben einem hellblauen Dreirad auf dem Boden saß.

«Das ist Niamh», sagte Mrs. H. Während Sabine das Lächeln und das blonde Haar betrachtete, fuhr sie fort: «Das ist Annies Tochter. War Annies Tochter. Sie ist vor zweieinhalb Jahren umgekommen. Ist von einem Auto angefahren worden, als sie aus dem Tor rannte. Davon hat sich Annie nie erholt.»

Sabine starrte das kleine Mädchen an. Sie war so erschüttert, dass ihr Tränen in die Augen stiegen.

«Drei Jahre war sie. Hatte gerade Geburtstag gehabt. Es war sehr schwer für Patrick und Annie, noch dazu, wo sie kein anderes Kind mehr bekommen haben. Sie haben es versucht, aber es hat nicht geklappt. Das ist für Annie eine zusätzliche Belastung. Deshalb wollte ich nicht, dass du sie bittest, dir ... du verstehst schon. Das ist für Annie jeden Monat eine weitere Erinnerung an alles.» Mrs. H. klang sehr gefasst, beinahe gelassen. Vermutlich war das ihre Art, mit dem Schmerz und

den überbordenden Gefühlen umzugehen, die hinter ihren Worten standen.

«Wir hoffen, dass sie irgendwann darüber hinwegkommt», fuhr Mrs. H. leise fort. «Es waren schreckliche Jahre seitdem. Aber manche Menschen brauchen mehr Zeit als andere.»

«Das tut mir wirklich leid», flüsterte Sabine. Eine Alkoholikerin. Für wie plump musste Mrs. H. sie halten?

«Du konntest es nicht wissen», sagte Mrs. H. und tätschelte ihr die Hand. «Wir sprechen nicht über Niamh, weil es das anscheinend nur schlimmer macht. Annie will auch keine Fotos von ihr sehen, also bewahre ich dieses hier in meiner Schublade auf. Aber ich finde das schade.» Sie fuhr mit dem Finger über die Gestalt des kleinen Mädchens. «Ich hätte gern ein paar Bilder von ihr um mich. Einfach, um mich an sie zu erinnern, verstehst du?»

Sabine nickte, immer noch wie gebannt von dem Foto. Von unten drang das Gelächter von Tante May und den anderen herauf.

«Dieses Zimmer bei Annie. War das ihres?»

«Neben dem Schlafzimmer? Ja, das war ihres. Annie hat es nicht gern, wenn jemand hineingeht.» Sie seufzte. «Ich sage ihr immer, dass es an der Zeit ist, es auszuräumen, aber davon will sie nichts wissen. Und ich kann sie nicht zwingen.»

Sabine dachte einen Moment nach. «War sie ... war sie bei einem Arzt?»

«Oh, das haben wir ihr auch geraten. Und der Pfarrer hat auch versucht, sie zu unterstützen. Aber ich glaube, sie und

Patrick dachten, sie kommen alleine damit zurecht. Inzwischen bedauert Patrick diese Entscheidung vermutlich, aber das kommt ein bisschen zu spät. Sie will mit niemandem darüber reden. Nicht einmal mit einem Arzt. Du hast ja wahrscheinlich mitbekommen, dass sie eigentlich überhaupt nicht mehr aus dem Haus gehen will.»

Sabine betrachtete das Foto des kleinen Mädchens. Es trug rote Gummistiefel und ein T-Shirt mit einem Pinguin. Sabine hatte noch nie bewusst ein Bild von einem Kind gesehen, das tot war. Beinahe glaubte sie, so etwas wie eine Vorahnung des Todes in diesem Lächeln zu sehen.

«Fehlt sie Ihnen?»

Mrs. H. legte das Bild sorgsam in die Schublade zurück und blieb einen Moment lang vor dem Schrank stehen, sodass Sabine ihr Gesicht nicht sehen konnte. «Sie fehlen mir beide, Sabine», sagte Mrs. H. dann. «Sie fehlen mir alle beide.»

Auch wenn sie Mrs. H. und ihre Familie sehr mochte, war Sabine froh gewesen, ein paar Tage allein mit ihren Großeltern zu verbringen. Sie hatte Zeit gebraucht, um zu verarbeiten, was ihr Mrs. H. erzählt hatte, und um Annie in ihrer Vorstellung von «exzentrisch und schwierig» zu einer jungen Mutter werden zu lassen, die eine Tragödie erlebt hatte. Was das für ihre Freundschaft bedeuten würde, wusste Sabine nicht so recht. Bisher hatte sie sich mit ihr gleichauf gefühlt, wobei Annies Status als verheiratete Frau von ihrem hoffnungslosen Mangel an praktischer Veranlagung aufgewogen wurde und

Sabines Jugend dadurch, dass sie besser darüber Bescheid wusste, was angesagt war und was nicht (jedenfalls sah Sabine das so). Jetzt aber hatte sich alles verschoben, und Sabine war nicht sicher, wie sie sich verhalten sollte. Mrs. H., die Sabines Verschlossenheit spürte, hatte sich vollkommen zurückgehalten, Sabine aber zugleich wissen lassen, wie sehr sie sich darüber gefreut hatte, Sabine zu Gast zu haben. Sie war einfach nett. Genauso wie ihre ganze Familie.

Und sogar ihre Großmutter war zurzeit nett. Am Abend zuvor hatte sie einen Gemüseauflauf gemacht, und nun gab es ein sonderbares Reisgericht mit Rosinen. «Eigentlich ist das ein Jagdfrühstück», hatte ihre Großmutter gesagt, als Sabine ihren Teller anstierte, «aber es ist auch ein gutes, leichtes Abendessen.»

Sabine bewahrte ihre gute Laune, denn ihr Großvater war wieder «munter» geworden, wie es der Arzt genannt hatte. Auch wenn sie sich mit den anderen freute, hätte Sabine es nicht «munter» genannt. Was es eigentlich bedeutete, war, dass er es geschafft hatte, die Treppe herunterzukommen, die Hunde mit seinem Stock zu verscheuchen und ein paar Bissen zu essen. Nun saß er auf einem der hochlehnigen Stühle im Wohnzimmer neben dem Kamin.

Nachdem Sabine geholfen hatte, den Tisch abzuräumen, wollte sie sich gerade in ihr Zimmer zurückziehen, als ihre Großmutter sie zurückrief. «Ich muss nach den Pferden sehen», sagte sie, zog ihre Steppjacke an und wickelte sich einen alten Wollschal um den Hals. «Außerdem will ich Duke

einen neuen Beinwickel machen, also könnte es eine Weile dauern, bis ich zurück bin. Würde es dir etwas ausmachen, deinem Großvater solange Gesellschaft zu leisten?»

Sabines Stimmung schlug um, aber sie wollte sich nicht anmerken lassen, dass es ihr sehr wohl etwas ausmachte. Ihrem Großvater Gesellschaft zu leisten, klang wie ein Widerspruch in sich. Beim Abendessen hatte er kaum etwas gesagt, nur eine Bemerkung über «arme Schafe» gemacht, was sich anscheinend auf einen Kommentar zum schlechten Zustand der Weiden eines Nachbarn bezog, den er Stunden zuvor abgegeben hatte. Sabines Anwesenheit hatte er offenbar kaum mitbekommen. Und dass Bertie da war, hatte er eindeutig nicht mitbekommen, denn er hatte es sowohl beim Hinsetzen als auch beim Aufstehen geschafft, auf ihn zu treten, sodass der Hund laut aufjaulte. Bei der Vorstellung, die ganze Stunde vor den Zehn-Uhr-Nachrichten höfliche Konversation mit ihrem Großvater betreiben zu müssen, wäre Sabine am liebsten geflüchtet. «Klar, mach ich», sagte sie und trottete ins Wohnzimmer.

Seine Augen waren geschlossen, also nahm sich Sabine eine *Country Life* von dem Zeitschriftenstapel auf dem Couchtisch und ging zu dem dick gepolsterten Sessel ihm gegenüber. Es hätte ihr besser gefallen, sich aufs Sofa zu legen, aber der Raum war so kalt und klamm, dass ein Platz am Kaminfeuer notwendig war, wenn man untätig herumsaß.

Ein paar Minuten lang blätterte sie in der Zeitschrift, überlegte, welche von den exotisch eingerichteten Häusern

irgendeinem Popstar gehörten, und schnaubte verächtlich über die Fotos von nichtssagenden Blondinen beim Debütantinnenball. Es gab überhaupt keine interessanten Artikel, es sei denn, man begeisterte sich für alte Kirchen in East Anglia oder Bio-Metzger, und deshalb ertappte sich Sabine bald dabei, wie sie ihren Großvater musterte.

Er hatte mehr Falten im Gesicht als irgendjemand, den sie je gesehen hatte. Sie zogen sich nicht in langen, tief eingegrabenen Linien durch die Haut wie bei Geoff, wenn er sich um seine Patienten Sorgen machte, oder als zarte Vorboten der Zukunft, wie sie es von ihrer Mutter kannte. Die Falten ihres Großvaters überkreuzten sich, erinnerten beinahe an die Wegelinien auf alten Landkarten, nur dass seine Wangen noch pergamentartiger wirkten. An manchen Stellen war die Haut so dünn, dass Sabine blaue Venen darunter erkennen konnte, wie Nebenstraßen, die zum Teil von großen Leberflecken verdeckt wurden, und auf seinem Kopf standen einzelne graue Haare ab.

Es war schwer vorstellbar, dass man so alt werden konnte. Sabine betrachtete ihre Hände, ihre junge, straffe Haut, unter der sich nur ganz schwach bläuliche Linien abzeichneten. Seine Hände waren so knochig, dass man an Klauen denken musste, und seine verhornten Fingernägel waren dick und gelblich.

Sie zuckte zusammen, als er die Augen aufschlug. Sie wusste, dass es sich nicht gehörte, jemanden anzustarren, und darauf würde er sie zweifellos hinweisen. Er sah sie unter seinen

Reptilienlidern heraus an, dann ließ er seinen Blick nach rechts und links wandern und stellte fest, dass sie allein waren. Im Kaminfeuer knackte ein zerberstendes Holzsplit und spie eine Funkengarbe aus wie Lemminge, die sich in den Abgrund stürzen.

Er öffnete den Mund und hielt einen Moment inne, bevor er zu reden begann. «Leider ist mit mir nicht mehr viel los», sagte er, jedes Wort langsam und deutlich aussprechend.

Sabine sah ihn wie gebannt an. Seine Miene wirkte plötzlich belebt, konzentriert auf die Botschaft, die er ihr übermitteln wollte.

«Ich neige inzwischen dazu ... einfach nur *da zu sein*.»

Langsam schloss er den Mund, als hätte ihn das Sprechen erschöpft, sah Sabine aber weiter in die Augen.

Sie erwiderte seinen Blick, spürte einen Anflug von Verständnis. Und von Sympathie, denn ihr war bewusst, dass sie gerade so etwas wie eine Entschuldigung erhalten hatte. Sie nickte beinahe unmerklich, um sie anzunehmen, dann schaute sie ins Kaminfeuer.

«Gut», sagte er nach einem Moment. Und schloss die Augen.

Kapitel 8

Am Morgen der Jagd fand Kilcarrion zu seiner eigentlichen Bestimmung zurück. Es war, als sei das Haus aus einem tiefen Schlaf erwacht, um die Zahnräder einer selten benutzten Maschinerie wieder in Gang zu setzen. Als Sabine aufwachte, lag ihre Kleidung am Fußende des Bettes bereit, Mrs. H. drückte ihr eine Tasse Tee in die Hand, und die Geschäftigkeit, die von unten und von draußen hereinklang, ließ die Kilcarrion-Gangart wirken wie einen gemächlichen Bummel. Angesteckt von all der Betriebsamkeit, bellten die Hunde in der Eingangshalle, und immer wieder klingelte das Telefon Sturm, kündigte eine neue Änderung in letzter Minute an.

Mrs. H. eilte hin und her, zündete das Kaminfeuer in Sabines Zimmer an, rückte Sachen zurecht und erzählte, wer heute «draußen» sein würde, während ihre Großmutter immer wieder hereinschaute und Sabine antrieb, «sich endlich zu beeilen», was allerdings eher aufgeregt als ärgerlich klang. Während sich Sabine mit zitterigen Fingern anzog, hörte sie, wie die Großmutter den Männern im Hof Anweisungen gab.

Obwohl die Fuchsjagd eindeutig widerwärtig, unmoralisch und der Gipfel der Grausamkeit war, musste Sabine einräumen, dass es sich um einen sehr glamourösen Sport handelte. Das sah man schon an der Kleidung, die ihr Joy

geliehen hatte: In der marineblauen, mit Seide gefütterten, auf Maß gearbeiteten Jacke und den cremefarbenen Reithosen sah Sabine aus wie eine Gestalt aus einem Kostümfilm. (Ihre Großmutter hatte bei ihrem Anblick so spontan und herzlich gelächelt wie noch nie.) Man sah es an den geflochtenen Mähnen und den Satteldecken der Pferde, deren Fell eine Stunde lang gestriegelt worden war, bis es beinahe spiegelte; man sah es an dem untypischen Wirbel, den ihre Großmutter darum machte, wie Sabines Halsbinde zu Knoten oder die goldene Anstecknadel sicher zu befestigen war und ob ihre Stiefel auch genügend glänzten. Nach all diesem Aufwand war Sabine, als sie etwa zwei Stunden später mit den Pferdetransportern am Sammelpunkt ankamen, eindeutig klar, dass sie am falschen Ort gelandet sein mussten.

Sie befanden sich nämlich nicht auf dem Gelände eines herrschaftlichen Anwesens, auf dem sich Reiter in roten Jacken vor dem Aufbruch zur Jagd mit Champagner zuprosteten. Stattdessen wurden sie in strömendem Regen an einer Kreuzung mitten im Nirgendwo abgesetzt, und während die Pferde mit polternden Hufschritten die Holzrampe des Transporters herunterkamen, sah Sabine nur schlammbespritzte Ponys, auf denen Kinder mit Regenmänteln saßen, größere Pferde mit Bauern in Tweedjacken, weitere nicht besonders gepflegte Pferde und eine bunte Mischung von Leuten zu Fuß mit Regenkleidung, Schirmen, windzerzaustem Haar oder tief in die Stirn gezogenen Mützen. Ein paar junge Männer saßen sogar auf Quadbikes. Und überall war von den

Hufen ungeduldiger Pferde zu einer braunen Suppe zertretener Schlamm: am Straßenrand, auf den Stiefeln der Reiter und auf den Läufen der Jagdhunde, die mit einem gelegentlichen Bellen in all dem Gewimmel umherliefen. Es waren überhaupt nur drei Reiter mit roten Jacken zu sehen, und derjenige von ihnen, von dem Thom gesagt hatte, er sei der Master, hatte ein rot geädertes Gesicht und eine pockennarbige Nase.

Es war überhaupt nicht wie auf den Bildern oder den Tischsets ihrer Großeltern, die einen Trupp spindeldürrer Vollblüter mit Reitern aus der besseren Gesellschaft in roten Röcken zeigten. Und auch nicht wie auf den Gemälden an den Wänden im Haus. Es war nicht einmal wie in den Fernsehberichten, in denen Jagdgegner mit Dreadlocks unter Protestrufen und Pfiffen einen Klassenkampf gegen ein paar unbedeutendere Angehörige des Königshauses zu Pferd führten. Es war wie eine Art berittene Streikpostenkette, die durch Quads und Hunde verstärkt wurde. Nur schmutziger.

Irgendwie war Sabine enttäuscht. Auch wenn es sie immer noch mit zwiespältigen Gefühlen erfüllte, bei einer Jagd mitzureiten, hatte sie sich eingeredet, dass man etwas selbst erlebt haben sollte, bevor man es verurteilte. Außerdem hatte sie sich insgeheim darauf gefreut, dass Thom sie einmal nicht als das Nesthäkchen der Familie sehen würde, das mit mehreren Pulloverschichten und Gummistiefeln herumliefe, sondern als verwegene Reiterin in Marineblau und glänzendem Leder mitten in einer großartigen Umgebung. Auch wenn diese

verwegene Reiterin inzwischen so nervös war, dass sie ständig zur Toilette wollte.

«Hier, nimm», sagte Thom und drückte ihr ein paar Marsriegel in die Hand, «die brauchst du später.» Er trug eine Reitkappe und versuchte, den tänzelnden Birdie unter Kontrolle zu halten, ein junges Vollblut, das bei seiner zweiten Jagd vor Aufgeregtheit überschäumte.

«Der verflixte Liam hat die Pferde kribbelig gemacht», sagte er, als Joy Bedenken äußerte. «Fand es lustig, ein Jagdhorn zu blasen, noch bevor wir sie in den Transporter gebracht haben. Dieser Kerl ist wirklich dumm wie Bohnenstroh.»

Die Wirkung eines Jagdhorns auf die Pferde von Kilcarrion hatte Sabine verblüfft. Thom hatte einmal eines geblasen, um Sabine davon zu überzeugen, dass den Pferden die Jagd gefiel. Duke hatte sofort seinen Kopf aus seiner Box gesteckt, nach rechts und links geschaut und sich prompt erleichtert.

«Woher weißt du, dass er das nicht aus Angst tut?», hatte Sabine herausfordernd gefragt. «Ich würde mir wahrscheinlich auch in die Hose machen, wenn ich ein beängstigendes Geräusch höre.»

«Man weiß, wann sie sich fürchten», sagte Thom. «Dann legen sie die Ohren an und schlagen aus. Man sieht das Weiße in ihren Augen. Glaubst du mir immer noch nicht? Okay. Wenn ich jetzt die Box aufmachen würde, dann würde Duke zum Transporter rübertrotten und darauf warten, dass es losgeht.»

Und anschließend bewies er ihr, dass er recht hatte.

Sabine hatte sich das Lachen verkneifen müssen, als das alte Pferd entschlossen zum Transporter ging und sich geduldig neben die Rampe stellte. Und während Thom es wieder in seine Box zurückführte, musste sie sich eingestehen, dass sie, auch wenn sie die Jagd nicht mochte, in diesem Hof mit Vierbeinern in der Minderheit war.

Jetzt, als ihr Thom in den Sattel half, war es Sabine beinahe schlecht vor Anspannung. Der Schimmel, angesteckt von der Aufregung, stampfte mit den Hufen, kaute ungeduldig auf seiner Kandare, und seine Ohren zuckten vor und zurück.

«Ganz gleich was kommt, du darfst den Master nicht überholen.» Joy, die sich ein Kopftuch umgebunden hatte, spannte Sabines Steigbügelgurt nach, während sie die Regeln wiederholte, die sie unterwegs schon zweimal erklärt hatte. «Reite nicht den Jagdhunden in den Weg und dräng dich nicht bei den Sprüngen vor. Wenn sich jemand vor dir eingereiht hat, wartest du, bis er drüber ist. Und galoppiere nicht mitten durch Felder. Aber vor allem darfst du den kleinen Kerl nicht überanstrengen», sagte sie und streichelte dem Pferd über die Nüstern. «Lass ihn laufen, bis er müde ist, dann kommen wir und holen dich mit dem Transporter ab. Ich möchte nicht, dass du ihn bis zum Dunkelwerden antreibst, nur weil du dich von deiner Begeisterung davontragen lässt.»

Sabine, der mittlerweile richtig übel war vor Angst, dachte, dass es, so weit das Auge reichte, niemanden gab, bei dem es unwahrscheinlicher war, dass er sich von all dem davontragen lassen würde. Es sei denn, in einem Sarg. Alle anderen

schiene sich bestens zu amüsieren, plauderten miteinander und bewunderten die Pferde. War sie wirklich die Einzige, die davon überzeugt war, sich den Hals zu brechen?

«Machen Sie sich keine Sorgen, Mrs. Ballantyne», Thom schwang sein Bein über den Sattel, «ich passe auf sie auf.»

«Lassen Sie Sabine nicht zu weit nach vorn, Thom», sagte Joy. «Das Gelände ist sehr feucht, und hinter dem Master wird eine ziemlich ungesittete Truppe aufschließen.»

Sabine folgte ihrem Blick zu einer Gruppe junger Männer, die lachend ihre Pferde gegenseitig mit den Reitgerten kitzelten, sodass die Tiere scheuten und buckelten.

«Schwachköpfe», sagte Thom, allerdings mit einem Grinsen. «Keine Sorge, Mrs. Ballantyne. Ich halte mich mit Sabine hinten.»

Und dann setzten sich nach ein paar Hornklängen plötzlich alle in Bewegung, sodass die ungefähr hundert beschlagenen Hufe laut über den feuchten Asphalt klapperten.

«Lächeln!», sagte Thom gut gelaunt. «Es wird dir gefallen!»

Sabine wagte nicht, ihm zu sagen, was sie dachte: dass sie wahrscheinlich unter den Hufen dieser aufgeregten Pferde zertrampelt werden würde, dass sie sich nicht einmal imstande fühlte, über einen Randstein zu springen, ganz zu schweigen von einem Weidengatter mit fünf Latten, und dass ihr speiübel war.

«Ich will nicht zusehen, wenn irgendein Tier getötet wird», sagte sie, den Kopf gegen den Wind gesenkt. «Ich will nicht

mal in der Nähe sein. Und wenn ich es doch sehe, bringe ich sie alle um, Master oder nicht.»

«Was? Hab dich nicht hören können», rief Thom und deutete mit seiner Gerte nach vorn. «Also, du bleibst bei mir. Wir reiten auf das nächste Feld.»

Von da an ging alles ganz schnell. Sobald die Pferde die federnde Erde unter ihren Hufen fühlten, galoppierten sie los, jagten über den Hang eines morastigen Hügels aufwärts, und Sabine, mitten in der Reitergruppe, spürte, wie ihre anfängliche Furcht von aufsteigender Begeisterung abgelöst wurde, während die Reiter grinsend und schlammbespritzt an ihr vorbeizogen. Als sie die Hügelkuppe erreicht hatten, stellte Sabine fest, dass sie inzwischen selbst grinste.

«Alles okay?», fragte Thom, als er neben sie ritt.

«Bestens», keuchte sie außer Atem.

«Heute werden diese Wangen ein bisschen Farbe kriegen», sagte er, und schon ging es weiter.

Während der ersten Phase der Jagd herrschte ein beinahe halsbrecherisches Tempo. Eingeengt in der zusammengewürfelten Gruppe aus Pferden und Reitern, setzte Sabine ihr Vertrauen in den kleinen Schimmel und krallte sich mit zusammengekniffenen Augen in seine Mähne, wenn sie auf Zäune und Hecken zuritten, um wie eine Welle aus bewegten Leibern darüber hinwegzusetzen. Ihr blieb keine Zeit, um weiter Angst zu haben, und beim Anblick der vielen kleinen Kinder auf Ponys und der waghalsigen Gören von den Gutshöfen auf struppigen Schecken wurde ihr bald klar, dass

sie auf ihrem guten, trainierten Pferd vermutlich bei jeder Herausforderung mit ihnen mithalten konnte.

Sabine hatte keine Ahnung, wohin sie ritten oder was von ihr erwartet wurde. Ihre Augen brannten, im Mund hatte sie den Geschmack von Schlamm, den die Pferde vor ihr aufspritzen ließen, aber ihre Begeisterung riss sie mit. Sie trieb ihr Pferd an, wollte weiter nach vorn ins Feld kommen. Thom versuchte, an ihrer Seite zu bleiben, doch oft wurden sie getrennt. Entweder musste einer von ihnen warten, bevor er aufs nächste Feld springen konnte, oder die Gruppe zerstreute sich, sodass sie anhalten mussten, bis durch Hornsignale alle wieder zusammengerufen worden waren.

Wie Sabine feststellte, musste man bei einer Jagd schrecklich oft anhalten, und zwar meistens, wenn man sich gerade im schönsten Galopp befand. Anscheinend einfach nur, damit die Leute über ihre Reitkünste oder die Qualitäten ihrer Pferde plaudern konnten, wobei es ihnen vollkommen gleichgültig war, dass sie mitten im Regen standen. Obwohl Sabine außer Thom niemanden kannte, war sie von diesem Geplauder nicht ausgeschlossen. Eine mollige Frau erklärte ihr, sie stelle sich großartig an, und erzählte, dass sie ihre Mutter kenne. Ein dünner Mann mit einem Nasenhöcker meinte, er kenne ihr Pferd, und eines der Kinder fragte sie, ob es von ihrem Marsriegel abbeißen dürfe. Sie schenkte ihm den ganzen Riegel. Allerdings war sie in diesem Moment gerade abgelenkt, denn eine junge Frau, die ihr blondes Haar in einem Haarnetz zurückgenommen hatte, sprach zum wiederholten Mal mit

Thom, plauderte heiter mit ihm, wischte sich mit einer eleganten Bewegung eine Schlammspur von der Nase oder bat ihn lächelnd, es für sie zu tun. Sie war in ihn verknallt, das war so was von *eindeutig*. Aber als Sabine Thom darauf ansprach, erntete sie einen so verständnislosen Blick, als hätte er überhaupt nichts davon mitbekommen.

Noch dazu behandelte er sie auch an diesem Tag wie ein Kleinkind. Zweimal stieg er vom Pferd, um ihren Sattelgurt zu überprüfen, schob ihr Bein und die Sattelklappe weg, um den Gurt nachzuspannen. Und zwar ohne den geringsten Versuch, mit ihr zu flirten oder ihr Bein unnötig zu berühren. Und als Sabine versuchte, ihm einen Schmutzfleck von seiner weißen Halsbinde zu wischen, lachte er nur und lenkte sein Pferd weg.

«Pass lieber auf dich selbst auf», sagte er und tippte sich an den Kopf. «Hier draußen kann viel Schlimmeres passieren, als dass du ein bisschen Schlamm an der Kleidung hast.»

Erst nach beinahe drei Stunden fiel Sabine auf, dass sie noch keinen Fuchs gesehen hatte. Sie schämte sich, weil sie vollkommen vergessen hatte, dass dieser Tag dem Jagen und Töten geweiht war, andererseits war sie nicht mehr in der Nähe der Hunde, sondern irgendwie zusammen mit ein paar anderen Reitern vom Hauptfeld abgekommen. Sie ließen die Tiere im gemächlichen Schritt gehen, gönnten ihnen eine «Atempause», wie es der Bauer ausgedrückt hatte, der an der Spitze ritt.

Thom war kurz zuvor in einem Waldstück abgestiegen, um zusammen mit ein paar anderen Männern einem Pferd zu

helfen, dessen Lauf in einem Stacheldraht hängen geblieben war. Er hatte Sabine zugerufen, sie solle weiterreiten und dass er sie später einholen würde. Offenbar machte er sich keine Sorgen mehr um sie. Doch zehn Minuten später rutschte ihr Schimmel auf einem Holzstück aus, und sie flog in hohem Bogen über seinen Kopf hinweg aus dem Sattel.

«Alles in Ordnung mit dir?», fragte einer der jüngeren Männer, der sofort abgestiegen war, um ihr zu helfen, während ein anderer das Pferd einfing.

«Ich bin okay», sagte sie und erhob sich aus dem Morast. «Bin nur ein bisschen dreckig geworden.»

Das war eine ziemliche Untertreibung. Das eine Bein ihrer cremeweißen Jodhpurs war braun wie bei einem Clownskostüm und Joys schöne marineblaue Reitjacke über und über mit Schlamm verschmiert.

Der Mann zog ein schmutziges Taschentuch heraus und reichte es ihr. «Für dein Gesicht», sagte er. «Wisch dir mal ums Auge.»

Als sie das Taschentuch zum falschen Auge hob, nahm er das Tuch selbst in die Hand und wischte ihr das Gesicht ab. Dabei sah sie ihn zum ersten Mal richtig an. Braune Augen, heller Teint, breites Lächeln. Jung.

«Du bist nicht von hier», sagte er und begleitete sie zu dem Schimmel zurück. «Das ist ein Akzent aus London, stimmt's?»

«Jup.» Das klang zu kurz angebunden. «Ich bin hier bei meinen Großeltern.»

«Wo?»

«Kilcarrion. Das ist bei einem Dorf namens Ballymalnaugh.»

«Das kenne ich. Wie heißen deine Großeltern?»

«Ballantyne.»

Er bückte sich, um ihr mit einem Griff unter den Stiefel in den Sattel zu helfen. «Ich weiß, wer sie sind. Das alte Ehepaar. Engländer. Aber ich wusste nicht, dass sie Verwandte haben.»

Sie grinste auf ihn herunter. «Oh. Und normalerweise weißt du über alle Bescheid, was?»

Er erwiderte ihr Grinsen. Er sah wirklich ziemlich gut aus. «Zu deiner Information: Hier in der Gegend wissen alle über alle Bescheid.»

Während sie in ihrer kleinen Gruppe die regennassen Wege entlangritten, blieb er an ihrer Seite und redete von allem Möglichen. Er wohnte in einem Dorf etwa vier Meilen von Kilcarrion entfernt, wollte wie sein Bruder in England studieren und «vertrödelte» die Wartezeit auf den Studienplatz auf dem Bauernhof seiner Eltern. Er hieß Robert McAndrew, wurde aber Bobby genannt, und Sabine glaubte, noch nie jemandem begegnet zu sein, der so redselig war.

«Und gehst du viel aus, Sabine?»

«Meinst du in London?»

«Nein, hier. In London hat so eine Schönheit wie du bestimmt massenhaft Angebote.»

Sabine sah ihn mit verengten Augen an. Bobby hatte eine Art, nette Dinge zu sagen, bei der etwas mitschwang, als würde er sich lustig machen. Machte er sich gerade über sie lustig?

«Ab und zu gehe ich schon aus», sagte sie.

«In den Pub und so was?» Er zügelte sein Pferd, um neben ihr zu bleiben.

«Ja, so was», gab sie etwas unaufrichtig zurück. Seit ihrer Ankunft in Irland war Sabine in keinem Pub mehr gewesen. Ihre Großeltern waren keine Pubgänger, und Thom hatte sich auch noch nie gewillt gezeigt, sie mitzunehmen.

«Hättest du denn Lust, mal auszugehen?»

Sabine wurde rot. Er wollte sich mit ihr verabreden! Sie starrte auf ihre Hände, fluchte in Gedanken auf ihre roten Wangen. Wie konnte sie nur so uncool sein? «Wenn du willst», murmelte sie.

«Na ja, du musst nicht», sagte er. «Ich würde dir deswegen auch nicht den Arm verdrehen oder so was.» Wieder grinste er.

Sabine lächelte ihn an. Sie konnte sich zu Hause noch überlegen, wie sie ihn fand. Und wie sie ihren Großeltern erklären sollte, dass sie womöglich ein Date hatte.

«Also okay.»

«Gut. Und jetzt die Zügel festhalten, ich glaube, wir nehmen die Abkürzung zu den anderen.»

Bevor sie weiter nachdenken konnte, galoppierte Sabine dicht hinter Bobby McAndrew über ein Feld. Es wurde langsam dunkel, und während sie auf das gegenüberliegende Ende des Feldes zuhielten, wurde Sabine bewusst, dass ihr ganzer Körper schmerzte und sie kaum noch ihre Zehen spürte. Sie hatte keine Ahnung, wo sie Thom wiedertreffen sollte, und wo der Treffpunkt mit ihrer Großmutter war, wusste sie auch nicht. Sie hatte am Morgen nicht richtig zugehört.

Sie war so in Gedanken, dass es ein paar Sekunden dauerte, bevor sie Bobbys Rufe hörte. «Da vorne ist eine Wexford Bank», rief er. «Ganz schöner Brocken. Also drück die Fersen richtig runter und halt dich an der Mähne fest.»

Sabine riss die Augen auf, als sie sah, worauf er zeigte. Weiter vorn konnte sie zwei Pferde ausmachen, die beinahe senkrecht auf die Kuppe der Wexford Bank hinaufzuspringen schienen und sich dann in einem Wirbel aus Schlamm und Hufen wieder abstießen. Ihr blieb beinahe das Herz stehen. «Das schaffe ich nicht!», rief sie.

«Musst du aber», gab Bobby zurück. «Der einzige andere Weg von diesem Feld runter ist der, auf dem wir gekommen sind.» Sprungbereit nahm er die Zügel zusammen.

Sabine entschied, dass allein zurückzureiten besser war, als sich den Hals zu brechen, und begann, ihr Pferd zu zügeln. Doch davon wollte der Schimmel nichts wissen. Er wollte bei seinen Artgenossen bleiben, streckte seinen Hals wie einen Rammbock vor und galoppierte auf den Wall zu, ohne auf Sabines Rufe oder ihr Gezerre am Zügel zu achten. Zum Nachdenken blieb Sabine keine Zeit; entweder sprang sie sofort aus dem Sattel, oder sie vertraute diesem Tier und versuchte, sich auf seinem Rücken zu halten. Die Erhebung vor ihr wirkte unfassbar hoch und der Graben davor so dunkel wie ein Grab. Sie sah, wie Bobbys Pferd zum Sprung ansetzte, mit einem riesigen Satz und leicht rutschend auf der Kuppe landete, und dann verschwand es unter Bobbys anfeuerndem Ruf aus ihrem Blickfeld.

Sabine ließ die Zügel los, drückte ihre Füße fest in die Steigbügel und schloss die Augen. Jetzt ist es aus, dachte sie. Ich liebe dich, Mum. Und plötzlich hob ihr Pferd mit einem Ruck vom Boden ab, sodass Sabine im Sattel zurückgeschleudert wurde, und als sie die Augen öffnete, waren sie auf der Kuppe, einen winzigen Moment lang suchte ihr Pferd mit gebeugtem Hals festen Stand, und während Sabine losschrie, hob der Schimmel zu einem unmöglich weiten Abwärtssprung ab, sodass Sabine beim Aufkommen vorwärtsgeworfen wurde, mit den Füßen aus den Steigbügeln rutschte und nur gerade so den Hals ihres Pferds umschlingen konnte.

«Hier! Nimm!» Grinsend drückte ihr Bobby einen der losen Zügel in die Hand. «Du hast es geschafft. Gut gemacht!»

Sabine richtete sich im Sattel auf, tätschelte ihrem Pferd den Hals und konnte kaum fassen, was ihr eben gelungen war. «Guter Junge, guter Junge», lobte sie den Schimmel immer wieder. «Was bist du für ein guter Junge.» Sie hatte einen derartigen Adrenalinschub, dass sie am liebsten losgeschrien hätte und noch einmal über das verdammte Ding gesprungen wäre.

«Ich hab nicht geglaubt, dass ich es selber schaffe. Es war toll, dass du dich im Sattel gehalten hast.»

Sie drehte sich zu Bobby um, strahlend übers ganze Gesicht. Dann wiederholte sie ein paar Worte, die einem Bauernsohn aus einem vier Meilen entfernten Dorf nicht das Geringste sagten. «Ich habe nicht den einfachen Weg genommen!»

Irgendwie war es ungerecht, dass jemand, der gerade das größte Hindernis auf der ganzen Welt übersprungen hatte, Ewigkeiten damit zubringen musste, den Schlamm von den Beinen des Pferds zu waschen, Sattelzeug zu putzen und Stiefel zu wischen, obwohl dieser Jemand völlig erledigt war, ihm der Hintern weh tat und er so fror, dass er kaum die Finger bewegen konnte. Aber Joy hatte sich unmissverständlich ausgedrückt. «Dein Pferd ist zuerst an der Reihe. Es hat dir heute sehr gute Dienste geleistet, also kannst du es zumindest ordentlich striegeln.»

Bis Sabine den letzten Schlamm wegbekommen hatte, war ihre Post-Jagdeuphorie beinahe verflogen. Stattdessen fühlte sie sich so durchgefroren und steif, als wäre sie diejenige, die eine Massage, warmen Kleiebrei und Rübensirup nötig hatte. Bedauerlicherweise war kurz darauf Joy in die Stiefelkammer gekommen, um Sabine in beinahe entschuldigendem Ton zu sagen, dass es Probleme mit der Warmwasserleitung gab und sie deshalb nicht baden konnte.

«Das soll ein Witz sein, oder?» Bei der Vorstellung, sich in ihrem kalten Zimmer aus diesen feuchten Klamotten zu schälen, nur um irgendwelche anderen klammen Sachen anzuziehen, hätte Sabine am liebsten angefangen zu weinen.

«Nein, leider nicht.» Joy unterbrach sich kurz. «Aber ich habe mit Annie gesprochen, und sie sagte, dass sie heute keine Gäste haben und du bei ihnen baden kannst.» Sie lächelte Sabine verhalten an, als sie zur Tür ging. «Du hast doch nicht

wirklich geglaubt, dass ich dich einen ganzen Tag bei der Jagd mitreiten lasse, ohne hinterher für ein heißes Bad zu sorgen, oder? Das ist ja praktisch das Beste von allem.»

Sabine hatte ihr Lächeln erwidert und sich insgeheim über den seltsamen Sinn für Humor ihrer Großmutter gewundert. Und dann war sie in ihr Zimmer gerannt, um Handtuch und Shampoo zu holen. Ein Bad bei Annie! Warmes Wasser, so viel man wollte! Keine alte, rissige Seife. Kein Sprint in der Eiseskälte vom Bad ins Schlafzimmer!

Doch als sie bei Annie ankam, herrschte dort eine ziemlich unterkühlte Atmosphäre. Annie und Patrick schwiegen sich an, und Sabine blieben die Worte im Hals stecken, obwohl sie gern von ihrem Tag erzählt hätte.

«Ha... Hallo», sagte sie nur und blieb an der Wohnzimmertür stehen. Sogar der üblicherweise ständig laufende Fernseher war abgeschaltet. Es lag eine Stimmung im Raum, als hätten sich die beiden gerade gestritten.

«Sabine», begrüßte sie Patrick knapp.

Annie, das Kinn in ihren übergroßen Rollkragenpullover vergraben, schien sie gar nicht wahrzunehmen. Sabine trat unsicher von einem Fuß auf den anderen und überlegte, ob sie lieber wieder gehen sollte.

«Ist es ... ist es immer noch in Ordnung für euch, wenn ich hier bade?»

Patrick nickte, doch Annie hob verständnislos den Kopf.

«Baden?»

«Ich dachte, Großmutter ...»

«Du hast gerade am Telefon zu Mrs. Ballantyne gesagt, dass sie hier baden kann. Das habe ich selbst gehört.» Patrick klang erschöpft, als hätte er solche Situationen schon allzu oft erlebt.

Annie zuckte mit den Schultern. «Natürlich kannst du hier baden. Wann immer du willst.»

Sabine sah sie verunsichert an.

«Es ist vollkommen okay, Sabine», sagte Patrick. «Geh ruhig ins Bad, und wenn du was brauchst, rufst du einfach. Lass dir Zeit, so lange du willst.»

Sabine lag eine Zeitlang in der Wanne, aber es war kein Genuss. Stattdessen lauschte sie auf die streitenden Stimmen, während das Wasser immer mehr abkühlte. Offenbar hatten die beiden eine heftige Auseinandersetzung, doch sie schien recht einseitig zu verlaufen, denn Annies Stimme war viel seltener zu hören. Weil Annie ihre Freundin war, hätte sich Sabine im Geist normalerweise sofort auf ihre Seite geschlagen: Wie konnte er nur so gemein mit einer Frau umgehen, die ihr Kind verloren hatte? Wie konnte er mit jemandem streiten, der noch nicht mit seiner Trauer fertig geworden war? Und doch hatte Patrick etwas an sich, was Sabine glauben ließ, dass er es war, der stärker litt.

Sie wollte nicht nach unten gehen, die Kampfzone durchqueren und dabei lächeln und sich höflich unterhalten müssen. Wenn ich in einem Kriegsgebiet sein wollte, hätte ich auch zu Hause bleiben können, dachte sie und grinste schief. Aber es gab nichts zu grinsen. Sie wollte nicht, dass sich Patrick und Annie trennten. Patrick liebte Annie eindeutig, und

Annie liebte eindeutig ihre Tochter, und die beiden sollten sich gegenseitig bei der Bewältigung ihres Verlustes unterstützen. Manchmal sah alles so einfach aus, dass Sabine kaum glauben konnte, wie falsch sich Erwachsene verhielten.

Aber sie schienen einfach zum Vergnügen alles komplizierter zu machen. Sabines Mutter stellte andauernd Dinge in Frage, selbst wenn sie gut liefen. Sie konnte einfach nicht zufrieden sein. Und Sabine wusste genau, was passieren würde, wenn Justin eingezogen war, falls er es nicht schon getan hatte. Früher oder später würde Sabine sich mit ihm verkrachen, und Kate, die versucht hatte, glückliche Familie zu spielen, würde am Küchentisch schluchzen und Sabine fragen, ob sie zu zweit besser dran wären, weil sie doch immer nur alle unglücklich machte. Denn sie wollte Sabine wirklich mitbestimmen lassen ... und so weiter und so fort.

Sabine wusste genau, was sie dazu sagen würde. Sie probte in Gedanken sogar ganz gern die Auseinandersetzungen mit ihrer Mutter und war manchmal erstaunt, wenn sie dann genau so abliefen wie in ihrer Vorstellung. «Oh. Jetzt darf ich also mitbestimmen? Wieso durfte ich dann nicht mitreden, als Geoff gegangen ist? Und wie kommt es, dass ich nicht mitreden durfte, als Jim gegangen ist? Mmh?» Sabine badete in dem Gefühl der Ungerechtigkeit, sechzehn Jahre alt zu sein und nichts zu sagen zu haben - und in dem immer kälter werdenden Badewasser. Als sie schließlich feststellte, dass ihre Fingerkuppen zusammengeschrumpft waren wie Trockenpflaumen, stieg sie aus der Wanne.

Als sie nach unten kam, war niemand mehr im Wohnzimmer. Sabine wusste nicht, ob sie darüber erleichtert sein sollte, und machte sich auf den Rückweg nach Kilcarrion. Auf der Straße drehte sie sich noch einmal um. Annie stand an einem erleuchteten Fenster und sah in den Garten hinaus. Sie bemerkte Sabine nicht. Sie schien überhaupt nichts von ihrer Umgebung wahrzunehmen, wie sie so dastand, beide Hände über ihrem dicken Pullover auf den Bauch gelegt.

«Dieses Abendessen hat Mrs. H. extra für dich gekocht, Sabine.»

Ihre Großmutter stellte eine Terrine auf den Esstisch und hob schwungvoll den Deckel. «Gemüse Eintopf mit Kräutern und Käseknödeln. Genau das Richtige nach einem Tag auf der Jagd.»

Sabine sog den aromatischen Duft ein und spürte, wie sich ihr Magen vor Hunger zusammenzog. «Es sieht köstlich aus», sagte sie und überlegte, wie unhöflich es wäre, sich sofort zu bedienen.

«Ich denke ja immer, man braucht ein ordentliches Gulasch oder ein Lammragout, um nach einem Tag im Sattel richtig was in den Magen zu kriegen», sagte Joy, während sie in der Kommode nach den Servietten suchte. «Ich hatte jedes Mal unheimlichen Hunger.»

Bitte, mach schnell, flehte Sabine in Gedanken. Die Regeln besagten, dass sie nicht anfangen durfte zu essen, bevor sich

Joy gesetzt hatte. Ihr Magen knurrte so laut, dass Bertie den Kopf hob.

«Wo hab ich denn nur die Serviettenringe hingelegt? Ich bin sicher, dass sie in dieser Schublade waren. Vielleicht hat Mrs. H. sie mit in die Küche genommen.»

«Darf ich ...» Sabine wurde beinahe schwindlig vor Hunger.

«Ich gehe kurz nachsehen. Es stört dich doch nicht, noch ein Momentchen zu warten, oder?»

«Also, ich ...»

Sie wurden von einem Rumpeln im Flur unterbrochen. Beide Hunde sprangen auf, rannten zur Tür und begannen, daran zu kratzen, um hinausgelassen zu werden.

Joy ging mit langen Schritten zu ihnen und öffnete die Tür.
«Edward! Was machst du denn hier?»

Sie trat zurück, und Sabine sah ihren Großvater wackelig in den Raum kommen, tief auf zwei Stöcke gestützt wie ein urzeitlicher Vierfüßler. «Was glaubst du denn?», grummelte er, ohne aufzusehen. «Ich komme zu meinem Abendessen.»

Joy warf einen unruhigen Blick in Sabines Richtung, dem Sabine rücksichtsvoll auswich. Denn es war nicht Edwards unangekündigtes Erscheinen am Esstisch, das ihre Großmutter alarmiert hatte, sondern seine unkonventionelle Aufmachung. Er trug einen dicken roten Baumwollpyjama mit Paisleymuster zu seinen Pantoffeln, über denen Sabine seine schmerzhaft geschwollenen Fußknöchel sehen konnte. Über die Pyjamajacke hatte er ein weißes Jackett mit Stehkragen und Epauletten gezogen, das einen schwachen, aber

unverkennbaren Geruch nach Mottenkugeln verströmte. Das Jackett gehörte zu einer Marineuniform, schätzte Sabine. Um den Hals hatte sich ihr Großvater Joys violetten, blau geblühten Kaschmirschal gebunden, wie eine Art Dandy bei Minusgraden.

Während Sabine den Blick auf ihren Teller gesenkt hielt, kam er an den Tisch und setzte sich mit vorsichtigen Bewegungen auf seinen Stuhl. Mit einem Seufzen legte er seine Stöcke weg und spähte über den Tisch. «Ich habe keinen Teller», verkündete er.

Joy stand mit gerunzelter Stirn an der Tür. «Ich dachte, du kommst heute Abend nicht herunter. Du hast mir gesagt, du hättest keinen Appetit.»

«Nun ... jetzt habe ich aber Appetit.»

Darauf gab es eine kleine Verzögerung, als würden sie ein Transatlantik-Telefonat führen. Joy strich sich einen unsichtbaren Fussel von der Hose, während sie darauf wartete, ob er bei seiner Meinung blieb. Dann scheuchte sie die Hunde aus dem Weg und ging in die Küche. «Ich hole dir ein Gedeck.»

Zufrieden lehnte sich Sabines Großvater auf seinem Stuhl zurück und sah sich um, als suche er etwas. Als er Sabine sah, wurde sein Blick fest. «Ah. Da bist du ja.»

Sabine lächelte ihn unsicher an.

«Nun.» Er atmete keuchend ein. «Wie ich höre, warst du heute auf der Jagd.»

Bevor Sabine etwas sagen konnte, kam Joy zurück und legte das Gedeck mit knappen, präzisen Bewegungen vor ihrem

Mann aus. «Ja. Sie hatte einen famosen Tag.»

Edward ließ seinen Blick langsam zu seiner Frau hinaufwandern. Seine Miene war ausdruckslos, doch seine Stimme klang äußerst ärgerlich. «Ich möchte mit meiner Enkelin sprechen. Es wäre mir lieb, wenn du uns nicht unterbrechen würdest.»

Joy hob eine Augenbraue, ohne etwas zu sagen. Dann kehrte sie an ihren Platz zurück und begann, den Eintopf zu verteilen.

«Also ...», sagte er bedächtig und sah Sabine, jedenfalls hätte sie das schwören können, verschmitzt an. «Hattest du einen schönen Tag?»

Sabine, die sich endlich den ersten Bissen in den Mund geschoben hatte und sich nicht weiter vom Essen abhalten lassen wollte, nickte heftig. «Ja», sagte sie dann nachdrücklich, damit er nicht nachfragte.

«Gut, sehr gut.» Er lehnte sich lächelnd zurück. «Mit welchem Pferd bist du geritten? Mit Duke?»

«Nein, Edward. Duke lahmt. Das weißt du doch.»

«Wie bitte?»

«Duke. Er lahmt.» Joy schenkte Sabine ein bisschen Rotwein ein.

«Oohh! Er lahmt, wirklich?» Sabines Großvater hielt inne, um auf seinen Teller zu blicken. «Du meine Güte ... Was ist das?»

«Das ist ein Gemüseintopf», sagte Joy, jede Silbe deutlich aussprechend. «Sabines Lieblingsgericht.»

«Was für Fleisch ist das?» Er stocherte mit der Gabel in dem Essen herum. «Ich habe überhaupt kein Fleisch abbekommen.»

«Weil keins drin ist. Das ist alles Gemüse.»

Er sah sie misstrauisch an. «Aber wo ist das Fleisch?»

Einen kurzen Moment lang wirkte Joy leicht verzweifelt. «Ich habe dir keins gegeben», sagte sie schließlich, «weil keins mehr übrig war.» Mit einem Blick zu Sabine gab sie ihre Notlüge zu und bat zugleich um Unterstützung.

Edward starrte auf seinen Teller. «Oooh ... ist denn Mais drin?»

«Ja», Joy stocherte auf ihrem Teller herum, «da ist Mais drin. Schieb ihn einfach an den Rand.»

«Aber ich mag keinen Mais.»

«Sabine ist heute über eine Wexford Bank gesprungen», sagte Joy betont. «Das hat mir Thom erzählt.»

«Du hast eine Wexford Bank geschafft? Dann hast du es verflixst gut gemacht.» Ihr Großvater lächelte, und Sabine lächelte unwillkürlich zurück. Sie platzte immer noch beinahe vor Stolz, wenn sie daran dachte. «Sind verflixst knifflig, diese Dinger.»

«Eigentlich hat das Pferd alles gemacht», sagte Sabine bescheiden. «Ich hab mich nur an ihm festgeklammert.»

«Manchmal kann man nichts Besseres tun, als dem Pferd alles zu überlassen.» Joy tupfte sich den Mund mit ihrer Serviette ab. «Und deins ist ein sehr kluger Kerl.»

Sabine hatte plötzlich das Gefühl, doch zu einer größeren Familie zu gehören, und spürte, wie gut es tat, sich in der Anerkennung ihrer Großeltern zu sonnen. Sie war noch nie so stolz auf etwas gewesen. Sie hatte zwar im Sommer die

mittlere Reife gemacht, aber das war von der Sache mit Geoff und Justin überschattet worden, und der Freude ihrer Mutter über diesen schulischen Erfolg hatte sich Sabine nicht anschließen können, weil sie wegen der Männergeschichten sauer auf Kate war. Irgendwie war es mit ihren Großeltern nicht so kompliziert. Es macht mir eigentlich nichts aus, hier zu sein, dachte sie. Es könnte mir sogar gefallen.

«Und ... wie oft hast du abgespürt?»

Sabine sah ihren Großvater an und hinüber zu dem Platz ihrer Großmutter, die wieder hinausgegangen war. Sie hatte nicht die geringste Ahnung, was er meinte. «Wie bitte?», sagte sie und hoffte, dass Joy gleich aus der Küche zurückkommen würde.

Ihr Großvater wirkte leicht ungehalten. Anscheinend strapazierte es seine Geduld, etwas wiederholen zu müssen, was man problemlos hätte hören können. «Ich sagte, wie oft hast du *abgESPürt*?»

Sie wusste nicht genau, warum, aber Sabine wollte nicht zugeben, dass sie nicht wusste, wovon er sprach. Sie hatte die ungewohnte Anerkennung ihrer Großeltern so genossen, dass es ihr vorkam, als würde sie mit diesem Eingeständnis einen Zauber brechen. Ihr Großvater wäre enttäuscht von ihr, so als wäre sie eine Hochstaplerin. Und ihre Großmutter würde diese ausdruckslose und doch leicht entnervte Miene aufsetzen, die bis vor kurzem beinahe jedes ihrer Gespräche begleitet hatte. Sabine würde wieder die Außenseiterin aus der Stadt sein.

«Sechsmal.»

«Wie bitte?»

«Sechsmal.» Für Sabine klang das nach einer guten, nicht zu hohen Zahl.

«Sechsmal?» Ihr Großvater riss die Augen auf.

In diesem Moment kam ihre Großmutter mit einem Brotkorb herein.

«Hast du das gehört, Joy? Bei Sabines Jagd heute. Sie haben *sechsmal* abgespürt.»

Joy sah Sabine scharf an. Sabine, der schon klar geworden war, dass sie das Falsche gesagt hatte, versuchte, ihrer Großmutter mit einem erklärenden Blick klarzumachen, warum sie das behauptet hatte.

«Erstaunlich», sagte er kopfschüttelnd. «Von einer Jagd, bei der sechsmal abgespürt wurde, habe ich das letzte Mal ... War das 67, Joy? In dem Winter, in dem wir die Pettigrews hier hatten. Das waren fünf- oder sechsmal, damals, oder?»

«Das weiß ich nicht mehr», gab Joy knapp zurück.

«Vielleicht habe ich etwas falsch verstanden», sagte Sabine verzweifelt.

«Sechsmal!» Wieder schüttelte ihr Großvater den Kopf. «Na so was ... Trotzdem, war eine verflixt gute Saison 67. Gab auch gute Pferde in dem Jahr. Erinnerst du dich an das Hengstfohlen, das wir in Tipperary gekauft haben, Joy? Wie hieß es noch mal?»

«Master Ridley.»

«Master Ridley. Das war's. Bis ganz rüber nach Tipperary sind wir, und dann haben wir so viel für das Pferd bezahlt, dass

wir kein Geld mehr für das Hotel hatten. Mussten in einem Wohnwagen übernachten. War's nicht so, Darling?»

«Ja.»

«Genau. Haben in einem Wohnwagen geschlafen. War eiskalt. Hat überall reingezogen.»

«Allerdings.»

«War aber ein famoser Spaß, diese Sache. Ja.» Er lächelte vor sich hin. Sabine sah, dass auch Joys Gesichtsausdruck milde geworden war.

«Ja», sagte sie. «Ein famoser Spaß.»

«Klingt auch unheimlich lustig», murmelte Sabine und nutzte die Gelegenheit, um sich noch einmal zu bedienen.

«Sechsmal ... Weißt du, es gibt nichts, was sich mit dem Geläut von Jagdhunden vergleichen lässt», sagte ihr Großvater und hob den Kopf, als würde er auf eine ferne Melodie lauschen. «Das ist einzigartig.»

Er schaute Sabine direkt an, als würde er sie zum ersten Mal sehen. «Du bist ganz anders als deine Mutter, oder?», sagte er. Und dann fiel er mit dem Gesicht in seinen Teller mit Eintopf.

Eine Schrecksekunde lang starrte ihn Sabine nur an, während ihr der absurde Gedanke durch den Kopf schoss, das könnte eine Art Scherz sein. Dann sprang Joy mit einem erschreckten Ruf auf, rannte zu ihm, zog seinen Kopf von dem Teller hoch und lehnte ihn an ihren Körper. «Ruf den Arzt!», schrie sie.

Sabine rannte hinaus. Mit zitternden Fingern suchte sie in dem Notizbuch auf dem Telefonschrank die Nummer heraus

und wählte. Das schreckliche Bild, das sie von ihrem Großvater vor sich hatte, würde sie noch lange verfolgen, das wusste sie schon jetzt. Seine Augen waren halb geschlossen gewesen, sein Mund geöffnet. Tomatenrote Rinnsale waren über sein zerfurchtes Gesicht gelaufen und auf das geblünte Halstuch und seine makellos weiße Uniformjacke getropft wie verdünntes Blut.

Kate setzte sich zu Justin aufs Sofa und überlegte, ob sie sich an ihn schmiegen oder ihm durchs Haar fahren sollte. Oder nach seiner Hand greifen. Oder womöglich entspannt, aber doch besitzergreifend ihre Finger auf seinen Oberschenkel legen. Es war schwer zu sagen, was am besten ankommen würde. Daran hätte sie zwei Monate zuvor keinen Gedanken verschwendet, doch damals hatte sie sich mit ihm zusammen auch noch unbefangen gefühlt und gewusst, dass er jede Geste erwidern würde.

Denn der Justin von heute teilte mit dem Justin von vor zwei Monaten nicht mehr das ständige Bedürfnis, sie zu berühren, zu umarmen oder zu streicheln. Und Kate, die sich verzweifelt bemühte, die aufkommende Distanz zwischen ihnen zu überbrücken, war verunsichert. Offenkundig versuchte sie, eine Nähe zwischen ihnen herzustellen, die es ohne ihre Anstrengungen überhaupt nicht mehr geben würde.

Sie setzte sich dicht neben ihn, sodass ihr Bein wie zufällig seines berührte.

«Möchtest du noch Wein?»

Ohne den Blick vom Fernseher abzuwenden, sagte er: «Klar, Schatz.»

«Ich liebe Beaujolais. Den trinke ich, wenn ich mir was gönnen will.»

Er schnaubte über irgendetwas im Fernsehen und sah kurz zu ihr herüber, als sie ihm einschenkte. «Danke.»

«Ich weiß gar nicht, was dein Lieblingswein ist.» Sie wollte, dass sie wieder miteinander redeten, sich aufeinander konzentrierten, sich Dinge anvertrauten. Als sie einander kennenlernten, hatte sie die Vorstellung von sich selbst als jemandem mit Potenzial frappiert; er hatte anscheinend endlose Möglichkeiten in ihr gesehen, hatte sie glauben lassen, dass sie über sich hinauswachsen könnte, dass sie aneinander wachsen könnten. Doch wenn er jetzt vorbeikam, setzte er sich mit der Fernbedienung vor die Glotze und fragte, was es zum Abendessen gab.

«Das nennt man aufeinander eingespielt sein», hatte er gesagt, als sie das Thema einmal angesprochen hatte. «Es zeigt, dass ich mich mit dir wohlfühle. Du kannst nicht erwarten, dass für immer die große Leidenschaft herrscht.»

Und warum habe ich dann Geoff für dich verlassen?, wollte sie ihn wütend fragen. Mit ihm ist wenigstens nicht das Kochen und Abwaschen an mir hängen geblieben. Geoff wollte sich wenigstens abends mit mir unterhalten. Und wenigstens wollte Geoff ab und zu mit mir schlafen.

«Und was ist nun dein Lieblingswein?»

«Wie?»

«Dein Lieblingswein. Welcher ist es?» Sie hörte eine neue Härte in ihrem Tonfall.

«Wein? Mmh ... darüber hab ich eigentlich noch nie nachgedacht.» Er hielt inne, als würde er sich die Frage durch den Kopf gehen lassen, weil er wusste, dass Kate eine Antwort erwartete. «Ein paar von den chilenischen sind ganz gut.»

Nun, wo Geoff sie nicht mehr überraschen konnte und die Aufdeckung ihrer Beziehung nicht mehr drohte, war es, als fehle Justin der Reiz, der sein Verlangen nach ihr anfeuerte. Und Kate musste gegen ihren Eindruck ankämpfen, dass sie langsam und unbewusst eine andere Rolle angenommen hatte. Dass sie eine Art Mutterersatz geworden war, jemandem Mahlzeiten, Häuslichkeit und einen Rückzugsort bot, dessen eigentliche Leidenschaft darin bestand, irgendwo in weiter Ferne durch ein Kameraobjektiv zu schauen.

«Ist ja ein ziemlich vorteilhaftes Arrangement für ihn», hatte Maggie in der Woche zuvor mit einem Blick auf Justins Kamerataschen gesagt, die im Flur standen.

«Was meinst du damit?»

«Ein nettes Haus, in dem er absteigen kann, Mahlzeiten und Sex inklusive. Auch nützlich, um Kameras zu lagern. Und keine Verantwortung. Keine Verpflichtungen. Keine Rechnungen.» Sie hatte die Lippen gespitzt und war in die Küche gegangen, wo Kate Tee kochte.

«Warum sollte er Rechnungen bezahlen, wenn er nicht hier wohnt?» Kate hatte sich über Maggies Ton geärgert. Allerdings war ihr sehr bewusst, dass Justin immer mehr von seiner

Ausrüstung bei ihr im Haus ließ. Und sie hatte das Gefühl, Sabine würde das nicht so bereitwillig hinnehmen wie sie.

«Soll er ja gar nicht. Aber ich dachte, er würde nach all der Zeit langsam mal einziehen.»

«Maggie, nicht jeder will so leben wie du und Hamish. Justin ist ein Freigeist. Außerdem habe ich gerade eine ziemlich verheerende Trennung hinter mir. Das weißt du. Und das Letzte, was ich will, ist, dass jemand hier anrückt und mein Leben durcheinanderbringt bevor ich überhaupt Gelegenheit hatte, die Ruhe für mich allein zu genießen.»

Sie hatte sich beinahe selbst überzeugt.

«Oh, ich wusste nicht, dass du dich von Geoff getrennt hast, um *für dich allein* zu sein. Sorry, Schätzchen. Ich dachte, du hättest gesagt, dass du *mit Justin* zusammen sein willst. Ich verwechsle anscheinend alles. Wahrscheinlich kriege ich Alzheimer.» Danach hatte ihr Maggie einen verschmitzten Blick zugeworfen, und das Gespräch war beendet.

Sie hatte natürlich recht gehabt. Aber Kate wollte nicht zugeben, dass sie einen Fehler gemacht hatte. Denn das hieße, dass all diese Verletzungen, all dieses Chaos und der noch tiefere Riss in der ohnehin schon schwierigen Beziehung mit ihrer Tochter, umsonst gewesen waren. Und es hieße, dass Kate, auch wenn sie fünfunddreißig war und Gott weiß wie viele Beziehungen hinter sich hatte und glaubte, genau zu wissen, was sie tat, an den falschen Mann geraten war. Wieder einmal.

Mit leichtem Unbehagen dachte sie daran, dass sie vor über einer Woche das letzte Mal mit Sabine telefoniert hatte. Ihre Tochter war relativ umgänglich gewesen, hatte ihr keine Vorwürfe gemacht und war nicht einmal bissig geworden, als Kate versehentlich Justin erwähnt hatte. Doch nach Kates vorsichtigem Hinweis, dass es langsam Zeit war, ans Zurückkommen zu denken, hatte Sabine höflich, aber entschlossen das Thema gewechselt. Noch irritierender als diese augenscheinliche Weigerung war die Art gewesen, auf die sie erfolgte. Sabine hatte sich noch nie rücksichtsvoll gezeigt, wenn es um die Gefühle ihrer Mutter ging. Sie hatte stattdessen nach jeder Gelegenheit gesucht, um ihr Unfreundlichkeiten an den Kopf zu werfen. Diese neue, erwachsene Sabine aber vermittelte ihr sehr schonend, dass sie Kates Lebensführung ablehnte, und darüber hinaus baute sie sich offenbar gerade ihr eigenes Leben auf.

Kate schluckte. Ich muss mir einfach mehr Mühe geben, dachte sie und schaute auf Justins Beine in den strapazierfähigen Outdoorhosen, die er vor sich ausgestreckt hatte. Ich lasse Sabine ein bisschen Freiraum, und dann erinnere ich sie an all das, was sie an London liebt. Ich werde nicht klammern, sondern warte einfach ab, bis sie bereit ist, zu mir zurückzukommen. Und ich werde Justins Verhalten nicht überinterpretieren. Er ist ein guter Kerl, und er liebt mich, wir sind nur zu schnell in einen langweiligen Alltagstrott hineingerutscht. Ich muss einfach wieder Bewegung in die Sache bringen.

Kate atmete tief durch. «Und», sagte sie, während sie ihm die Hand aufs Bein legte, «wie war das Abendessen?»

Sie hatte Thunfischsteaks gemacht. Sein Lieblingsgericht. Langsam wurde sie eine richtig gute Köchin.

«Es war super. Das hab ich dir doch schon gesagt.»

Sie ließ ihre Hand an seinem Oberschenkel hinaufwandern und murmelte ihm ins Ohr: «Ich überlege gerade, ob du Lust auf einen Nachtisch hast ...»

Oh Gott, sie klang wie in einem schlechten Porno. Aber jetzt musste sie weitermachen.

«Super», sagte er und sah sie an. «Was haben wir denn?»

Sie versuchte, ihr verführerisches Lächeln beizubehalten. «Na ja, ich hatte nicht unbedingt an einen gewöhnlichen Nachtisch gedacht.» Er sah sie verständnislos an. «Aber es könnte trotzdem sehr süß werden ... schätze ich ...»

Bist du wirklich so schwer von Begriff?, wollte sie schreien. Doch dann blieb sie bei ihrem Entschluss und ließ ihre Hand zeigen, was sie im Sinn hatte.

Für einen langen Moment herrschte Schweigen. Justin sah sie an, ließ seinen Blick zu ihrer Hand und wieder zurück wandern. Er lächelte, dann hob er die Augenbrauen.

«Das ... ist wirklich eine tolle Vorstellung. Aber ehrlich gesagt, Kate, jetzt hast du mir fast mehr Lust auf richtigen Nachtisch gemacht. Haben wir was Süßes im Haus?» Er unterbrach sich. «Ein bisschen Schokolade? Oder Eis?»

Kates Hand erstarrte.

«Na ja, du hast mich schließlich erst auf die Idee gebracht», verteidigte er sich. «Ich wollte überhaupt nichts Süßes, bis du angefangen hast, von Nachtisch zu reden. Und jetzt möchte ich wirklich einen.»

Einen kurzen, irren Moment lang kämpfte Kate gegen den Impuls, im Gefrierschrank nachzusehen. Dann wollte sie Justin schlagen. Anschließend dachte sie, dass sie besser aus dem Zimmer gehen sollte, bis sie entschieden hatte, welches ihrer vielen Wutgefühle sie ausleben sollte. Doch da, vielleicht zu Justins Glück, klingelte das Telefon.

Er machte eine Bewegung, als wollte er abnehmen, aber nach einem Blick in ihr Gesicht ließ er sich wieder auf dem Sofa zurücksinken.

«Hallo?», sagte sie und war sich bewusst, dass er sie anstarrte, als hätte ihn ihre Reaktion verwirrt.

«Kate?»

«Ja?»

«Hier ist deine Mutter.»

Sabine, dachte Kate entsetzt. Sie hatte einen Unfall. «Was ist passiert?» Es gab keinen anderen Grund, aus dem ihre Mutter sie anrufen würde. Es war Jahre her, dass sie das letzte Mal angerufen hatte.

«Ich dachte, ich sollte es dir sagen. Dein Vater ... es geht ihm sehr schlecht. Er ist heute Abend zusammengebrochen. Er ... er ist im Krankenhaus.» Sie verstummte, als würde sie auf eine Reaktion warten. Als nichts kam, atmete sie hörbar aus. «Wie gesagt, ich dachte einfach, du solltest es wissen.» Sie legte auf.

Kate setzte sich auf den Stuhl neben dem Telefon. Sie nahm bewusst wahr, dass sie zugleich mit dem Schock eine unbändige Erleichterung darüber empfand, dass Sabine nichts passiert war. Sie war so erleichtert, dass sie kaum die Tragweite von Joys Mitteilung erfasst hatte.

«Es geht um meinen Vater», sagte sie schließlich auf Justins fragenden Blick. «Ich glaube, er liegt im Sterben. Sonst hätte sie mich nicht angerufen.» Ihre Stimme klang erstaunlich fest.

«Dann fährst du besser hin», sagte Justin und legte ihr die Hand auf die Schulter. «Du Arme. Soll ich dir einen Flug buchen?»

Erst ungefähr eine Stunde, nachdem er gegangen war, als sie bei verschiedenen Fluggesellschaften angerufen und gleichzeitig frustriert und erleichtert festgestellt hatte, dass sie es wegen diverser Festivals, Ärztekonzferenzen und ihres kaputten Autos wahrscheinlich erst in zwei Tagen nach Wexford schaffen würde, fiel es Kate auf: Justin hatte trotz seines mitfühlenden Gehabes nicht angeboten, sie zu begleiten.

Kapitel 9

Christopher Ballantyne und seine Frau Julia sahen sich unwahrscheinlich ähnlich; sie hätten Geschwister sein können. Sein dunkles, welliges Haar, dessen Farbton genau dem seiner Frau entsprach, saß federnd auf seinem breiten Schädel. Beide waren dünn und sehnig und vertraten dieselben eindeutigen Ansichten zu den meisten Themen, ganz besonders, wenn es um Politik ging, und beide hatten eine laute, polternde Redeweise an sich.

Außerdem, stellte Sabine missmutig fest, gingen sie auf eine freundlich distanzierte Art mit ihr um, als wäre sie irgendein Gast. Sie hatte das Gefühl, die beiden wollten ihr damit zu verstehen geben, dass sie nicht *richtig* zur Familie gehörte. Jedenfalls nicht so wie sie beide. Und daran war natürlich Kate schuld.

Christopher war an dem Abend, an dem Sabines Großvater mit dem Gesicht ins Essen gefallen war, auf eine Art ins Haus gekommen, als würde ihm hier schon alles gehören, und hatte irgendwie verquer zu Joy gesagt, dass sie sich «jetzt keine Sorgen mehr» machen müsse. Er war mit Julia auf einem Jagdball in Kilkenny gewesen, ein «Glücksfall», wie er äußerst taktlos bemerkte, und die beiden waren sofort herübergefahren und räumten nun ihre Sachen in das gute Gästezimmer neben

dem Schlafzimmer von Sabines Großmutter. Bis zu diesem Moment war es Sabine nie in den Sinn gekommen zu fragen, warum sie selbst nicht das gute Gästezimmer bekommen hatte. Als sie sich bei Mrs. H. danach erkundigte, erfuhr sie, dass Christopher auf «sein eigenes Zimmer» Wert legte und dass er und Julia häufig zu Besuch waren. Mit anderen Worten, nicht wie meine Mum und ich, dachte Sabine.

Falls Joy etwas von Sabines Abneigung mitbekam, machte sie keine Bemerkung dazu. Allerdings wirkte sie auch schrecklich zerfahren, weil sie Edward nicht mehr im Haus hatte und sich nicht um ihn kümmern konnte. Er hatte zur Beobachtung im Krankenhaus von Wexford bleiben müssen, und auch wenn sich Sabine nicht getraut hatte zu fragen, was genau er hatte, war ihr der Ernst der Situation bewusst. Und zwar nicht nur, weil ihre Großmutter blass und angespannt war, sondern auch, weil Christopher jedes Mal, wenn Joy nicht im Raum war, an kleinen beschrifteten Aufklebern auf den Rückseiten der Möbel und den Unterseiten der Teppiche überprüfte, ob es Änderungen an seiner Ausbeute gegeben hatte. Seine Mutter hatte nämlich schon vor Monaten begonnen, ihren Kindern für spätere Zeiten das Inventar zuzuteilen.

«Das ist sehr vernünftig, Mutter», hatte Christopher zu ihr gesagt. «Erspart uns auf lange Sicht eine Menge Unklarheiten.» Aber Sabine hatte ihn Julia zumurren hören, dass die «Katherine»-Aufkleber auf der Standuhr in der Eingangshalle oder dem goldgerahmten Ölgemälde im Frühstückszimmer seiner Meinung nach fehl am Platz waren.

«Hat sie überhaupt schon mal irgendein Interesse an dem Haus hier gezeigt?», hatte er gesagt, worauf Sabine beschloss, sämtliche Aufkleber darauf zu kontrollieren, ob Christopher sie womöglich vertauschte.

Julia indes bestand darauf, bei der Hausarbeit zu «helfen». Ihre Hilfe war so resolut, dass Mrs. H.s üblicherweise zugängliche Miene immer verschlossener wurde. Julia hatte schon die Küche «organisiert», sodass sie beim Kochen helfen konnte, den Kühlschrank durchsortiert und gefragt, ob man diese Reste wirklich noch aufheben sollte und ob es nicht einfacher wäre, wenn Julia ein «schönes Brot» kaufen würde, statt dass Mrs. H. jeden Tag dieses schwere Brot buk. «Was für eine blöde Kuh», hatte Sabine schon mehrmals gesagt, nachdem Julia aus der Küche war, aber Mrs. H. gab nur zurück: «Sie meint es gut», und wiederholte dann wie ein Mantra, dass die beiden bald wieder nach Dublin zurückfahren würden.

Nachdem Sabine nur diesen einen Onkel und diese eine Tante besaß, hätte sie sich vielleicht mehr darüber wundern sollen, wie selten sie Julia und Christopher bisher gesehen hatte. Als kleines Kind war Sabine bei ihrer Hochzeit gewesen. Sie konnte sich nur noch daran erinnern, dass sie von den anderen Blumenmädchen komisch angeschaut worden war, weil ihr Kleid nicht ganz genauso ausgesehen hatte wie das der übrigen. Das letzte Treffen lag auch schon einige Jahre zurück. Damals hatten Julia und Christopher vor ihrem Umzug von London nach Dublin eine «kleine Abschiedsfeier» organisiert

und Kate, Geoff und Sabine dazu eingeladen. Es waren fast nur Geschäftsleute und Anwälte da gewesen, sodass sich Sabine zum Fernsehen ins Schlafzimmer verdrückt und sich gewünscht hatte, so schnell wie möglich wieder nach Hause gehen zu können. Als wäre sie von irgendeiner göttlichen Macht erhört worden, hatten sich Geoff und ihre Mutter schon nach einer Stunde verabschiedet. Geoff hatte auf der gesamten Rückfahrt über Kapitalisten gewettert, während Kate nur einwarf: «Ja, stimmt schon, aber sie gehören nun mal zu meiner Familie.» Sie hatte allerdings nicht so geklungen, als wollte sie die beiden ernsthaft verteidigen.

Auch weil sie die Gesellschaft von Julia und Christopher einfach grässlich fand, übernahm Sabine stillschweigend ein paar der Pflichten bei der Betreuung ihres Großvaters, als er zwei Tage später geschwächt, in Decken gehüllt und in einem Rollstuhl sitzend wieder nach Hause gebracht wurde. Aus Rücksicht Joys Gefühlen gegenüber überließen ihr Sohn und ihre Schwiegertochter ihr die gesamte Pflege. Sabine aber hielt das für eine Ausrede, wie sie Mrs. H. erklärte, denn die beiden wollten immer nur reiten gehen. Joy sah es offenbar gern, wenn sich Sabine zu ihrem Großvater setzte oder ihm die Leserbriefe aus *Horse & Hound* vorlas. Meistens schien er sie nicht wahrzunehmen, aber wenn die forsche junge Krankenschwester eintraf, die Christopher angestellt hatte, und fröhlich verkündete, dass es nun an der Zeit sei, «für kleine Jungs» zu gehen, erschien eindeutig ein gereizter Ausdruck auf seinem Gesicht. Und manchmal, wenn Sabine

ihm von ihren Ausritten mit dem Schimmel oder von einer Bemerkung Thoms im Stallhof erzählte, war sie sicher, aufflackerndes Interesse in seiner Miene zu erkennen.

Joy reagierte auf die Rückkehr ihres Mannes mit Aktivismus. Im Stall schien es mehr zu tun zu geben als sonst, das Haus war angeblich in einem unmöglichen Zustand, und wenn Liam und John-John nicht endlich das Zaumzeug und die Sättel richtig reinigten, wären sie bald nicht mehr zu gebrauchen. Nie sprach sie darüber, was die Ärzte gesagt hatten oder dass Edward praktisch überhaupt nichts mehr aß oder was die erschreckende Batterie piepsender medizinischer Geräte um sein Bett zu bedeuten hatte, die wirkte, als sei sie in Alarmbereitschaft für einen drohenden Katastrophenfall dort aufgestellt worden. Sie sagte nur recht allgemein zu Sabine, dass sie «es großartig» mache, schaute gelegentlich vorbei, als wolle sie sich versichern, dass Edward noch lebte, und verbrachte noch mehr Zeit als ohnehin schon üblich damit, sich um ihr altes, erschöpftes Pferd zu kümmern.

«Alles in Ordnung», sagte Sabine, nachdem die Krankenschwester verschwunden war. Sie setzte sich auf den Stuhl am Bett ihres Großvaters, froh darüber, dass sie der Hektik im Haus entkommen war. «Du kannst beruhigt sein. Jetzt sind wir alle wieder los.»

Sie zog die Decke höher über seine eingefallene Brust. Seine Gebrechlichkeit machte ihr nichts mehr aus. Sie war einfach dankbar, dass er entspannt wirkte und lebendig war und nicht mit Tomatensoße bekleckert.

«Denk bloß nicht, dass ich mich langweile oder so was», flüsterte sie ihm ins Ohr, während sie das alte Buch über Polosport in Indien von Rudyard Kipling aus der Bibliothek in die Hand nahm, um ihm daraus vorzulesen. Sie wusste, dass er sie hören konnte, auch wenn die Krankenschwester geguckt hatte, als würde Sabine etwas Sinnloses tun. «Und was ich dir schon neulich mal sagen wollte», erklärte sie leise, «manchmal setze ich mich auch gern hin und bin einfach nur da.»

Zu ihrem achtzehnten Geburtstag hatte Kate Ballantyne drei bedeutsame Geschenke bekommen. Das erste, von ihren Eltern, war ein erstklassiger dunkelbrauner Vielseitigkeitssattel aus Schweinsleder, den sie resigniert auspackte, weil sie sich ausdrücklich Geld für einen neuen Büstenhalter und eine Hose gewünscht hatte. Das zweite, ebenfalls von ihren Eltern, war ein Gutschein, um sich zu ihrer Volljährigkeit von einem Maler aus der Gegend porträtieren zu lassen. Auch darüber konnte sich Kate nicht freuen. Sie hatten nämlich ausgerechnet den Maler ausgesucht, der gerade ein großes Ölbild von Lancelot, dem neuen Wallach ihrer Mutter, fertiggestellt hatte. Das dritte Geschenk ... nun, das dritte Geschenk war sozusagen die indirekte Folge des zweiten gewesen. Und sie hatte es erst viel später bekommen.

Sechzehneinhalb Jahre später musste Kate auf der Taxifahrt vom Flughafen in Waterford nach Kilcarrion wieder an diese Geschenke denken. Sie war genau drei Mal in ihrem Elternhaus gewesen, seit sie es kurz nach ihrem achtzehnten

Geburtstag verlassen hatte. Einmal, um die neugeborene Sabine zu zeigen, und zweimal mit Jim, weil sie gedacht hatte, die Tatsache, dass sie nun selbst «Familie» hatte, würde ihre Eltern milder stimmen. Und nun, zehn Jahre später, kehrte sie ein weiteres Mal zurück. Warum regnet es hier eigentlich immer?, dachte sie und wischte an der beschlagenen Fensterscheibe herum. Ich kann mich kaum an eine Gelegenheit erinnern, bei der es hier nicht geregnet hat.

Sie hatte beinahe zwei Tage gebraucht, um einen Flug nach Waterford zu ergattern, und Kate wusste jetzt schon, dass ihre verspätete Ankunft gegen sie verwendet werden würde, auch wenn sich ihre Mutter die Mühe gemacht hatte, sie anzurufen, als sich der Zustand ihres Vaters «stabilisierte». Es war ihr nicht wichtig genug, um sofort aufzutauchen, würde sie mehr oder weniger direkt zu hören bekommen. Nicht einmal, wenn ihr eigener Vater todkrank war. Weil sie zu beschäftigt damit war, mit ihrer neuesten Eroberung herumzuziehen vermutlich. Seufzend dachte Kate an ihr letztes Gespräch mit Justin. Es war die reine Ironie. Die Tatsache, dass sie abrupt ihre Beziehung beendete, hatte ihn weniger erschüttert oder gestört als ihre Forderung, dass er seine Sachen aus ihrem Haus holen sollte, bevor sie nach Irland fuhr.

Sie wusste nicht einmal genau, warum sie überhaupt kam. Abgesehen davon, dass sie unbedingt ihre Tochter wiedersehen wollte, hatte sie keine emotionalen Bindungen an diesen Ort. Ihr Vater hatte ihr gegenüber keine Herzlichkeit oder auch nur Höflichkeit gezeigt, seit sie achtzehn geworden war. Ihr Bruder

und seine Frau würden sie von oben herab behandeln und Kommentare fallen lassen, mit denen sie ihren Anspruch auf das Elternhaus anmeldeten, und ihre Mutter fühlte sich schon seit langem in der Gesellschaft ihrer Hunde und Pferde am wohlsten. Ich komme, weil mein Vater stirbt, sagte sich Kate und versuchte zu erspüren, ob dieser Gedanke nach all der Zeit ein Gefühl drängender Notwendigkeit oder Angst vor dem Verlust in ihr hervorrief. Aber alles, was sie empfand, war die Furcht davor, wieder in diesem Haus zu sein, nur abgemildert von der Aussicht, ihre Tochter wiederzusehen.

Ich bleibe nur ein paar Tage, sagte sie sich, als das Taxi vor einer roten Ampel in Ballymalnaugh hielt. Ich bin erwachsen. Ich kann gehen, wann ich will. Ein paar Tage kann ich überstehen. Und vielleicht kann ich Sabine dazu bringen, mit mir nach Hause zu kommen.

«Hatten Sie eine weite Reise?» Offenbar wollte sich der Taxifahrer mit etwas Geplauder kurz vor dem Ziel sein Trinkgeld sichern.

«London.»

Sein Blick unter buschigen Augenbrauen begegnete ihrem im Rückspiegel.

«London. Ich habe Verwandte in Willesden.» Er zwinkerte ihr zu. «Keine Angst, ich frage nicht, ob Sie meine Leute kennen.»

Kate lächelte knapp und schaute aus dem Fenster auf die vertraute Umgebung. Da waren das Haus von Mrs. H., die Kirche, das Vierzig-Morgen-Feld, das ihre Eltern an einen

Bauern verkauft hatten, als ihnen das erste Mal das Geld ausgegangen war.

«Waren Sie denn schon mal hier? Es kommen nicht viele Touristen in diese Gegend. Normalerweise fahre ich sie rauf in den Norden. Oder in den Westen. Es ist unglaublich, wie viele von denen inzwischen in den Westen wollen.»

Kate zögerte. Schaute auf die Grundstücksmauer von Kilcarrion.

«Nein. Noch nie», sagte sie.

«Also besuchen Sie einfach Freunde.»

«So ungefähr.»

Denk einfach, du holst Sabine ab, sagte sie sich. Dann kannst du es ertragen.

Aber es war nicht Sabine, die ihr die Tür öffnete. Es war Julia, die, angetan mit Reithosen, einer roten Fleece-Weste und passenden Strümpfen, nach viel Begrüßungswirbel samt Küsschen erklärte, sie habe «absolut keine Ahnung», wo Sabine stecke. «Sie scheint die meiste Zeit entweder im Stall zu verschwinden oder sich zu Edward zurückzuziehen.» Julia klang immer so, als würde sie sich über das Verhalten anderer wundern.

Kate unterdrückte ihren Ärger über die viel zu vertrauliche Art, auf die Julia von ihrem Vater sprach. Außerdem musste sich Julia irren. Sabine würde niemals freiwillig ihre Zeit mit den Pferden verbringen, und noch weniger würde sie sich zu Kates Vater «zurückziehen».

«Aber was rede ich nur?», rief Julia und nahm eine von Kates Reisetaschen. «Komm rein! Wo sind nur meine Manieren geblieben?»

Plattgewalzt von deiner Habsucht, dachte Kate bitter, um sich gleich darauf zu sagen, dass sie kein Recht hatte, so zu denken. Schließlich hatte es sie in den vergangenen sechzehn Jahren nicht gekümmert, ob sie einen Anspruch auf das Haus hatte oder ob es womöglich für einen McDonald's abgerissen wurde. Sie rückte ihre Brille zurecht - ihre Kontaktlinsen hatte sie natürlich vergessen - und versuchte, den Eindruck des Hauses aufzunehmen.

«Wir haben das italienische Zimmer für dich vorgesehen», trällerte Julia, während sie Kate nach oben geleitete. «Ich glaube, zurzeit regnet es nicht rein.»

In dem Jahrzehnt seit meinem letzten Besuch ist das Haus in Hundejahren gealtert, dachte Kate. Es war immer kühl und klamm gewesen, aber an diese bräunlichen Wasserflecken, die sich von der Decke herunter ausbreiteten wie vergilbte Landkarten ferner Kontinente, konnte sie sich nicht erinnern. Und auch nicht daran, dass alles so schäbig und abgenutzt aussah. Die Persianerteppiche waren bis auf das Gewebe abgelaufen, die Möbel abgewetzt und bestoßen. Auch dieser muffige Geruch war neu. Und nach ihrer Erinnerung war es auch nicht derartig kalt im Haus gewesen. So kalt, dass sie Minuten nach ihrer Ankunft bis auf die Knochen fror und Julias Fleece-Weste mit ganz neuen Augen betrachtete. Diese Weste

wirkte wärmer als irgendein Kleidungsstück, das sie mitgebracht hatte.

«Wir haben es geschafft, ein bisschen Wärme reinzubringen», erklärte Julia, als sie die Tür zu Kates Zimmer öffnete. «Du kannst dir nicht vorstellen, wie sie das Haus haben auskühlen lassen. Kein Wunder, dass Edward krank geworden ist, das hab ich auch schon zu Christopher gesagt.»

«Ich dachte, es war ein Schlaganfall», bemerkte Kate abweisend.

«Ja, war es, aber er ist alt und furchtbar gebrechlich. Und die alten Leutchen brauchen es behaglich, oder? Ich habe zu Christopher gesagt, dass wir ihn nach Dublin mitnehmen sollten, da haben wir eine ordentliche Zentralheizung. Und wir haben ein Zimmer für ihn. Aber deine Mutter lässt es nicht zu. Sie will ihn hierbehalten.»

Julias Ton ließ keinen Zweifel daran, was sie von dieser Einstellung hielt. Genauso gut hätte sie sagen können, dass Joy ihn damit ins Grab brachte. Kate aber war zur Abwechslung einmal einer Meinung mit ihrer Mutter. Ihr Vater würde auf jeden Fall lieber hierbleiben, auch wenn es kalt und feucht war, statt in Julias zentralbeheizter Umklammerung zu ersticken.

«Unter uns, Kate, ich will so schnell wie möglich wieder nach Hause», sagte Julia und zog eine Kommodenschublade auf, um zu überprüfen, ob sie leer war. Julia neigte zu solchen Pseudo-Vertraulichkeiten, wenn es in ihrem Interesse war, doch in Wahrheit waren es leere Worte. «Ich finde es hier deprimierend, auch wenn Christopher das Haus liebt. Unsere

Nachbarin kümmert sich um die Katzen, aber ich weiß, wie sie schon wieder leiden, die armen Kleinen. Sie hassen es, wenn ich weg bin.»

«Oh. Deine Katzen», sagte Kate höflich und erinnerte sich an Julias Leidenschaft für die arrogant wirkenden Tiere. «Sind es immer noch dieselben?»

Julia legte ihr die Hand auf den Arm. «Es ist wirklich lieb, dass du fragst, Kate. Armand ist noch bei uns, aber Mam'selle ist im Frühling gestorben.» Mit leichtem Entsetzen sah Kate, dass Julia Tränen in die Augen gestiegen waren. «Trotzdem, sie hatte ein gutes Leben ...», erklärte sie gedankenverloren. «Und weißt du, wir haben das süßeste kleine Katzenmädchen gekauft, damit Armand Gesellschaft hat. Wir nennen sie Poubelle.» Julia lachte entzückt, ihre Laune war wiederhergestellt. «Sie sitzt nämlich am liebsten in der Küche im Abfalleimer.»

Kate rang sich ein Lächeln ab und überlegte, wie schnell sie aus Julias Freesien-Parfümwolke entkommen und nach ihrer Tochter suchen konnte.

«Du willst bestimmt als Erstes auspacken. Also mach nur», sagte Julia. «Aber vergiss nicht, dass es um Punkt halb fünf Tee gibt. Wir haben Joy dazu gebracht, dass er im Frühstückszimmer serviert wird, weil man es besser heizen kann. Wir sehen uns dann unten.»

Sie hob die Hand und ließ ihre Finger flattern, dann war sie weg.

Kate setzte sich auf die Bettkante und sah sich in dem Raum um, den sie seit zehn Jahren nicht betreten hatte. Es war nicht ihr altes Zimmer, das bewohnte Sabine, wie Julia gesagt hatte, während sie selbst und er das Zimmer hatten, das schon immer seines gewesen war. In dem anderen «trockenen» Gästezimmer schlief anscheinend ihre Mutter. Das überraschte Kate nicht, sie hatten schon früher häufig in getrennten Zimmern geschlafen – ihr Vater schnarchte, hatte ihre Mutter damals nicht besonders überzeugend erklärt. In diesem Zimmer jedenfalls konnte Kate kaum etwas mit ihrer Kindheit oder ihrer Teenagerzeit in Verbindung bringen. Es war, als sei alles Vertraute irgendwie weggebügelt worden, und Kate fühlte sich im Grunde, als habe das ganze Haus nichts mit ihr zu tun.

Und warum sollte mir das etwas ausmachen?, fuhr es ihr durch den Kopf. Mein Leben hat sich seit Sabines Geburt woanders abgespielt. Mein Leben ist in London.

Trotzdem ertappte sie sich dabei, die Bilder an den Wänden zu betrachten und in die Schränke zu spähen, als würde sie darauf warten, etwas von früher wiederzuerkennen, selbst wenn es nur der melancholische Abglanz eines vergangenen, weniger komplizierten Lebens war.

Auf dem Weg die Treppe hinunter fiel ihr Blick auf Sabine. Sie hockte mit dem Rücken zu Kate bei den Hunden, zog ihre Reitstiefel aus und erklärte Bella und Bertie, die ihr das Gesicht ablecken wollten, mit zärtlicher Stimme, was sie für «dumme, dumme Tiere» waren. Bertie stürzte sich begeistert

auf sie, sodass Sabine rücklings auf den Teppich in der Eingangshalle kippte, ihn lachend wegschob und sich den Sabber aus dem Gesicht wischte.

Das sah ihrer Tochter überhaupt nicht ähnlich. Kate blieb stehen und betrachtete die Szene. Sie empfand gleichzeitig Freude über diesen unbefangenen Ausdruck von Zuneigung und einen Anflug von Traurigkeit darüber, dass dieser Ort, diese emotionale Wüste in Sabine hatte hervorrufen können, woran sie selbst gescheitert war.

Sabine drehte sich um und sprang auf, als sie ihre Mutter auf der Treppe sah.

«Sabine.» Spontan breitete Kate die Arme aus. Sie hatte nicht geahnt, wie stark die emotionale Anziehung sein würde, die allein schon die Anwesenheit ihrer Tochter nach all den Wochen auf sie ausübte.

Einen Moment lang stand Sabine unentschlossen da. «Oh ... Hi, Mum», sagte sie. Dann trat sie einen Schritt vor und ließ sich umarmen. Als es ihr zu lange dauerte, zog sie sich sanft wieder zurück.

«Jetzt sieh dich einer an!», rief Kate. «Du siehst ... du siehst ... also, du siehst einfach großartig aus.» Du siehst aus, als wärst du ganz in deinem Element, wollte sie sagen. Doch dieser Satz enthielt so viele unberechenbare Untertöne, dass sie ihn lieber nicht aussprach.

«Ich sehe unmöglich aus», sagte Sabine mit einem Blick auf ihre schlammverschmierten Hosen und ihren Riesenpullover, in dem sich Strohhalme verfangen hatten. Dann senkte sie den

Kopf und fuhr sich mit ihrer schmalen Hand durchs Haar, und innerhalb eines Augenblicks hatte sie sich wieder in die alte Sabine verwandelt, befangen, überkritisch und misstrauisch jedem Kompliment gegenüber. «Du trägst deine Brille.» Sie ließ es wie einen Vorwurf klingen.

«Ja, ich weiß. In all der Aufregung habe ich meine Kontaktlinsen vergessen.»

Sabine musterte sie. «Du solltest dir mal ein neues Brillengestell zulegen.» Darauf herrschte kurzes Schweigen, während Sabine sich bückte, um ihre Stiefel aufzuheben.

«Warst du ...», Kate nahm wahr, dass ihre Stimme zu hoch klang, zu eifrig, «... warst du reiten?»

Mit einem Nicken stellte Sabine die Stiefel hinter die Tür.

«Ich hätte nie gedacht, dass Granny dich zum Reiten bringt. Gefällt es dir? Hat sie dir ein Pferd besorgt?»

«Ja. Hat eins für mich ausgeliehen.»

«Großartig ... einfach großartig. Es ist schön, alte Interessen wieder aufzunehmen, oder? Und was hast du sonst so gemacht?»

Sabine sah sie gereizt an. «Nicht viel.»

«Was, du bist nur geritten?» Die Tür zum Frühstückszimmer stand offen, und Kate registrierte erleichtert, dass sonst noch niemand da war.

«Nein. Hab auch ein bisschen geholfen. Was es eben so zu tun gab.» Sabine scheuchte die Hunde in das Frühstückszimmer und drückte dann mit einer anscheinend

schon oft wiederholten Bewegung ihren bestrumpften Fuß an einen der Heizkörper.

«Und ... fühlst du dich wohl hier? Ist alles gut gelaufen? Ich ... habe in letzter Zeit kaum was von dir gehört.»

«Mir geht's gut.»

In der darauffolgenden Stille sah Sabine betont aus dem Fenster in die aufkommende Dämmerung. «Wir trinken den Tee normalerweise nicht hier», sagte sie schließlich.

«Normalerweise gibt es den Tee im Wohnzimmer. Aber *Julia*», sie zog den Namen spöttisch in die Länge, «findet, dass der Raum mit dem Kaminfeuer nicht warm genug wird.»

Kate setzte sich zögernd und versuchte, nicht zu zeigen, wie sehr sie Sabines Gleichgültigkeit verletzte. *Wir ... und ... normalerweise ...*, hatte sie gesagt, als würde sie schon immer hier wohnen. Als würde sie ebenso in das Haus gehören wie das Haus zu ihr.

«Also», sagte Kate bemüht munter, «willst du wissen, wie es Amadeus geht?»

Sabine wechselte den Fuß. «Es ist doch alles in Ordnung mit ihm, oder?»

«Ja. Ich dachte einfach, es interessiert dich, was er so macht.»

«Er ist eine *Katze*», sagte Sabine herablassend. «Was gibt es da groß zu erzählen.»

Meine Güte, dachte Kate. Den Kurs in Leute-Herunterputzen hat sie bestimmt gleich zwei Mal hintereinander gemacht.

«Willst du nicht wissen, was zu Hause so los ist? Wie es mit meiner Arbeit läuft?»

Sabine sah ihre Mutter stirnrunzelnd an, während sie überlegte, was genau sie von ihr erwartete. Hatte sie erwartet, mit Fragen nach daheim bombardiert zu werden? Oder eine freudestrahlende Wiedervereinigung wie im Film? Vor einer Woche hätte Sabine sich vielleicht sogar noch so verhalten, aber inzwischen sah sie diesen Ort hier anders, und dass Kate so plötzlich aufgetaucht war, nervte sie, ehrlich gesagt. Das Gefühl, sie zu brauchen, hatte sich mit ihrer Ankunft schlagartig aufgelöst.

Verstohlen sah sie ihre Mutter an, die ein bisschen verloren und kläglich wirkte. In den letzten beiden Monaten hatte sich Sabine immer die guten Seiten in Erinnerung gerufen. Dass Kate lieb zu ihr war und sie unterstützte und sie selbst ihr alles sagen könnte. Doch jetzt, als sie ihre Mutter vor sich hatte, ihren Gefühlsüberschwang, war sie ... ja, was? Gereizt? Hatte sie den Eindruck, dass Kate in ihre Privatsphäre eindrang? Kate zu sehen, erinnerte Sabine an die ganze Justin/Geoff-Sache. Sie reden zu hören, erinnerte sie daran, dass sich ihre Mutter einfach nie entspannen und sie zufrieden lassen konnte. Immer verlangte sie mehr, als Sabine ihr geben wollte. Warum konntest du nicht einfach ein bisschen cooler sein?, wollte sie Kate fragen. Warum hast du nicht einfach nur Hallo gesagt und abgewartet, bis ich auf dich zukomme? Doch stattdessen wärmte sie sich nur die kalten Füße an dem Heizkörper und schluckte ihre Gefühle hinunter.

«Ah, Katherine.» Christopher kam herein. «Julia hat mir gesagt, dass du angekommen bist.» Er legte ihr die Hand auf die Schulter und küsste sie flüchtig auf die Wange. «Hattest du eine gute Reise? Bist du mit der Fähre gekommen?»

«Nein. Ich bin geflogen. Hab keinen früheren Flug bekommen.» Kate registrierte, dass sie sich schon wieder rechtfertigte.

«Oh. Stimmt, das hat mir Julia gesagt. Macht ja nichts, unser alter Herr hat sich ja wieder ein bisschen erholt.»

«Nein, hat er nicht», murmelte Sabine vor sich hin. «Ich war beinahe jeden Tag bei ihm, und es geht ihm überhaupt nicht besser.»

«Und? Wie lange bleibst du?»

Er setzte sich auf den Platz seines Vaters und sah sich um, als warte er darauf, dass Julia oder Mrs. H. den Tee hereinbrachten. Kate wusste nicht, was sie antworten sollte. Bis er stirbt, wollte sie sagen. Ich dachte, deswegen sind wir alle hergekommen. «Weiß ich noch nicht», sagte sie stattdessen.

«Wir müssen wahrscheinlich morgen zurück», verkündete Christopher. «Im Büro werden sie schon ungeduldig, und ehrlich gesagt, ist die Situation jetzt nicht mehr so dramatisch wie vor ein paar Tagen.»

Während ich nicht hier war, dachte Kate.

«Ich schaue aber an den Wochenenden vorbei, wenn ich es schaffe», fuhr Christopher fort, «nur um dafür zu sorgen, dass

es hier gut läuft. Dass er es auch warm genug hat und so weiter.»

«Sein Zimmer wird die ganze Zeit mit dem Kamin beheizt», warf Sabine ein.

«Ja, ja», erwiderte Christopher herablassend, «aber das ganze Gemäuer hier ist schrecklich feucht. Das kann ihm nicht guttun. Wo bleibt eigentlich Julia? Und wo ist Mutter? Ich dachte, es gibt um Punkt halb fünf Tee.»

Wie aufs Stichwort kam Joy herein. Ihr ohnehin schwer zu bändigendes Haar stand von ihrem Kopf ab wie bei einer vielbenutzten Spülbürste.

«Katherine. Da bist du ja. Wie geht es dir?» Zögernd küsste sie ihre Tochter auf die Wange. Kate, eingehüllt in die vertrauten Gerüche nach Lavendelparfüm und Pferd, stellte erschrocken fest, wie sehr ihre Mutter seit ihrer letzten Begegnung gealtert war. Ihr Gesicht war nicht mehr nur wettergegerbt, sondern ledrig und von bläulichen Adern und tiefen Falten durchzogen. Ihr dunkles Haar, in dem sich früher nur graue Strähnen gezeigt hatten, war weiß geworden. Doch noch stärker zeigte sich an ihren Augen, deren einst stählerner Blick schwächer und unkonzentrierter wirkte, welchen Tribut das Alter forderte. Irgendwie schien sie auch kleiner geworden zu sein, weniger robust. Weniger furchterregend.

«Hattest du eine gute Reise? Es tut mir leid, dass ich nicht mitbekommen habe, dass du angekommen bist. Ich war im Stall.»

«Schon gut», sagte Kate. «Julia hat mir gezeigt, welches Zimmer ihr für mich vorgesehen habt.»

«Und Sabine hast du auch schon gefunden. Gut. Sehr gut ... Sabine, möchte dein Großvater Tee?»

«Nein, er schläft.» Sabine saß mit den Hunden auf dem Teppich. «Aber ich könnte ihn in einer halben Stunde noch mal fragen.»

«Ja. Das wäre schön. Also, wo bleibt Mrs. H. mit dem Tee?» Damit verließ Joy den Raum. Kate starrte ihr nach. Das war alles?, dachte sie. Wir haben uns zehn Jahre lang nicht gesehen, mein Vater liegt im Sterben, und das war alles?

«Sie ist ziemlich ... durcheinander, seit Dad so krank geworden ist», sagte Christopher.

«Sie ist überhaupt nicht mehr sie selbst», sagte Julia, die gerade hereingekommen war.

«Es geht ihr gut», verteidigte Sabine ihre Großmutter. «Sie ist nur mit ihren Gedanken woanders.»

«Sie wird vergesslich», erklärte Julia kopfschüttelnd. «Ich musste sie zweimal daran erinnern, dass wir am Samstag wieder wegfahren.»

«Ich glaube, wir sollten jemanden ins Haus holen, der sich um sie kümmert. Um beide.» Christopher stand auf und warf einen Blick in den Flur, als wollte er nicht, dass jemand mithörte. «Ich glaube nicht, dass sie noch allein zurechtkommen.»

«Es ist unheimlich schwierig, irgendetwas für sie zu tun», sagte Julia, «bei all ihren eingefahrenen Gewohnheiten.»

«Mrs. H. sorgt für sie. Und sie hassen es schon, diese Krankenschwester dazuhaben, die ihr angestellt habt. Noch jemanden werden sie nicht akzeptieren.»

Es erstaunte Kate, dass ihre Tochter die Lebensweise ihrer Großeltern verteidigte. Christopher ließ seinen Blick von Sabine zu Kate wandern, als wolle er sie für diese freche Bemerkung verantwortlich machen.

Mit erhobener Stimme redete Sabine weiter: «Sie mögen es nicht, wenn hier fremde Leute rumhängen. Mrs. H. macht alles Nötige und ist bereit, auch noch mehr zu tun. Ich sehe nicht ein, warum ihr die beiden nicht einfach in Ruhe lassen könnt.»

«Tja, Sabine, das hört sich sehr schön an, aber du kennst deine Großeltern praktisch erst seit fünf Minuten. Julia und ich helfen hier seit Jahren aus. Und ich glaube, dass ich weiß, was meine Eltern tun und brauchen.»

«Nein, das weißt du nicht», sagte Sabine zornig. «Oder hast du sie schon ein einziges Mal gefragt? Hast du Großmutter gefragt, ob sie eine Krankenschwester hierhaben will? Nein, du hast diese Lynda einfach herbestellt. Und Großvater hasst sie. Er stöhnt jedes Mal, wenn sie in sein Zimmer kommt.»

«Dein Großvater ist sehr krank, Sabine», sagte Julia sanft.
«Er braucht professionelle Pflege.»

«Er braucht ganz bestimmt niemanden, der ihn rumkommandiert, weil er nicht aufs Klo gehen will. Er braucht niemanden, der ihm erklärt, er soll sein Gemüse essen, als wäre er ein Baby, oder der über ihn redet, als wäre er gar nicht im Zimmer.»

Christopher ging die Geduld aus. «Sabine, du hast keine Ahnung davon, was meine Eltern brauchen und was nicht. Kate und du, ihr hattet seit Jahren praktisch nichts mit dieser Familie zu tun, und wenn du denkst, du kannst hier aufkreuzen und bestimmen, wie es läuft, täuschst du dich gewaltig.» Er war rot angelaufen vor Ärger. «Das ist eine sehr schwierige Zeit für uns alle, und ich wäre dir dankbar, wenn du dich aus Dingen heraushältst, die dich nichts angehen.»

«Ich halte mich heraus», fauchte Sabine zurück, «wenn sie es wollen. Nicht, wenn du es willst. Abgesehen davon wissen wir sowieso alle, dass du nur an ihren wertvollen Antiquitäten interessiert bist. Ich hab gesehen, wie du die Möbel überprüft hast, oder denkst du, das hätte ich nicht mitgekriegt?» Sie rappelte sich vom Boden auf, rannte aus dem Zimmer und schrie: «Sie sind noch nicht tot, kapiert?»

Joy, die gerade mit dem Teetablett kam, wich ihrer Enkelin aus. «Wohin will sie denn?»

«Oh, sie hat irgendein pubertäres Problemchen», sagte Christopher. Er war sogar noch stärker errötet als ihre Tochter, stellte Kate fest. Irgendetwas musste an Sabines Bemerkung über die Möbel dran sein.

Joy sah kurz zur Tür zurück, als überlege sie, Sabine nachzugehen, doch dann fand sie wohl, dass sie dableiben sollte. «Vielleicht kommt sie ja wieder», sagte sie hoffnungsvoll. «Ich habe sie gern um mich.» Bei dieser Bemerkung warf sie Kate einen beinahe scheuen Blick zu. Und Kate verschlug es die Sprache bei dieser unerhörten

Zurschaustellung von Gefühlen, die nach Kilcarrion-Maßstäben einer normalen Person entsprach, die sich die Kleider vom Leib riss und per Megaphon ihre unsterbliche Liebe verkündete.

Beim Tee herrschte eine ungemütliche Atmosphäre. Sabines Abwesenheit wirkte auf die Tischrunde, als sei jemand hastig aus einem Familienfoto ausgeschnitten worden. Joy überlegte immer wieder laut, was Sabine jetzt wohl machte und ob sie ihr ein Stück Kuchen aufheben sollte, Christopher war eingeschnappt, und Julia redete angestrengt über irgendwelche Belanglosigkeiten, um die Situation zu retten. Kate, der schon jetzt klar war, dass dieser Besuch ein noch schlimmerer Albtraum werden würde, als sie sich hätte ausmalen können, gab nur höfliche Antworten, wenn sie etwas gefragt wurde, und musste den Impuls unterdrücken, nach ihrer Tochter zu sehen. Und das hätte sie auch getan, wenn sie nicht das Gefühl gehabt hätte, dass Sabine auf sie einfach nur mit Zurückweisung reagieren würde. Kate glaubte nicht, dass sie an einem Tag noch mehr Ablehnung verkraften würde.

Allerdings war es damit noch nicht vorbei. Als Joy nach einer halben Tasse Tee gegangen war, um nach Edward zu schauen, fragte Christopher, dem Sabines Bemerkungen offenbar noch immer zu schaffen machten, wann Kate vorhabe, ihrer Tochter ein paar Manieren beizubringen.

«Bitte lass das, Chris», gab Kate erschöpft zurück. «Ich bin müde.»

«Von irgendjemandem muss sie schließlich lernen, wie man sich benimmt, oder? Und du bist das eindeutig nicht.»

«Was soll das heißen?»

«Genau das, was ich sage. Dass du dir nicht gerade ein Bein dafür ausreißt.»

Kate sah ihn an. Er hatte wieder angefangen. Sie war erst seit zwei Stunden da, und er hatte wieder angefangen. Es war, als hätten die letzten sechzehn Jahre überhaupt nicht stattgefunden, und er würde einfach wie üblich darauf herumreiten, dass sie angeblich nicht wusste, wie man sich richtig benahm.

«Oh, Chris, jetzt hör aber auf, ja? Ich bin gerade erst angekommen.»

«Lass es gut sein, Darling.» Julia, die angeblich bei der kleinsten familiären Auseinandersetzung Hautausschlag bekam, stand auf, als wollte sie hinausgehen.

«Und warum sollte ich es gut sein lassen? Jetzt, wo der alte Herr abtritt, kommt sie hierher, nachdem sie dafür gesorgt hat, dass sich ihre Tochter bei Mum einschmeichelt. Da finde ich es nur fair, wenn sie sich ein paar unbequeme Wahrheiten anhören muss.»

«Was hast du gesagt?» Obwohl sie das Gemecker ihres Bruders gewohnt war, traute Kate kaum ihren Ohren.

«Du hast es doch gehört. Es ist eindeutig, was du da tust, Katherine, und ehrlich, ich finde es ekelhaft.»

«Denkst du wirklich, ich wollte hierher zurückkommen? Denkst du wirklich, Sabine will hier sein? Meine Güte, ich

wusste zwar schon immer, dass du nichts von mir hältst, aber das jetzt war wirklich das Allerletzte.»

Ihr Bruder bohrte die Hände tief in die Hosentaschen und schaute verbissen ins Kaminfeuer. «Es ist eben unheimlich bequem für dich, oder? Jahrelang interessierst du dich nicht die Bohne für die zwei, und jetzt, wo er stirbt, flatterst du plötzlich mit deiner Tochter an wie die Aasgeier.»

Kate stand auf. «Wie kannst du es wagen?», rief sie wütend. «Wie kannst du es wagen zu behaupten, ich hätte auch nur das geringste Interesse an Mummys und Daddys Geld? Wenn du mal eine Sekunde lang deine verdammte Paranoia vergessen könntest, würde dir vielleicht auffallen, dass ich bis jetzt sehr gut ohne einen einzigen Cent von ihnen klargekommen bin. Anders als andere Anwesende.»

«Das war ein *Darlehen*.»

«Ja. Ein Darlehen, das du immer noch nicht zurückgezahlt hast, nach ... wie vielen Jahren? Elf? Und obwohl deine eigenen Eltern in einem Haus ohne Zentralheizung bibbern. Das nenne ich wirklich großzügig. Ich bin beeindruckt.»

«Oh, bitte, lasst das doch», sagte Julia an der Tür. «Bitte ...» Doch damit stieß sie auf taube Ohren und ging endgültig hinaus.

«Und wer, glaubst du, bezahlt das, was sie noch haben?» Christopher war aufgestanden und brüllte Kate an. «Wer, glaubst du, bezahlt der verdammten Krankenschwester vierhundert Pfund die Woche? Wer, glaubst du, bezahlt den Unterhalt ihrer Pferde, damit sie so tun können, als wäre ihr

Leben noch so wie früher? Wer, glaubst du, überweist ihnen jeden Monat Geld und behauptet, es käme von ihren Kapitalanlagen, weil er weiß, dass sie es sonst verdammt noch mal nicht annehmen würden? Sieh dich um, Katherine. Mach die Augen auf. Wenn du dir die Mühe machen würdest, unsere Eltern nicht nur alle zehn Jahre mal zu besuchen, wüsstest du, dass sie komplett pleite sind.»

Kate starrte ihn an.

«Aber deine Interessen haben ja noch nie weiter als bis zu deiner eigenen Nasenspitze gereicht, stimmt's? Oder sollte ich sagen, bis unter deine Gürtellinie? Ich nehme an, du stattest auch Alexander Fowler einen Besuch ab, während du hier bist, wo du doch schließlich gerade deinen letzten Kerl losgeworden bist, oder? Fowler hat bestimmt immer noch nichts gegen einen Quickie. Ist ja die einzige Art zu reiten, die dir je gefallen hat.»

Kates Hand landete klatschend auf Christophers Wange.

Schlagartig erlosch die aufgeheizte Stimmung. Fassungslos über das, was sie getan hatte, starrte Kate ihre Hand an, die immer noch von dem Schlag brannte.

«Und?», sagte Christopher lauernd. «Weiß sie es eigentlich? Weiß deine Tochter von ihrer noblen Herkunft?» Er suchte in Kates Gesicht nach einer Reaktion. «Hat sie ihren Vater kennengelernt? Wenn nicht, kannst du ja für sie auch eine Porträtsitzung arrangieren. Das würde wirklich ein ganz reizendes Familienbild werden.»

«Fahr zur Hölle», sagte Kate und schob sich an ihm vorbei aus dem Zimmer.

Das Sommerhaus war nie die Art Sommerhaus gewesen, das man bei diesem wundervollen Wort vor Augen hatte. Zum Beispiel hatte es nie etwas Sommerliches an sich gehabt; seine Fenster waren schon immer schmutzig und mit Moos überzogen, statt im Sonnenschein zu glänzen und zu blitzen. Sein Inventar bestand nicht aus bunt gestrichenen, schmiedeeisernen Gartenmöbeln, sondern aus alten Kartons, eingetrockneten Farbeimern, deren Deckel schon lange festgebacken waren, und Holzresten, hinter denen irgendwelche Insekten raschelten. In ihrer Kindheit hatte es Kate als Schlupfwinkel gedient, ein Ort, an den sie sich zurückziehen und von der Bilderbuchfamilie phantasieren konnte, die sie bald hier wegholen würde. Als Jugendliche hatte sie in dem Sommerhaus ihre erste Zigarette geraucht, Musik aus dem Kofferradio gehört und von Jungs geträumt, die nichts von ihr wissen wollten, weil sie in dem großen alten Kasten wohnte und keine tollen Klamotten trug. Eine Weile später, als es einen Jungen gegeben hatte, war es ein heimlicher Treffpunkt geworden.

Und jetzt war es der Ort, an dem sie ihren wahren Gefühlen über diesen Besuch freien Lauf lassen konnte.

«Scheiße, Scheiße, verdammte Kacke, Scheiße, schieß drauf», keuchte sie und trat in ohnmächtiger Wut an die Wand, sodass das Licht flackerte. «Die Scheißer können mich allesamt

mal. Scheiß auf Christopher. Scheiß auf Justin. Scheiße.
Verdamnte *Scheiße!*»

Es war, als wäre sie wieder sechzehn und in den Augen ihrer Familie außerstande, irgendetwas richtig zu machen. Ihr beruflicher Erfolg, ihre Rolle als Mutter, ihr Selbstwertgefühl – alles zählte nicht mehr, und sie war gegenüber der Niedertracht ihres älteren Bruders genauso ohnmächtig wie all die Jahre zuvor, als er sich auf ihre Arme gekniet und ihr Krabbeltiere aufs Gesicht hatte fallen lassen.

«Ich bin fünfunddreißig Jahre alt, verdammt noch mal», sagte sie zu den Spinnen und den alten Kartons mit Unkrautvernichter. «Wie schaffen sie es immer wieder, dass ich mich so fühle? Wie schaffen sie das, verflixst? Wie schaffen sie es, dass ich mir vorkomme, als wäre ich ein Kind?» Sie hielt inne, wusste, wie dumm sie sich anhörte, und das machte sie noch wütender. «Wie kann es sein ... wie kann es ein, dass ich nach zwei Stunden hier eine verfluchte Wand anbrülle?»

«Also freust du dich, wieder da zu sein?»

Kate fuhr herum. Dann blieb sie ganz ruhig stehen. «Thom?», sagte sie zögernd.

«Wie geht's dir?» Er hatte zwei Beutel Dünger unter dem Arm und in der anderen Hand eine leere Kiste. «Ich wollte dich nicht erschrecken», sagte er, ohne sie aus den Augen zu lassen. «Ich hab vom Lagerschuppen aus das Licht gesehen und dachte, ich hätte es versehentlich brennen lassen.»

Sein Gesicht war breiter geworden. Als Kate auf Kilcarrion gewohnt hatte, war es schmal gewesen, beinahe hager.

Allerdings hatte er damals für seine Jockey-Lizenz trainiert und musste sein Gewicht niedrig halten. Inzwischen waren seine Schultern breit, und unter seinem dicken Pullover war ein kräftiger, muskulöser Körper zu ahnen. Ein Männerkörper, nicht wie damals, als er noch ein Junge gewesen war.

«Du siehst gut aus», sagte sie.

«Du siehst selbst großartig aus.» Langsam breitete sich ein vergnügtes Lächeln auf seinem Gesicht aus. «Aber du *klingst* nicht mehr ganz so süß wie früher.»

Kate wurde rot und hob unbewusst die Hand zu ihrer unvoreteilhaften Brille. «Oh. Tut mir leid. Es ... na ja, du kennst ja meine Familie. Sie bringen nicht gerade das Beste in mir zum Vorschein.»

Er nickte. Noch immer sah er sie an. Kate spürte, wie sich die Röte ihrer Wangen Richtung Hals ausbreitete.

«Meine Güte», sagte sie und fuhr dann fort, «ich ... hab wirklich nicht damit gerechnet, dich hier zu sehen.»

Er reagierte nicht.

«Ich dachte, du arbeitest nicht mehr hier.»

«Hab ich auch nicht. Bin erst vor ein paar Jahren zurückgekommen.»

«Wo warst du? Ich weiß nur, dass du nach England gegangen bist, als ich schon nicht mehr hier war.»

«Bin nach Lambourn. Hab eine Weile in einem Rennstall gearbeitet. Dann bin ich zu einem anderen nach Newmarket, hab Mist gebaut und beschlossen, nach Hause zu kommen.»

«Bist du Jockey geworden? Tut mir leid, ich hab die Rennzeitschriften nie gelesen.»

«Eine Zeitlang war ich Jockey. Kein besonders großartiger, ehrlich gesagt. Dann hatte ich einen Unfall und hab im Rennstall gearbeitet.»

Erst jetzt, als er den Arm hob, sah sie seine Hand. Sie zuckte zusammen. Er folgte ihrem Blick und senkte den Kopf. Dass er sich unwohl fühlte, war nur daran zu erkennen, dass er sein Gewicht von einem Fuß auf den anderen verlagerte. Betreten realisierte Kate, dass sie ihn in Verlegenheit gebracht hatte.

Nach langem Schweigen fragte sie: «Was ist passiert?»

Er sah sie an, fühlte sich mit ihrer Direktheit erkennbar wohler.

«Hab mich mit einem Pferd in der Startmaschine verheddert. Bis sie mich rausgezogen haben, war die Hand nicht mehr zu retten.» Er hob den Arm, als müsse er sich die Hand selbst noch einmal ansehen. «Es ist okay. Es stört mich nicht mehr. Ich komme gut klar.»

Kate dachte an den Thom von früher, mit seiner Energie, seiner überschäumenden körperlichen Kraft und seiner zupackenden Art. «Es tut mir so leid», sagte sie.

«Das bringt nichts.» Seine Stimme klang hart. Offenkundig wollte er ihr Mitleid nicht.

Einen Moment lang herrschte Schweigen, und Kate senkte den Kopf, während Thoms Blick weiter auf ihr ruhte. Als sie wieder aufsaß, wirkte er, als wäre er bei etwas ertappt worden,

was er nicht tun sollte. «Ich gehe mal besser», sagte er. «Muss noch die letzten Pferde reinbringen.»

«Okay.» Ihr wurde bewusst, dass sie die Brille abgenommen hatte und sie zwischen den Fingern schaukeln ließ.

«Wir sehen uns.»

«Ja. Ich ... ich bleibe vermutlich mindestens ein paar Tage.»

«Wenn dich deine Familie nicht in den Wahnsinn treibt, was?»

Sie lachte auf, aber es klang nicht fröhlich.

Er wandte sich zum Gehen, zog unter dem Türrahmen den Kopf ein. «Deine Tochter», er hatte sich noch einmal zu ihr umgedreht, «sie ist toll. Wirklich. Das hast du richtig gut gemacht.»

Unwillkürlich strahlte Kate übers ganze Gesicht. Wahrscheinlich zum ersten Mal seit ihrer Ankunft. «Danke», sagte sie. «Vielen Dank.»

Und dann ging er, eine Schattengestalt, die in der Dämmerung verschwand.

Kapitel 10

Es ist nie einfach, an den Ort zurückzukehren, an dem man aufgewachsen ist. Schon gar nicht, wenn die eigene Mutter anscheinend nicht mit der Tatsache zurechtkommt, dass man erwachsen geworden ist. Andererseits hatte Joy ohnehin nicht damit gerechnet, dass die Wiederbegegnung mit ihrer Mutter herzlich oder unkompliziert werden würde.

Zudem waren ganze sechs Jahre vergangen, seit Joy das letzte Mal in Hongkong gewesen war. Sechs Jahre, in denen sie mit Edward rund um die Welt an seinen verschiedenen Einsatzstellen gelebt hatte, sechs Jahre, in denen sie zu einem anderen Menschen geworden war oder jedenfalls zu einem Menschen, der viel größere Erwartungen und viel mehr Selbstvertrauen besaß als die alte Joy; sechs Jahre, in denen ihr Vater gestorben war und ihre Mutter immer mehr mit dem Leben haderte.

Joy hatte durch ein Telegramm von dem Herzinfarkt ihres Vaters erfahren, während sie auf dem Marinestützpunkt in Portsmouth wohnten. Sie hatte still getrauert, niedergedrückt von Schuldgefühlen, weil sie bei seinem Tod nicht da gewesen war und der Ahnung, dass es ihr womöglich lieber gewesen wäre, wenn es ihre Mutter als Erste getroffen hätte. «Das ist vermutlich genau, was sie wollte», hatte sie zu Edward gesagt,

der bei ihrem scharfen Ton die Augenbrauen gehoben hatte. «Jetzt kann sie endlich einen anderen heiraten. Jemanden, der ihre Ansprüche erfüllt.»

Doch Alice hatte sich durch den Tod ihres Mannes ganz und gar nicht befreit gefühlt. Stattdessen hatte sie den verstorbenen Graham Leonard erneut zu ihrem Lebensmittelpunkt gemacht, auch wenn sie ihm gegenüber nicht milder gestimmt war als zu seinen Lebzeiten. Ganz im Gegenteil. «Jetzt ist es zu spät für mich», schrieb sie in ihren Briefen, und zwischen den Zeilen klang durch, dass sie nicht in dieser unerfreulichen Situation wäre, wenn er den Anstand gehabt hätte, früher zu sterben, nämlich bevor sie füllig um die Mitte geworden war, ihre Haut die Spannkraft verloren hatte und sich in ihrem Haar mehr als nur vereinzeltes Grau zeigte. Und dann hatte auch noch Duncan Alleyne, abgeschreckt von ihrer plötzlichen Verfügbarkeit, seine Aufmerksamkeit der jugendlicheren Penelope Standish zugewandt, deren Ehemann zwar häufig nicht da, aber höchst lebendig war. In diesen Briefen gelang es ihr auch, in leicht märtyrerhaftem Ton gleichzeitig zu erkennen zu geben, wie sehr sie unter Joys Abwesenheit litt, und sich dennoch jeglichen Gedanken an eine Rückkehr ihrer Tochter zu verbieten. «Du hast jetzt dein eigenes Leben», lautete ein besonders häufig wiederholter Satz, wenn ihr Joy widerstrebend das Gästezimmer an dem Ort anbot, an dem sie gerade stationiert waren. Sie konnte Alice' beißenden Tonfall geradezu hören, wenn sie las: «Du willst dich schließlich nicht mit einer alten Frau belasten.»

«Liebe Mutter», schrieb sie dann höflich zurück, «wie gesagt bist du bei Edward und mir jederzeit willkommen.» Damit ging sie kein Risiko ein. Sie wusste genau, dass Alice ihr Haus in der Robinson Road mit den Parkettböden und der wundervollen Aussicht niemals für die beengten und «unmanierlichen» Wohnverhältnisse eintauschen würde, in denen die Familien von Marineangehörigen lebten. Trotzdem ließ Joy in jeden ihrer Briefe sicherheitshalber wenigstens eine Bemerkung zu Käferplagen, unzuverlässigen Dienstboten oder Kindergeschrei von nebenan einfließen.

Joy wollte nicht nach Hongkong zurück. Sie hatte das Gefühl, in ihren sechs Jahren als Offiziersfrau die alte, unglückliche Joy mit ihrer Unbeholfenheit und ihren eingeschränkten Freiheiten hinter sich gelassen zu haben. Statt sich verstellen zu müssen, hatte sie einfach sie selbst sein können. Ihre Sehnsucht nach der weiten Welt hatte sich in den vielen Umzügen rund um den Globus erfüllt: von Hongkong nach Southampton, weiter nach Singapur, eine kurze Zeit auf den Bermudas und nun Portsmouth. Edward hatte einmal gesagt, er habe die einzige Offiziersgattin zur Frau, die angesichts eines neuen Einsatzortes nicht seufzte, sondern begeistert die Kisten packte. Joy hatte jede neue Station genossen, ganz gleich, ob es das wolkenverhangene Südengland war oder die Glut der Tropen. Überall erlebte sie etwas Neues, konnte ihren Horizont erweitern, und diese Erfahrungen dämpften ihre Befürchtungen, von gesellschaftlichen Konventionen eingeschränkt zu werden.

Doch am wichtigsten blieb, dass sie mit Edward zusammen sein konnte. Auch wenn sie ihn nicht mehr geradezu vergötterte wie zu Beginn, blieb er weiterhin viel liebevoller und aufmerksamer, als sie je erwartet hatte. «Ich bin glücklich.» Das hatte sie häufig vor sich hingemurmelt wie ein abergläubisches Mantra, als könnte sie mit diesen drei Worten verhindern, dass ihr Glück irgendwann endete. Sie mochte das Gefühl, dass sie ein Team waren, zwei Menschen, die am gleichen Strang zogen, anders als ihre Eltern oder viele andere Paare aus ihrer Bekanntschaft, deren Ehen mit Enttäuschungen, Verpflichtungen und verlorenen Träumen belastet waren. Joy musste keine Träume aufgeben, denn sie hatte gerade erst begonnen, sich welche zu erlauben.

Trotzdem hatte sie einiges erst lernen müssen. Zum Beispiel einen Haushalt zu führen. Die Probleme mit schwierigen Angestellten, der Heizung oder der ewigen Frage, was es zum Essen geben sollte, hatten sogar dazu geführt, dass sie ein gewisses Verständnis für ihre Mutter entwickelte. Nachdem sie immer eher eine Einzelgängerin gewesen war, musste sie sich auch daran gewöhnen, dass Edward ihre Aufmerksamkeit brauchte. So sehr, dass es ihr manchmal zu viel wurde, wenn er ihr nach einer längeren beruflichen Abwesenheit von einem Zimmer ins andere folgte wie ein anhänglicher Hund. Sie musste auch lernen, geselliger zu sein. Edwards Position erforderte häufige Einladungen von neuen Mitarbeitern, Geschäftspartnern oder Offizierskollegen, die mit ihren Schiffen in den Hafen einliefen. Joy musste

Abendgesellschaften organisieren, die Speisefolge festlegen, die Arbeit an die Haushaltshilfen verteilen und dafür sorgen, dass Edwards Uniformen stets makellos waren.

Das alles störte sie nicht. Sie erlebte Partys in der Rolle als Edwards Frau anders und schlug sich gut dabei, selbst wenn ihr der Gesprächsstoff ausging. Er sagte immer, ihre Gesellschaft sei ihm allemal lieber als die ihrer Gäste. Manchmal bekam er sogar von seinen Offizierskollegen zu hören, er widme seiner Frau zu viel Aufmerksamkeit. Anscheinend war es nicht angesagt, so viel Interesse zu zeigen.

Also hatten Edward und sie einen Code entwickelt. Sich an der Nase zu reiben bedeutete, dass jemand besonders langweilig war, sich über die Haare zu streichen, dass man es mit einem Wichtigtuer zu tun hatte, und sich am linken Ohr zu zupfen, dass man dringend gerettet werden wollte. Und Edward rettete sie immer, kam mit einem Drink und einem Scherz zu der Gruppe und steuerte sie woandershin. Dann gab es noch ein anderes Zeichen, eines, das bedeutete, dass sie dringend allein sein sollten. Dabei wurde Joy jedes Mal rot. Edward wollte sehr häufig mit ihr allein sein.

Aber in Hongkong würde alles anders sein, das wusste sie genau. Sie hätte keine Ruhe vor ihrer Mutter, würde wieder die unbeholfene Joy werden, bekannt dafür, in Gesellschaft ein bisschen «schwierig» zu sein. Die Tochter vom guten alten Graham. Die sich glücklich schätzen konnte, überhaupt einen Mann abbekommen zu haben. Obwohl sie nach all den Jahren noch keine Kinder hatte. (Was werden die Leute denken?)

Sie kamen in einer der regenreichsten Wochen seit Beginn der Wetteraufzeichnungen nach Hongkong zurück. Die Hochhäuser, in denen sich die Wohnungen der Marineangehörigen befanden, lagen ständig im Nebel, und die hohe Luftfeuchtigkeit sorgte dafür, dass Joys Haar endgültig nicht mehr zu bändigen war. Doch das Gebäude war neu, und als Joy die Anlieferung der Möbel in das geräumige Appartement im dritten Stock überwachte, war sie begeistert davon, dass es nicht nur ein riesiges helles Wohnzimmer mit Blick auf den Hafen, ein Esszimmer und drei Schlafzimmer gab, sondern auch einen dieser ultramodernen Luftentfeuchter, die zwar laut waren, aber gegen die Schimmelbildung in der Regenzeit halfen.

Gegen den Schimmel anzugehen, war für die Frauen in der Kolonie ein ewiger Kampf. In den Schränken mussten kleine Elektroheizgeräte aufgestellt und die Lederschuhe ständig abgewischt werden, andernfalls bildeten sich in den feuchtwarmen Wohnungen binnen zwei Wochen grünliche Beläge, und die besten Kleidungsstücke hatten Stockflecken. Die Zigaretten mussten besonders gehütet werden, denn selbst wenn man nicht rauchte, musste man sie seinen Gästen anbieten können, und es gab nichts Peinlicheres, als einem Gast bei dem Versuch zuzusehen, sich eine feuchte Zigarette anzuzünden. Und die ganze Zeit hing ein muffiger, unangenehmer Geruch in der Luft, der auf unsichtbare Pilzsporen hinzuweisen schien. Joy hatte den Entfeuchter angeschaltet, noch bevor all ihre Sachen in der Wohnung

waren, und die chinesischen Boys nickten beifällig, als die Maschine mit leisem Rauschen begann, die Feuchtigkeit aus der Luft zu ziehen.

Sie könnten sich glücklich schätzen, die Wohnung bekommen zu haben, hatte eine der anderen Hausbewohnerinnen Joy erklärt. Seit die Kommunisten in China an der Macht waren, hatte es einen enormen Zustrom von chinesischen Flüchtlingen in die britische Kronkolonie Hongkong gegeben und in der Folge eine verheerende Wohnungsnot. Alles wirkte chaotischer und überfüllter als früher, auf den Hügeln entstanden Barackensiedlungen, und im Hafen lagen dicht an dicht kleine Sampan-Wohnboote. Zudem hatte die Bedeutung der Kolonie als Handelszentrum zugenommen, was weiteren Zuzug von Kaufleuten und Unternehmern bedeutete, die sich die besten Häuser sicherten und die Mieten in die Höhe trieben.

Es gab jedoch auch willkommene Veränderungen. Die neuen Dairy-Food-Geschäfte machten mit ihrem Angebot an frischen Lebensmitteln den Einkauf leichter, die Vielfalt in den Läden hatte zugenommen, und man kam einfacher an Zeitschriften und Bücher. Im Wan-Chai-Viertel hatte sich ein schillerndes Nachtleben entwickelt, in dessen neuen Bars, wie dem Smoky Joe's oder dem Pussycat, Truppenangehörige und einsame Handelsvertreter Unterhaltung suchten. Joy war ziemlich neugierig auf diese Bars und hätte gern selbst festgestellt, ob es dort wirklich so skandalös zuging, doch Edward schien kein Interesse daran zu haben, und es waren nun einmal keine

Lokale, die eine ehrbare Frau allein aufsuchte – schon gar nicht bei Nacht.

Joy's Mutter beklagte sich bitter über den endlosen Baulärm und darüber, dass durch die Hochhäuser, die weiter unten am Wasser errichtet wurden, all die schönen Aussichten verschwanden. Auch sie konnte wegen der neuen Büroblocks, die an der Central und Des Voeux Road emporragten, von ihren Fenstern aus das Meer nicht mehr sehen. Zudem fand sie das Gedränge, das inzwischen in der Straßenbahn herrschte, höchst unangenehm und war deshalb sehr von Joy's Auto beeindruckt, einem weißen Morris 10, mit dem Joy jeden Tag zum Hafen hinunterfuhr, um Edward von der Arbeit abzuholen.

«Ich fahre dich zum Stanley Market, wenn du möchtest», sagte Joy. Alice fand die Unabhängigkeit ihrer Tochter erstaunlich. «Ungewöhnlich» nannte sie es Joy gegenüber. Stella's Mutter gegenüber nannte sie es allerdings «Ein bisschen zu männlich für meinen Geschmack». Das konnte sie vor Mrs. Hanniford gefahrlos zugeben, schließlich wusste jeder, dass Stella ihren Ehemann verlassen hatte, und deshalb konnte sich Mrs. Hanniford keine Kritik an Joy leisten.

«Ich möchte dir keine Umstände machen», sagte Alice.

«Mummy, das macht mir überhaupt keine Umstände. Ich muss sowieso ein neues Tischtuch kaufen, und du kannst mir beim Aussuchen helfen. Komm schon, das wird eine nette Abwechslung.»

Alice zögerte. «Ich überleg's mir.»

Während sich Joys Befürchtungen, bei ihrer Rückkehr nach Hongkong wieder in ihre frühere Unsicherheit zurückzufallen, nicht bewahrheiteten, erwies sich der Umgang mit ihrer Mutter als genauso ermüdend und schwierig, wie sie geahnt hatte. Alice mischte sich zwar wenig in ihr Leben ein, doch da waren immer noch ihre missbilligend zusammengepressten Lippen, der enttäuschte Blick, der nun auch noch von ihrem leidenden Gehabe verstärkt wurde und sogar von einem Hauch Neid. Wenn sich Edward beim Nachhausekommen von der Arbeit eine größere Zärtlichkeit erlaubte, als Joy einen Kuss auf die Wange zu hauchen, wandte Alice demonstrativ den Blick ab. Wenn er Alice zum Abendessen einlud – er ging nämlich erstaunlich nachsichtig mit seiner Schwiegermutter um –, nahm sie zögernd an, allerdings erst, nachdem sie mehrfach wiederholt hatte, dass sie «nicht stören wolle». Wenn er Joy einen Reitausflug in die New Territories vorschlug, «nur wir beide», schnellten Alice' Augenbrauen in die Höhe, als hätte er sie zu öffentlich zelebrierten sexuellen Perversitäten vor den Horsd'œuvres aufgefordert.

Joy versuchte, Verständnis zu haben, aber in Wahrheit ärgerte es sie maßlos, ihr Glück herunterspielen zu müssen, um ihre Mutter bei Laune zu halten.

«Vielleicht könntest du mir helfen, eine Amah zu finden», sagte Joy, während ihre Mutter mit kaum verhohlenen Missfallen das Tischtuch befigerte, das Joy ohne ihre Begleitung auf dem Stanley Market gekauft hatte.

«Was für eine Art Amah?»

«Keine Ahnung», sagte Joy erschöpft. «Einfach jemand, der mir hilft. Die Wäsche macht. Mir war nicht klar, wie oft Edward bei diesem schwülen Klima die Hemden wechseln muss.»

«Aber wer kocht denn bei euch?»

«Ich», erklärte Joy beinahe entschuldigend. «Wenn wir keine Gäste haben, meine ich. Eigentlich koche ich sehr gern für ihn.»

«Du brauchst eine Amah für die Wäsche und eine Erst-Amah fürs Kochen», erklärte Alice entschieden. «Die erste Amah kann sich dann auch um die Kinder kümmern, wenn ihr welche bekommt.»

Sie schien den scharfen Blick nicht zu bemerken, den ihr Joy zuwarf.

«Also», sagte sie und blätterte durch ihr kleines, ledergebundenes Adressbuch, «in Causeway Bay wohnt eine Wäsche-Amah namens Mary, die Arbeit sucht. Ich habe letzte Woche ihre Telefonnummer notiert, weil sich Bei-Lin absolut unmöglich benommen hat. Sie soll ruhig wissen, dass sie nicht unersetzlich ist, ganz egal, wie lange sie schon bei mir arbeitet. Sie hat sich seit dem Tod deines Vaters sehr verändert. Wird immer mürrischer. Außerdem hat Judy Beresford von einer Erst-Amah gesprochen, deren Arbeitgeber nach Europa zurückgehen. Ich frage nach, ob sie noch frei ist. Sie wäre bestimmt sehr passend für dich.» Mit einem Blick auf Joy hielt sie inne. «Ich will mich aber nicht einmischen.»

«Das sind gute Neuigkeiten für meine Hemden», sagte Edward beim Abendessen. «Du hast viele Stärken, mein Liebling, aber Wäsche zu machen gehört nicht dazu. Ich hatte schon angefangen zu überlegen, ob ich sie besser selbst wasche. Aber wozu um alles in der Welt sollten wir eine Hausangestellte brauchen? Noch dazu, wo wir keine Kinder haben.»

Joy schaute von ihrem Teller auf.

Edward sah ihr in die Augen. Dann musterte er das Gedeck, das vor Joy auf dem Tisch stand. «Warum trinkst du heute eigentlich keinen Wein?», fragte er.

Kate stand im Flur hinter der Tür und beobachtete, wie ihre Mutter und ihre Tochter die Köpfe über einem sepiabraunen Foto zusammensteckten. Sabine rief aus, wie «cool» sie das alte weiße Auto fand, während Joy lachend erzählte, wie ängstlich sie durch die überfüllten Straßen von Hongkong gefahren war. «Ich hatte gerade erst fahren gelernt», sagte sie, «dein Großvater hat es mir beigebracht, weil die Fahrstunden so teuer waren, aber hinterher hatte er immer einen Brandy nötig.»

Kate war nach oben gekommen, um nach Sabine zu suchen. Obwohl Christopher und Julia wieder in Dublin waren, verbrachte Sabine ihre gesamte Zeit weiterhin damit, zu reiten, ihrem Großvater vorzulesen oder ihrer Großmutter über «die alten Zeiten», wie sie es nannte, Löcher in den Bauch zu fragen. Die Folge davon war, dass Kate schon seit ein paar Tagen nicht recht wusste, was sie mit sich anfangen sollte, und

jedes Mal dankbar war, wenn ihr Sabine gnädigerweise Gesellschaft leistete.

Das kam allerdings recht selten vor. Kate redete sich ein, dass sie darüber nicht enttäuscht war, schließlich hatte Sabine schon seit ihrem dreizehnten Geburtstag kaum noch etwas mit ihr unternehmen wollen, sondern dass es sie nur wunderte, wie sehr sich ihre Tochter für alles Irische begeisterte. Sie hatte ihre Großeltern mit unbefangener Zuneigung ins Herz geschlossen, erstaunlicherweise ihre Liebe zu dem kleinen Schimmel entdeckt, und am überraschendsten war, dass sie ihr großstädtisches Bedürfnis danach, «cool» zu sein, abgelegt hatte. Es störte sie nicht einmal mehr, dass ihre Sneaker total verdreckt waren. Allerdings lehnte sie Kates Hilfsangebote stets leicht genervt ab, sei es, wenn sie vorschlug, dem Großvater das Essen hinaufzutragen oder Sabine beim Vorlesen abzulösen. «Sie ist sehr besitzergreifend, was ihn angeht», erklärte Mrs. H. wohlwollend. «Das hätte man sich nie vorstellen können, als sie angekommen ist.»

Mrs. H. war diejenige gewesen, die sie am herzlichsten willkommen heißen hatte, und Mrs. H. war es auch, die Kate erklärte, ihre Tochter fühle sich in Kilcarrion erst seit kurzem so wohl. Doch dann erlebte Kate, wie Sabine mit Mrs. H. sprach, und fühlte sich erneut ausgeschlossen und unzulänglich.

Nur einmal hatte bessere Stimmung zwischen ihnen geherrscht, und zwar, als Kate in Sabines Zimmer ging, um ihr zu sagen, dass sie nicht mehr mit Justin zusammen war. Sie

hatte es ihr möglichst schonend beigebracht, weil sie befürchtete, Sabine könne das als weitere Umwälzung in ihrem Leben betrachten. Doch ihre Tochter hatte nur schweigend zugehört, als habe sie diese Trennung schon lange erwartet, und erklärt, das sei ja wohl «keine Überraschung».

«Also macht es dir nichts aus?»

«Warum sollte es mir was ausmachen? Der Typ war ein Arsch.»

Kate war bei diesem unverblühten Urteil beinahe zusammengezuckt. Sie war nicht mehr an die zartfühlende Ausdrucksweise ihrer Tochter gewöhnt. «Dann meinst du, ich habe das Richtige getan?»

«Warum sollte es mich kümmern, was du getan hast? Es ist schließlich dein Leben.» Damit hatte sich Sabine wieder ihrem Buch zugewandt. «Ich hab mir ohnehin gedacht, dass es so kommt», murmelte sie, ohne den Blick zu heben.

Kate sah sie nur stumm an.

«Na ja, du bist doch noch nie bei irgendwas geblieben, oder? Jedenfalls nicht, was deine Beziehungen angeht. Nicht so wie Großmutter und Großvater.»

Sie hatte leise gesprochen, und trotzdem fühlte sich Kate von ihren Worten so getroffen, als hätte Sabine einen Schuss abgefeuert. Verletzt ging sie aus dem Zimmer. Danach war Sabine etwas netter mit ihr umgegangen, vielleicht hatte sie gespürt, dass sie zu schroff gewesen war, aber sie schien sich trotzdem mit beinahe jedem im Haus wohler zu fühlen als mit ihrer Mutter.

Und an diesem Vormittag entdeckte sie ihre Tochter nach langer Suche im Arbeitszimmer.

Als sie die beiden so zusammensitzen sah, behaglich, vertraut und entspannt miteinander, schnürte sich Kates Kehle zusammen, so ausgeschlossen fühlte sie sich. Leise zog sie die Tür zu und ging wieder nach unten.

Hätte Sabine gewusst, dass ihre Mutter weinte, weil sie sich so rarmachte, hätte sie vielleicht Schuldgefühle gehabt oder das Bedürfnis, sie zu trösten – immerhin war Sabine nicht böartig. Aber sie war sechzehn und hatte demzufolge über viel wichtigere Dinge nachzudenken, zum Beispiel darüber, ob sie mit Bobby McAndrew ausgehen sollte oder nicht. Er hatte zwei Tage nach der Jagd angerufen (interessiert, aber nicht zu klettenmäßig interessiert, wie sie beifällig registrierte) und vorgeschlagen, in den Pub oder ins Kino zu gehen oder was auch immer sie wollte. Joy, die an den Apparat gegangen war, hatte der etwas blass werdenden Sabine nur mit der Bemerkung den Hörer in die Hand gegeben, dass «einer ihrer jungen Freunde» dran sei. Bobby, der mitgehört hatte, lachte. «Hier ist dein junger Freund Bobby», erklärte er und brach damit das Eis, worauf Sabine die Vorstellung, sich mit einem irischen Jungen zu verabreden, nicht mehr so befremdlich fand.

Nun aber, als der Samstag immer näher rückte, wusste sie nicht mehr genau, ob sie es wirklich tun sollte. Es wäre zwar kein Problem, aus dem Haus zu kommen, nachdem zurzeit niemand besonders darauf achtete, was sie unternahm, aber

sie war nicht mehr sicher, ob sie einen Abend mit Bobby verbringen wollte. Zum einen konnte sie sich nicht mehr erinnern, ob er ihr tatsächlich so gut gefiel. Zum anderen würde er am Ende des Abends womöglich mit ihr knutschen wollen, und irgendwie hätte sie dann das Gefühl, untreu zu sein. Denn auch wenn Thom bisher durch nichts zu erkennen gegeben hatte, dass er Lust darauf hatte, mit ihr zu knutschen, wollte sie sich diese Möglichkeit noch nicht verbauen. Vielleicht war er ja nur schüchtern.

Auch Annie half ihr nicht bei der Entscheidung. Sie hatte sich Sabines Dilemma zwar angehört, allerdings nur auf ihre typische Art, bei der sie aus dem Fenster sah, sinnlos zwischen den Fernsehkanälen herumzappte oder durch den Raum ging, als würde sie nach etwas suchen.

«Du solltest gehen», sagte sie dann. «Es ist gut, wenn du Freunde findest.»

«Ich brauche nicht noch mehr Freunde.»

«Ja, aber es ist trotzdem gut für dich, aus diesem Haus herauszukommen. Du verbringst unheimlich viel Zeit nur mit deinem Großvater.»

«Und wenn er mehr will als Freundschaft?»

«Tja, dann hast du einen Liebsten.»

«Und wenn ich nicht weiß, ob ich einen Liebsten haben will?»

An diesem Punkt hatte Annie sie ziemlich erschöpft angesehen und gesagt, dass sie es eben auch nicht wissen könne und dass sie schrecklich müde sei und ob Sabine nicht

später noch mal wiederkommen wolle, weil sie sich jetzt gern kurz hinlegen würde.

Ihre Mutter wollte Sabine erst gar nicht um Rat fragen, denn sie würde entweder einen peinlichen Wirbel um Sabines «Date» machen und darauf bestehen, sie hinzufahren, damit sie «Hallo» sagen konnte, oder in gekränktes Schweigen versinken, weil es Sabine in Irland so gut gefiel, dass sie anfing, sich hier ein eigenes Lebensumfeld zu schaffen. Das ist nicht meine Schuld, hätte Sabine am liebsten geschrien, wenn sie ihre Mutter mit einem Gesicht wie drei Tage Regenwetter im Haus herumschleichen sah, wie es Mrs. H. ausgedrückt hätte. Du bist diejenige, die unser Leben auf den Kopf gestellt hat. Du bist diejenige, die dafür gesorgt hat, dass ich hierhergekommen bin.

Dass es mit Justin auseinandergegangen war, hatte Sabine richtig gefreut, auch wenn sie das Kate nicht sagte. Es war schließlich ganz klar, dass er ihre Mutter hatte sitzenlassen, nicht umgekehrt, und deswegen fiel es Sabine irgendwie noch schwerer, sie zu respektieren.

Zu guter Letzt erzählte sie es ihrem Großvater. Es war dieser Tage einfach, ihm etwas zu erzählen, wo er sie nicht ständig damit unterbrach, dass sie lauter sprechen sollte, oder sich über ihr unpünktliches Erscheinen am Esstisch ärgerte. Er mochte es, wenn sie bei ihm saß und ihn unterhielt, das erkannte Sabine daran, dass sich sein Gesichtsausdruck entspannte und er ihr manchmal ganz schwach die Hand drückte.

«Er würde dir wahrscheinlich gefallen», erklärte sie ihm, während sie ihre Füße an seiner Bettkante abstützte, «er interessiert sich nämlich für die Jagd und ist ein ziemlich guter Reiter. Er krallt sich nicht an der Mähne fest oder so was, wenn er über ein Hindernis springt. Vielleicht kennst du sogar seine Familie. Sie heißen McAndrew.»

An dieser Stelle war sie ganz sicher, dass er ihr schwach die Hand drückte.

«Aber es ist kein richtiges Rendezvous. Ich meine, ich hab nicht vor, ihn zu heiraten oder so. Aber es ist einfach gut, wenn ich hier ein paar Freundschaften schliesse.»

Sabine nahm ein Papiertaschentuch und wischte ihrem Großvater sanft einen Speichelfaden vom Mundwinkel. «So was ist mir mal in der U-Bahn passiert», sagte sie und grinste. «Ich war total lange mit einer Freundin aus und hab bei ihr übernachtet. Und am nächsten Morgen bin ich an der Schulter meines Sitznachbarn in der U-Bahn eingedöst. Und als ich wieder aufgewacht bin, hatte er einen kleinen, feuchten Fleck auf der Schulter, weil ich ihn angesabbert hatte. Ich hätte *sterben* können!»

Sie starrte ihn erschrocken an. «Na ja, es war jedenfalls ziemlich peinlich. Aber es wäre vielleicht ein guter Trick. Wenn ich diesen Bobby McAndrew doch blöd finde, sabbere ich ihm im Kino auf die Schulter. Das schreckt ihn garantiert ab.»

Sabine schwang sich auf die Füße, weil gleich die Krankenschwester von ihrer Mittagspause zurückkommen würde. «Ich halte dich auf dem Laufenden», sagte sie fröhlich

und drückte ihm einen Kuss auf die Wange. «Und immer schön cool bleiben.»

Kate hatte vier Möglichkeiten auf Zettel geschrieben. Nach London zurückgehen; in einer Woche nach London zurückgehen; in ein Hotel umziehen und auf die Kosten pfeifen und viertens: Lass dich nicht von ihnen fertigmachen. Maggie zufolge musste man die Zettel zusammenfalten, in die Luft werfen, sich einen davon schnappen und so das Schicksal entscheiden lassen (oder vielleicht auch das Unterbewusstsein, das konnte sich Kate nie merken). Als Handlungsanweisung lieferte es zuverlässig die falsche Antwort. Während es Kate mit jeder Faser ihres Körpers zum Fähranleger drängte, riet ihr die Zettelmethode zur dritten Möglichkeit, die sie sich nicht leisten konnte und die kein bisschen zur Lösung ihrer Probleme beitrug.

Aber dazu hatte sie eine Woche in ihrem Elternhaus gebracht, ging es ihr durch den Kopf, als sie wütend über die feuchten Uferweiden stiefelte. Schulmädchenorakel und Aberglaube. Schmollgesicht gegenüber ihren Eltern. Unfähig, die richtigen Worte zu finden. Die emotionale Reife einer Fünfzehnjährigen.

So hatte sie sich ihre Rückkehr nicht vorgestellt. Sie hatte entspannt und gut gelaunt wiederkommen wollen, als erfolgreiche Autorin mit ein paar Buchveröffentlichungen, einem gutaussehenden, intelligenten Lebensgefährten und einer glücklichen, liebevollen Tochter. Sie hatte ein gesundes

Selbstvertrauen ausstrahlen wollen, das ihre Eltern zu der Einsicht gezwungen hätte, dass man auch auf andere Art leben konnte als sie. Nur deshalb sind sie doch so nett zu dir, hätte sie am liebsten zu ihrer Tochter gesagt, weil du dich völlig an sie anpasst. Es ist leicht für sie, nett zu dir zu sein, wenn du tust, was sie wollen. Kompliziert wird es erst, wenn du tust, was *du* willst.

Doch so war es natürlich nicht gelaufen. Sie wurde bei ihrer Rückkehr zwar nicht gerade als das schwarze Schaf der Familie angesehen, aber sehr wohl als gescheitert, dumm und hoffnungslos in der Sackgasse sitzend. Sie war einfach wieder die Außenseiterin. Diejenige, die nicht ritt, die exzentrisch gekleidet war, die keine Karriere gemacht hatte und keine dauerhafte Beziehung führen konnte. Und inzwischen sah sie sogar ihre eigene Tochter durch diese alles andere als rosarote Brille. Und weil sie eben keinen gutbezahlten Job hatte, konnte sie nicht einmal spazieren fahren oder ins Kino oder in den Pub verschwinden, sondern musste über matschige Felder stapfen, wenn sie ihrem schrecklichen Elternhaus entkommen wollte.

Hier, rings um Ballymalnaugh, war die Landschaft nicht einmal besonders schön, sondern bestand nur aus endlos vielen hügeligen Weiden, die unter dem grauen Himmel nicht smaragdgrün, sondern bräunlich wirkten, nur von struppigen Hecken und hier und da einer einsamen, windgepeitschten Kreuzung unterbrochen. Hier herrschte weder der sanfte Liebreiz der Sussex Downs noch die wilde, ungezähmte Schönheit der Peaks. Was es hier gab, dachte Kate mürrisch,

waren nassgeregnete Schafe. Und kahle, tropfende Bäume. Und Schlamm.

Es hatte natürlich angefangen zu regnen. Weil sich da oben ihr Leben lang jemand über sie lustig machte. Und natürlich hatte sie als dämliche Städterin weder eine regenfeste Jacke noch einen Schirm dabei. Während ihr das Wasser in den Kragen lief, sah Kate zu dem düsteren Himmel empor und dachte sehnsüchtig an Möglichkeit eins. Geh einfach, sagte sie sich. Geh einfach nach London zurück. Daddy scheint sich wieder gefangen zu haben, und es sieht nicht mehr so aus, als würde er jeden Moment sterben. Und schließlich konnte niemand von ihr erwarten, dass sie auf unbestimmte Zeit ihr Leben auf Eis legte, oder? Aber was wäre mit Sabine? Wahrscheinlich kommt sie nie mehr nach Hause, wenn ich jetzt nach London zurückfahre, dachte Kate.

Als wollte das Wetter ihre Stimmung widerspiegeln, begann es noch heftiger zu regnen. Während sie auf ein Wäldchen zuging, konnte sie kaum noch etwas erkennen, alles erschien verzerrt und verschwommen. Warum hat eigentlich noch niemand Scheibenwischer für Brillen erfunden?, dachte sie schlecht gelaunt, während sie sich in ihrer Wolljacke frierend am Waldrand unterstellte.

In diesem Moment hörte sie ein Geräusch. Es war ein gedämpftes, unregelmäßiges Hämmern, das von leisem Klirren durchsetzt wurde. Zuerst konnte sie durch ihre nassen Brillengläser nichts erkennen, dann aber machte sie die Gestalt eines Pferdes aus, das durch den Wald auf sie zugaloppierte.

Riesenhaft und schnaubend, eingehüllt in den dampfenden Schweiß seines eigenen Körpers, wirkte es wie das Schlachtross eines Ritters aus dem Mittelalter, das von einem grauenhaften Gefecht zurückkehrte. Kate zog sich erschrocken zwischen die Bäume zurück.

Doch das Tier hatte sie gesehen. Es wurde langsamer, trottete auf sie zu. Erst in diesem Moment erkannte Kate den Reiter. Im Sattel, angetan mit einem weiten braunen Regenumhang und einem breitrempigen Hut, saß Thom. «Alles klar mit dir?», fragte er.

Sein plötzliches Auftauchen hatte Kate die Sprache verschlagen. Als sie wieder etwas sagen konnte, klang sie wortgewandt und großstädtisch und überhaupt nicht so, wie sie sich in Wirklichkeit fühlte. «Mit mir ist nichts, was ein Regenschirm, ein trockener Satz Kleidung und ein neues Leben nicht in Ordnung bringen könnten.» Sie strich sich das Haar aus dem Gesicht. «Ich warte nur ab, bis es aufhört zu regnen, damit ich wieder zurückgehen kann.»

«Du bist klatschnass.» Er verlagerte sein Gewicht im Sattel. «Willst du aufsteigen? Dieser Bursche hier ist lammfromm. Mit ihm bist du viel schneller zurück.»

Kate musterte das riesige Pferd, dessen tellergroße Hufe sich unruhig und viel zu nah an ihren Füßen bewegten und das ungeduldig mit seinem gewaltigen Kopf nickte, als wollte es so schnell wie möglich aus diesem Regen heraus. Sein Blick wanderte herum, sodass das Weiße in seinen Augen aufblitzte,

und sein Atem kam in kurzen, warmen nebelweißen Stößen, als wäre es ein Drache.

«Danke. Ich warte lieber.»

Sie spürte Thoms Blick und fühlte sich im Nachteil, weil sie so weit unterhalb von ihm stand. Sie wischte über ihre Brille.

«Das macht mir nichts aus, wirklich.»

«Du kannst nicht hier rumstehen und warten. Dieses Wetter zieht nicht ab, es wird sich einregnen. Und du kannst nicht die ganze Nacht hierbleiben.»

«Thom, bitte ...»

Aber er schwang sich schon aus dem Sattel. Das Pferd am Zügel haltend, nahm er den Hut ab.

«Hier», sagte er, «nimm den.» Er rieb sich mit der feuchten Hand durch sein kurzes Haar, sodass es in glänzenden Stacheln von seinem Kopf abstand.

«Und den hier.» Er hatte den Umhang abgestreift und hielt ihn Kate hin. Sie nahm ihn wortlos, sah nur Thom in seinem dicken Pullover an, auf dem schon die ersten Regentropfen glitzerten. Von seinem Arm bemerkte man gar nichts, es sei denn, man schaute direkt auf die Hand.

«Los, leg ihn um», sagte er. «Ich begleite dich zurück.»

«Dann wirst du total nass.»

«Aber nicht lange. Wenn du in diesem Ding hier bleibst», er deutete missbilligend auf ihre Jacke, «holst du dir eine Lungenentzündung. Komm schon, der schützt dich vor dem Regen.»

Zögernd legte sie den Umhang an, der so weit geschnitten war, dass er sowohl den Sattel als auch den Reiter umhüllen konnte. Er reichte ihr beinahe bis zu den Knöcheln, und Thom grinste, als sie sich den Hut aufsetzte.

«Reite du doch zurück», bat sie ihn. «Dann wirst du nicht so nass. Ich komme jetzt gut zurecht.»

«Ich begleite dich zurück», sagte er entschieden, und Kate beschloss, nicht weiter herumzudiskutieren.

Sie folgten dem Fluss, begleitet von dem schmatzenden Geräusch der Pferdehufe auf der Weide und dem Klirren des Zaumzeugs. Nebel hatte sich ausgebreitet, sodass sich dort, wo normalerweise die Schornsteine von Kilcarrion zu sehen waren, nur ein graues Nichts erstreckte. Kate erschauerte unwillkürlich.

«Gibt es einen Grund dafür, dass du allein hier draußen unterwegs bist?», fragte Thom mit erhobener Stimme, um den Regen zu übertönen.

«Statt auf einem Pferd zu sitzen?»

Er lachte. «Du weißt, was ich meine.»

Kate kam einen Moment lang beim Gehen aus dem Takt. «Es ist nicht so leicht», sagte sie nach einer Weile.

«Zurückzukommen, meine ich.»

«Das kann man wohl sagen.»

«Und warum hast du es dann gemacht?» Sie blieb stehen und sah ihn an. «Warum bist du zurückgekommen?»

«Ach, das ist eine lange Geschichte.»

«Wir haben noch mindestens eine halbe Stunde. Falls kein Taxi vorbeikommt.»

«Stimmt. Aber du bist zuerst dran.»

«Na ja, ich bin zurückgekommen, weil mein Vater im Sterben liegt. Oder zumindest bin ich davon ausgegangen. Aber darüber weißt du vermutlich mehr als ich.» Statt etwas dazu zu sagen, zuckte er nur mit den Schultern. Schuldbewusst registrierte Kate, dass sein Pullover von all dem Regen, den er aufgesogen hatte, nach unten gezogen wurde.

«Und ich wollte Sabine sehen. Aber seit sie hier ist, scheint irgendetwas mit ihr vorgegangen zu sein, und sie ...», Kate hob das Kinn, wollte nicht verletzt klingen, «... scheint nicht mehr zu mir zurückkommen zu wollen.»

So. Sie hatte es eingestanden. Sie wartete auf eine Reaktion, auf ein Urteil, aber Thom ging einfach mit gesenktem Kopf weiter.

Kate seufzte. «Ich kann ihr daraus keinen Vorwurf machen. Es hat ... na ja, es hat zu Hause eine Menge Unruhe gegeben. Ich habe meinen Lebensgefährten für einen anderen Mann verlassen, aber der hat sich als ... na ja, es hat sich herausgestellt, dass er nicht so war, wie ich es mir vorgestellt hatte. Also sitze ich jetzt allein da.» Sie lächelte Thom gezwungen an. «Das überrascht dich wahrscheinlich nicht besonders.»

Thom ging einfach nur schweigend weiter. Wieder zögerte Kate, unterdrückte die Tränen, die ihr in die Augen steigen wollten. «Ich habe trotz allem geglaubt, dass sie sich freuen

würde. Ich dachte, sie würde nach Hause kommen, einfach zu zweit mit mir sein wollen. Sie hat nämlich noch keinen Mann wirklich gemocht, mit dem ich zusammen war. Und ich dachte, sie würde es hier unerträglich finden, mit all den Hausregeln und den blödsinnig streng einzuhaltenden Essenszeiten und dieser ewigen Leidenschaft für die Jagd. Ich wollte immer, dass sie in Freiheit von all dem aufwächst, verstehst du? Ohne dieses starre Korsett. Ohne diese Förmlichkeit. Ohne das ständige Gefühl, dass es nur eins gibt, was richtig ist, und alles andere falsch. Ich wollte einfach, dass sie glücklich ist und wir uns gut verstehen. Aber es scheint ihr hier zu gefallen. Besser als mit mir in London. Und deshalb ist der Grund, aus dem ich hier draußen im Regen unterwegs bin, ehrlich gesagt, dass ich mir vorkomme wie das fünfte Rad am Wagen. Ich weiß nicht, was ich mit mir anfangen soll. Und ich weiß nicht, was ich in Zukunft mit mir anfangen soll. Und ich glaube, hier weiß auch niemand, was er eigentlich mit mir anfangen soll.» Sie atmete bebend aus. «Ist wirklich ein ziemlicher Schlamassel», sagte sie entschuldigend.

Thom, der inzwischen einen Arm auf den Hals seines Pferdes gelegt hatte, schien tief in Gedanken versunken und die Rinnsale überhaupt nicht zu bemerken, die ihm übers Gesicht liefen und in seinen Kragen tropften.

Sie gingen weiter, bis sie ein Weidengatter erreichten, das er zuvorkommend aufzog. Dann hielt er sein Pferd zurück, bis Kate durchgegangen war.

«Es ist wirklich zu dumm», sagte sie, um das Schweigen zu brechen, das noch bedrängender geworden war, weil der Regen nachgelassen hatte. «Jetzt bin ich fünfunddreißig Jahre alt und immer noch nicht imstande, mein Leben auf die Reihe zu kriegen. Man sollte annehmen, dass ich das mittlerweile geschafft hätte. Mein Bruder hat es geschafft. Die meisten meiner Freunde auch. Manchmal denke ich, dass ich die Einzige bin, die es nicht gelernt hat ... wie man erwachsen wird, meine ich.»

Sie bemerkte, dass sie angefangen hatte, lauter zu sprechen. Ohne richtig nachzudenken.

«Willst du nicht auch mal was sagen?», fragte sie, nachdem er das Gatter hinter ihnen geschlossen hatte.

Er sah sie an. Seine Augen, umrahmt von einem feuchten, schwarzen Wimpernkranz, waren erstaunlich blau. Aber vielleicht wirkte das auch nur durch das trübe Wetter so.

«Was soll ich denn sagen?» Er klang seltsamerweise so, als würde er diese Frage ernst meinen.

Eine Viertelmeile entfernt sahen sich Sabine und Joy Fotoalben an. Zu Sabines Überraschung war dieser Vorschlag von Joy gekommen, allerdings überraschte sie neuerdings vieles an Joys Verhalten. Zum Beispiel, dass sie ohne Murren Sabines Vorhaben akzeptiert hatte, sich mit einem Jungen zu verabreden, oder dass es sie plötzlich nicht mehr störte, wenn Sabine die Hunde auf ihrem Bett schlafen ließ, und auch, dass

sie offenbar alles andere lieber tat, als bei ihrem Ehemann am Bett zu sitzen.

Den sie anbetete.

Sabine betrachtete ein Foto vom sechsten Hochzeitstag ihrer Großeltern. Joy saß in einem durchgeknöpften Kleid mit breitem, gestreiftem Kragen auf einem Stuhl und schien kurz davor, in Lachen auszubrechen. Edward, wieder einmal in seiner weißen Uniform, stand hinter ihr, hielt mit unbekümmerter Zuneigung ihre Hand und hatte seine andere Hand auf ihre Schulter gelegt. Auch er unterdrückte ein Lachen.

«Das war der unmöglichste Fotograf, den man sich vorstellen kann», sagte Joy liebevoll und wischte nicht vorhandenen Staub von der Seite des Albums. «Ein reizender Chinese, aber mit dem unanständigsten englischen Vokabular überhaupt. Das hatten ihm vermutlich die britischen Soldaten beigebracht und dabei behauptet, es würde etwas ganz anderes bedeuten. Er dachte, er würde sagen, wir sollten etwas enger zusammenrücken, aber in Wirklichkeit benutzte er einen schrecklich obszönen Ausdruck für ...» Joy streifte Sabine mit einem Blick. «Egal, dein Großvater und ich mussten uns jedenfalls sehr beherrschen, um ernste Miene zu bewahren. Als wir dort rausgekommen sind, haben wir beinahe gebrüllt vor Lachen.»

Sabine betrachtete das Foto, erweckte in Gedanken die beiden Liebenden zum Leben, die in wortlosem Verstehen ihre Heiterkeit unterdrückten. Es war, als würde sie ein

unsichtbarer Schutzschirm umgeben, als würde ihr Glück keinen Raum für Eindringlinge lassen. Ich möchte auch, dass mich ein Mann einmal so ansieht, dachte Sabine. Ich möchte mich auch so geliebt fühlen.

«Hattet ihr denn nie Streit?»

Joy klappte das Seidenpapier wieder über die Albumseite. «Doch, natürlich. Obwohl ... richtiger Streit war es nie, eher so etwas wie Meinungsverschiedenheiten.» Sie sah zum Fenster hinaus. «Ich glaube, unsere Generation hatte es in dieser Hinsicht ein bisschen einfacher, Sabine. Bei uns waren die Rollen klar verteilt. Diese ganzen Auseinandersetzungen darüber, wer was übernimmt, gab es damals nicht.»

«Außerdem hattet ihr Hausangestellte. Damit war das Gejammer darüber, wer den Abwasch macht, schon mal ausgeschlossen.»

«Ja. Das war ein Vorteil.»

«Aber er muss dich doch auch mal genervt haben. Ihr müsst euch doch auch manchmal angekotzt haben. Schließlich ist niemand perfekt.»

«Er hat mich nie angekotzt, wie du es so charmant ausdrückst.»

«Ich kann mir nicht vorstellen, dass ihr nie Krach gehabt habt. Alle haben mal Krach miteinander.» Bitte lass nicht nur meine Mutter so sein, flehte sie im Stillen.

Joy presste die Lippen zusammen, als würde sie ihre Worte sorgfältig bedenken. «Einmal, ein einziges Mal, hat mich dein Großvater sehr traurig gemacht.»

Sabine wartete auf eine Erklärung zu diesem schrecklichen Ereignis, doch es kam keine.

Joy atmete nur tief durch und fuhr fort: «Ich war danach sehr, sehr unglücklich und habe mich gefragt, warum um alles in der Welt ich weiter mit ihm zusammenbleiben sollte. Warum ich das ertragen sollte. Es war einfach zu schwer. Aber dann ist mir dieser lächerliche Satz eingefallen ... aus der Krönungszeremonie. Weißt du, wir waren in unserer Jugend wie besessen von der Krönung. Und so, wie ich das damals aufgefasst habe, musste man durchhalten, um seinen Lohn zu ernten. Es ging um Pflichtbewusstsein. Und Ehre. Ich habe daran gedacht, wie begeistert alle von dieser jungen Frau gewesen waren, die ihr Leben mit ihrem feschen Ehemann der Pflicht untergeordnet hat, über ihr <irdisches Königreich> zu regieren, wie es ausgedrückt wurde. Und dabei ist mir klargeworden, dass es nicht nur um einen selbst geht und um das eigene Glück. Sondern darum, nicht alle anderen im Stich zu lassen, und darum, anderen nicht ihre Träume zu zerstören.»

Wieder sah sie abwesend aus dem Fenster, einen Moment lang in ihren Erinnerungen gefangen. «Also habe ich durchgehalten. Und all die Menschen, die enttäuscht worden wären, wenn ich es nicht getan hätte ... na ja, ich glaube, sie waren dadurch glücklicher.»

Aber was ist mit *dir?*, wollte Sabine fragen. Doch unvermittelt wurde ihre Großmutter sehr kurz angebunden. «Liebe Güte, sieh mal, wie es regnet», sagte sie. «Das habe ich

gar nicht mitbekommen. Komm, wir müssen die Pferde von der hinteren Weide holen. Dabei kannst du mir noch helfen, bevor du ausgehst.»

Kapitel 11

Thomas Keneally war mit neunzehn aus Irland weggegangen, ohne Geld oder eine Stellenzusage zu haben. Er wollte nach Lambourn in England, wo, wie ihm seine Jockey-Kollegen versicherten, ein Mann mit seinem Geschick, der sich keine Sorgen um seine Eier machte, Arbeit als Springreiter finden würde. Er ließ eine gute Anstellung hinter sich, zwei Angebote von angesehenen irischen Trainern und seine besorgten Eltern, auch wenn sie verstanden, dass ihre Söhne erwachsen wurden und wegzogen. Sie fragten Thom nicht, warum er gerade jetzt ging, doch seine Tante Ellen, die im Herrenhaus arbeitete, hatte ihnen angedeutet, dass es «etwas mit der Tochter» zu tun haben könnte. Deshalb hatte Thoms Mutter bis zu ihrem Tod neun Jahre später eine heftige, wenn auch unausgesprochene Abneigung gegen Kate Ballantyne gehegt, obwohl Thom niemals von ihr gesprochen hatte und Kate selbst schon einige Monate vor Thom unter unklaren Umständen aus Ballymalnaugh weggezogen war. Der Grund war natürlich ihre Schwangerschaft gewesen, aber Thom hatte untypisch aggressiv reagiert, als seine Mutter ihn fragte, ob er irgendetwas damit zu tun hatte. Selbst damals schon war er nicht der Typ gewesen, den man ausfragen konnte.

Wie vorhergesagt, hatte er problemlos Arbeit in dem großen Rennstall einer bekannten Trainerin gefunden, die ein fröhliches Wesen, die Ausdauer eines Karrengauls und ein hitziges Temperament besaß. Sie mochte Thom. Er war geradeheraus, konnte gut mit den Pferden umgehen, und vor allem ließ er sich nicht von ihr einschüchtern. Unter den anderen Angestellten kursierten gehässige Gerüchte darüber, dass sie ihn wohl noch aus anderen Gründen so mochte, aber das konnte niemand ernst nehmen, der gesehen hatte, wie unglaublich ehrgeizig Thom war und wie viel er arbeitete.

Er gehörte, wie es die anderen ausdrückten, nicht zur Truppe. Weder ging er mit seinen Kollegen freitagabends in den Pub, um sein mageres Gehalt in Bier umzusetzen, noch brachte er Mädchen aus der Stadt mit zu den lärmenden Feiern nach den Rennen, und er stimmte auch nicht bei der Kaffeepause in das Gejammer über den schlechtbezahlten Knochenjob ein. Er arbeitete, vertiefte sich in Fachbücher, ritt bei jeder sich bietenden Gelegenheit und schickte seinen Eltern das wenige Geld, das er entbehren konnte. Sein Verhalten war, wie er später selbst zugeben musste, nicht besonders sympathisch.

Und das war auch der Grund dafür, dass vier Jahre später, als ein gereizter Hengst namens Never on Sunday in der Startmaschine in Panik geriet und Thoms Arm so heftig gequetscht wurde, dass er bloß noch an zwei Sehnen hing, nur die Trainerin echtes Mitleid aufbrachte und vielleicht noch die Buchmacher, die so lange darauf hatten zählen können, dass

Thom ein Pferd mit frappierender Verlässlichkeit auf den zweiten Platz brachte.

Danach verbrachte Thom beinahe ein Jahr im Krankenhaus. Zuerst hatte er mit einer Infektion infolge der Amputation zu kämpfen, und danach musste sein künstlicher Arm angepasst werden. Es fiel ihm schwer, sich auf seine neue Einschränkung einzustellen, obwohl sich die Trainerin sehr um ihn bemühte, ihre übliche Unerbittlichkeit als Geschäftsfrau aufgab und ihm eine Anstellung auf Lebenszeit anbot.

Sie begann dieses Angebot zu bereuen, als Thom anfang zu trinken. Und es wurde komplett zurückgezogen, als Thom den Range Rover der Trainerin - nach zwölf Bier und einer wilden Nacht mit einer offenherzigen Bardame - im Morgengrauen in den Graben fuhr und dabei einen Totalschaden verursachte. Ohne die Platzwunde an seinem Kopf oder die Alarmanlage des Autos zu beachten, die halb Berkshire hören konnte, ging er nach Hause, und er schlief noch immer in seinem blutverschmierten Bett, als die Trainerin in seinen Wohnwagen stürmte und ihn aufforderte, seine Sachen zu packen.

Danach arbeitete er in verschiedenen Rennställen, die weniger angesehen waren und wo man sich nicht darum scherte, dass er trank und zahllose Frauengeschichten hatte, wenn er nur seinem alten Ruf als Arbeitstier und Pferdeverstehrer gerecht wurde. Gewöhnlich enttäuschte er die Erwartungen innerhalb von sechs Monaten. Er konnte zwar immer noch gut mit Pferden umgehen, war aber schwierig in

der Zusammenarbeit mit seinen Kollegen, jähzornig und stritt sich darüber hinaus häufig mit den Besitzern.

Bei seiner letzten Anstellung erreichte die Abwärtsspirale ihren absoluten Tiefpunkt. Diesen Posten bei einem irischen Pferdetrainer, dessen Methoden und Bekanntschaften in anderen Kreisen des Pferderennsports nur auf Ablehnung stießen, hatte Thom bereitwillig angenommen. Schließlich behinderte ihn inzwischen sein schlechter Ruf mehr als sein Arm, und zugleich wollte er nicht zu seinen Eltern zurück.

JC Kermode war ein kleiner, drahtiger Ex-Jockey mit scharfem Verstand und konnte reden wie geölt. Thom stellte schnell fest, dass diese beiden Eigenschaften, die womöglich jedem Trainer Vorteile brachten, weniger bewundernswert waren, wenn sie von der Fähigkeit begleitet wurden, die Wahrheit so zu verbiegen wie Uri Geller einen alten Löffel.

Kermodes größte Begabung lag nämlich nicht darin, Pferde zu trainieren, sondern gutgläubige frischgebackene Pferdebesitzer dazu zu überreden, die Tiere bei ihm einzustellen, weitere zu kaufen und ihnen ständig steigende Kosten für sein «spezielles Trainingsprogramm» unterzujubeln. Den Gipfel bildete das Beispiel von Dean und Dolores aus Solihull, beide geschieden und nun gemeinsam dabei, auf der gesellschaftlichen Leiter höher zu steigen. JC hatte zufällig auf einem Flug aus Dublin neben ihnen gesessen und sie bis zur Landung davon überzeugt, dass es nichts Großartigeres für sie gäbe, als ihn zu einem Rennen in Uttoxeter zu begleiten, und wenn sie sich dafür begeistern würden, hätte er auch gleich

das passende Fohlen für sie. Dean, der übergewichtige Geschäftsführer einer Firma für Küchengeräte, erlebte zum ersten Mal, dass jemand so auf seine Gesellschaft aus war. Und Dolores, die noch unter ihrem scheidungsbedingten Ausschluss von der gesellschaftlichen *crème de la crème* in Solihull litt, sog JCs Komplimente auf wie ein trockener Schwamm. Bevor das Zeichen zum Ansnallen vor der Landung aufleuchtete, sahen sich die beiden schon im VIP-Bereich des Rennens von Ascot, während JC den Verkauf eines besonders schwierigen Dreijährigen namens Charlie's Darling so gut wie im Kasten hatte.

JC betrachtete Dean und Dolores zwar als seine «Melkkühe», wie er es Thom gegenüber nannte, aber sie sollten auch sein Untergang werden. Anfänglich ließen sie sich von der Atmosphäre bei den Pferderennen und ihrem Besitzerstolz blenden, zumal Charlie's Darling in Doncaster vollkommen unerwartet bei einer Quote von drei zu dreißig gewann, und auch, weil JC gern Thom mitbrachte, für den Dolores einiges übrig hatte. Doch dann bereiteten Dean die immer höheren Rechnungen für ihre mittlerweile vier Pferde zunehmend Bauchschmerzen. JC, so sagte er zu der fassungslosen Dolores, sei garantiert nicht ehrlich.

Dann erschien JCs alter Freund Kenny Hanlon aus Irland auf der Bildfläche. Er hatte von dem Reibach gehört, den sein Kumpel mit naiven Engländern machte, und wollte sich ein Stück von diesem Kuchen sichern. Auch wenn er bisher nur dafür bekannt war, gezinkte Glücksspielautomaten zu

vermieten, tauchte er immer häufiger bei den Rennen auf, setzte sich neben Dolores und begann, sie mit Komplimenten zu überschütten.

Schon wenige Wochen später aber begann er, in Dolores Zweifel an JC zu erwecken. War sie sicher, dass JC keine überhöhten Rechnungen stellte? Dafür war er bekannt, das sollte sie wissen. War sie sicher, dass er ihr seine besten Pferde verkaufte und nicht bloß alte Klepper? Schließlich hatten sie in letzter Zeit keine Platzierungen mehr gehabt, oder? Würde sie ihre Pferde vielleicht lieber woanders einstellen? Er wisse genau das Richtige, und er könne garantieren, dass die Futter- und Tierarztkosten wenigstens ein Drittel niedriger wären. Und wusste sie eigentlich, wie hinreißend sie in diesem violetten Kleid aussah?

Eines Morgens stellten Thom und JC nach dem Aufstehen fest, dass die Solihull-Rennpferde zu einem Transporter geführt wurden, um nach Newmarket gebracht zu werden. Dort war gerade ein neuer Stall eröffnet worden, lautete die gnadenlose Erklärung des Fahrers, während JC beinahe platzte vor Wut. Von einem Typen namens Kenny Hanlon. In diesem Moment war die Sache aus dem Ruder gelaufen. JC hatte die Reifen des Pferdetransporters mit einer Mistgabel zerstoßen, und der Fahrer hatte die Polizei gerufen. Es folgten gegenseitige nächtliche Übergriffe auf das Gelände der jeweiligen Reitställe, bei denen Sättel, Decken und sogar eine Mikrowelle «für offenstehende Rechnungen» gestohlen wurden. Doch als Kenny Hanlon wegen Steuerhinterziehung bei seinem Geschäft mit

den Glücksspielautomaten zu vier Jahren Gefängnis verurteilt und im Anschluss daran vermutlich durch Brandstiftung JCs Hof abgefackelt wurde, hatte Thom genug vom Rennbetrieb. Er hörte auf zu trinken und kehrte nach Hause zurück.

Diese Geschichte hatte er Kate – abgesehen von den Vorbehalten seiner verstorbenen Mutter ihr gegenüber – auf dem langen, verregneten Weg nach Kilcarrion erzählt. Der Rückweg hatte sogar noch länger gedauert, weil sie sich kurz vor der Zufahrt zum Haus noch in einer Bushaltestelle untergestellt hatten.

Nach Kates Kommentar, es sei schon seltsam, dass sie beide wieder hier gelandet waren, hatte er ihr irritierend lange in die Augen gesehen, sodass sie errötete und sich leicht verunsichert fühlte. Allerdings hatte sie sich schon durch viele ihrer unwillkürlichen Reaktionen auf Thom verunsichert gefühlt. Zum Beispiel durch die Tatsache, dass sie kaum die Zähne auseinanderbrachte, wenn sie sich im Haus oder auf dem Gelände begegneten, oder durch die Tatsache, dass ihr seine Angewohnheit, sie beim Reden direkt anzusehen, jede Konzentrationsfähigkeit raubte oder durch die Tatsache, dass in den letzten Nächten in ihrem Zimmer nicht Justins Gesicht, sondern das von Thom in ihren Gedanken aufgetaucht war.

Hatte er schon immer so gut ausgesehen? Oder hatten ihm seine schmerzhaften Erfahrungen neue, anziehende Züge verliehen? War er schon immer ein so guter Zuhörer gewesen? Hatte sie so aufmerksam angeschaut? Sie konnte es nicht sagen. Der Thom, den sie mit neunzehn gekannt hatte, war

völlig anders, weniger selbstsicher gewesen. Umgekehrt war die Kate von damals sehr viel selbstsicherer und spontaner gewesen - und absolut überzeugt, dass größere und bessere Dinge auf sie warteten.

Du lernst es nie, hatte sie einmal zu sich gesagt, als sie nachmittags auf ihrem Bett lag. Anscheinend kannst du es nirgends aushalten, ohne mit irgendwem zu flirten. Und genau damit hast du dir schon einen Haufen Probleme eingehandelt. Genau das hat Maggie an dir kritisiert.

Also hatte sie beschlossen, Thom aus dem Weg zu gehen, hatte sich in ihrem Zimmer beschäftigt, an alten Schreibprojekten gearbeitet, sich das Auto ihrer Mutter geliehen, um ein paar Sehenswürdigkeiten zu besuchen, und vor allem hatte sie sich von dem Sommerhaus, den hinteren Weiden, dem Stallhof und einfach von überall ferngehalten, wo sie ihm wahrscheinlich über den Weg gelaufen wäre.

Anfangs hatte er das anscheinend nicht mitbekommen, doch dann, als sie gerade über den Vorplatz zum Auto gelaufen war, hatte er so plötzlich vor ihr gestanden, dass sie richtig erschrak. «Gehst du mir aus dem Weg?»

Sie hatte es abgestritten, etwas davon gestottert, dass sie zu tun habe, in die Stadt müsse, einen Berg Arbeit auf dem Tisch habe. Doch er hatte nur mit hochgezogenen Augenbrauen genickt, und da hatte sie gewusst, dass er es wusste. Danach war sie noch wilder entschlossen, sich von ihm fernzuhalten. Sich von Problemen fernzuhalten.

Und hatte ja gesagt, als er sie zum Essen einlud.

Annies Tür war wie immer nicht abgeschlossen, aber Joy klopfte trotzdem zweimal an. Sie wusste angesichts der jüngsten Ereignisse nicht recht, was sie erwarten sollte. Als keine Reaktion kam, trat sie ein und blieb an der Türschwelle stehen. Das Wohnzimmer wirkte vernachlässigt und zugleich, als wäre ein Wirbelwind hindurchgefahren und hätte Bücher und Papiere auf jede verfügbare Oberfläche gefegt. Die zugezogenen Vorhänge sorgten für Halbdunkel, und in dem Licht, das durch die Vorhangspalten hereinfiel, tanzten Staubpartikel. Es sah aus wie der Tatort eines Gewaltverbrechens.

«Annie?», sagte sie und drückte die Dose mit Keksen an sich.

Sie kam zurzeit nicht mehr oft ins Dorf, es gab einfach zu viel im Haus zu tun, besonders jetzt, wo Sabine ihr half, all die alten Unterlagen auszusortieren. Aber vor allem befürchtete sie, das Schicksal herauszufordern, wenn sie zu weit wegging. Sie hatte ihre Enkelin mit ein paar von den alten Andenken bei Edward gelassen, die er Joy gern von seinen Fahrten mitgebracht hatte. Er schien Sabine gern bei sich zu haben. Sabine konnte ihm Gesellschaft leisten, während sich Joy um alles kümmerte, was draußen zu tun war.

«Sind Sie da?»

Aus der Küche kam ein Rascheln.

«Annie?»

«Hallo?» Eine Männerstimme. Dann tauchte ein hagerer Mann mit Kurzhaarschnitt auf. Joy schätzte ihn auf Mitte

vierzig. «Ich konnte niemanden finden», sagte er entschuldigend, «also habe ich mir mein Frühstück selbst gemacht. Ich hoffe, das ist okay.»

«Oh», sagte Joy. «Das ist bestimmt in Ordnung. Sie sind ein Gast, oder?»

«Anthony Fleming.» Er streckte ihr die Hand zur Begrüßung entgegen.

Er trug eine Windjacke und die engsten Shorts, die Joy je gesehen hatte. Knallbunt und aus irgendeiner schimmernden Kunstfaser bestehend, lagen sie dicht an und konturierte die Feinheiten der männlichen Anatomie auf eine Art, bei der Joy, wenn sie zum Erröten geneigt hätte, violett angelaufen wäre. Stattdessen blinzelte sie nur heftig und wandte den Blick ab. «Joy Ballantyne», gab sie zurück und streckte ihre eigene Hand etwas weniger entschlossen aus. «Ich wohne in der Nähe. Ist Annie da?»

«Ich habe sie seit gestern Abend nicht gesehen», sagte der Mann, der sich wieder seiner Müslischale widmete. «Sie hat mich hereingelassen und mir gezeigt, wo ich mein Rad unterstellen kann - ich mache eine Radtour durch Irland -, aber heute Morgen hat sie sich nicht blicken lassen. Ich bin ein bisschen sauer, ehrlich gesagt, ich habe nämlich ewig darauf gewartet, dass sie auftaucht. Außerdem sind Cornflakes und abgelaufene Milch nicht gerade das, was ich in einem Bed and Breakfast unter einem Frühstück verstehe.»

«Oh.» Joy wusste nicht, was sie diesem Mann zum Ausgleich für seinen Ärger anbieten könnte. «Ich fürchte, da kann ich

Ihnen nicht helfen.»

Darauf herrschte kurzes Schweigen.

«Annie ...», sagte Joy schließlich, «hatte in letzter Zeit ein bisschen Pech. Normalerweise ist sie besser organisiert.» Sie wusste, wie schwach diese Erklärung angesichts des Durcheinanders und der ungeputzten Küche klang.

«Das kann schon sein», sagte Anthony Fleming und spülte seine Müslischale unter dem Wasserhahn ab, «aber ich habe trotzdem nicht vor, noch mal wiederzukommen. Unter irischer Gastfreundlichkeit stelle ich mir etwas anderes vor.»

Er holte sein Rad aus dem Schuppen und fuhr los, nachdem er Joy galant die volle Summe für seine Übernachtung gegeben hatte.

Sie sah ihm nach, dann kehrte sie in die Küche zurück. Es war wirklich kein schöner Anblick. In der Spüle stapelten sich Teller in schmutzigem, fettigem Wasser, auf einem Schneidbrett vertrocknete ein halber Laib Brot, und zwischen Bonbonpapieren und Krümeln türmten sich die leeren Verpackungen von Fertigmahlzeiten – alles zusammen deutliche Kennzeichen eines in die Brüche gehenden Lebens.

Das war keine besondere Überraschung. Mrs. H. hatte Joy bedrückt anvertraut, dass Patrick schließlich genug von einer Frau gehabt hatte, die seine Anwesenheit nicht einmal mehr zur Kenntnis zu nehmen schien, einer Frau, die nichts mehr mit ihm gemeinsam haben wollte, nicht mehr mit ihm redete und nicht einmal mehr mit ihm stritt. Er war gegangen. «Er ist ein guter Mann», hatte Mrs. H. gesagt, «und ich verstehe ihn

sogar. In letzter Zeit hätte selbst ein Heiliger die Geduld mit ihr verloren, bei ihrer ständigen Geistesabwesenheit. Aber über Niamh will sie nicht sprechen, nicht einmal mit mir, will nicht wahrhaben, dass ihr Tod der Grund für all das ist.»

Die ungewöhnliche Offenheit, mit der Mrs. H. über ihren Kummer gesprochen hatte, war der Auslöser für Joys Besuch. Annie war es seit ungefähr einer Woche so schlecht gegangen, dass sie ihre Mutter nicht ins Haus lassen wollte. Joys Vorschlag, einmal mit ein paar Keksen bei Annie vorbeizugehen, hatte Mrs. H. dankbar angenommen. «Sie wird nicht mit Ihnen rechnen», sagte sie, «wahrscheinlich lässt sie Sie einfach herein.»

Aber was um alles in der Welt soll ich zu ihr sagen? Joy ließ ihren Blick durch den Raum wandern. Sie wollte sich nicht einmischen, das war nicht ihre Art. Meistens war es das Beste, die Leute ihre Probleme selbst lösen zu lassen, wenn sie das wollten.

Aber in diesem Fall?

«Annie?», sagte sie und öffnete die Hintertür, um im Gemüsegarten nachzuschauen. Die Beete, einmal Annies ganzer Stolz, waren ungepflegt und unbepflanzt. Joy schloss die Tür wieder. Der Vorratsraum, in dem sich früher Toilettenpapier, Küchenrollen und Kartoffelsäcke gestapelt hatten, war beinahe leer. Im Esszimmer hatte sich eine feine Staubschicht auf alle Oberflächen gelegt.

«Annie?», rief sie die Treppe hinauf. «Sind Sie oben?» In Niamhs Zimmer sah Joy zuletzt nach. Jeder, der Annie kannte,

betrat es nur ungern, denn alle wussten, wie sehr Annie von ihrer tiefen Trauer aus der Bahn geworfen worden war. Wer ein Kind verloren hatte, dachte man im Dorf, sollte trauern dürfen, wie immer er wollte. Ein solcher Schlag war so unvorstellbar schrecklich, dass sich niemand dazu imstande fühlte, über richtiges oder falsches Trauern zu urteilen.

«Annie?»

Annie saß mit dem Rücken zur Tür auf dem ordentlich gemachten Kinderbett und hielt eine Puppe in der Hand. Sie drehte sich nicht gleich um, als Joy sie ansprach, sondern sah weiter durchs Fenster auf die herbstlichen Felder.

Joy blieb an der Tür stehen, ließ das bunt eingerichtete Kinderzimmer auf sich wirken. Sie fühlte sich wie ein Eindringling. «Alles in Ordnung?», fragte sie zögernd.

Annie neigte den Kopf leicht nach rechts, als würde sie die Puppe anschauen, und fuhr ihr mit dem Finger über das Gesicht. «Ich sollte ein bisschen abstauben», sagte sie. «Hier drin herrscht ein ziemliches Durcheinander.»

Sie drehte sich so weit um, dass Joy ihr seltsames, ausdrucksloses Lächeln sehen konnte. «Hausarbeit. Macht sich nicht von allein, oder?»

Annie sah blass und müde aus, das strähnige Haar hing ihr ins Gesicht, und ihre Bewegungen waren langsam, als würde sie schon die kleinste Regung anstrengen. Sie saß unbehaglich da, in ihre üblichen Kleiderschichten eingehüllt, als wolle sie sich dadurch noch mehr von der Welt da draußen in ihren Kokon zurückziehen. Joy, die sie seit dem Streit mit Sabine

kaum gesehen hatte, dachte bekümmert, wie sehr Trauer einen Menschen verwandeln konnte, wie sie aus der strahlenden, lebhaften jungen Mutter von vor drei Jahren dieses verlangsamte, roboterhafte Wesen hatte werden lassen. Bei dieser Überlegung fiel ihr Edward ein, und schnell schob sie den Gedanken beiseite.

«Ich ... ich habe Ihnen ein paar Kekse mitgebracht.»

Das hörte sich einfach lächerlich an. Doch Annie wirkte kein bisschen überrascht. «Shortbread. Das ist wirklich nett.»

«Ich wollte hören, wie es Ihnen geht. Wir haben in letzter Zeit nicht viel von Ihnen gesehen.»

Darauf entstand eine lange Pause, in der Annie das Gesicht der Puppe musterte, als suche sie nach einer Beschädigung.

«Ich habe mich gefragt, ob Sie vielleicht bei irgendetwas Hilfe brauchen. Beim Einkauf zum Beispiel. Oder ...», sie wollte nicht vom Putzen anfangen, «ob Sie ein bisschen Gesellschaft haben möchten. Sabine ist doch immer so gern bei Ihnen. Ich könnte sie später rüberschicken.» Dann fiel ihr das Geld ein, das sie noch in der Hand hielt. «Oh, und ein Mr. Fleming, Ihr Gast, hat mir das für Sie gegeben.» Sie streckte die Hand aus, und als keine Reaktion erfolgte, legte sie das Geld auf die Kommode.

«Wie geht es Ihrem Mann?», fragte Annie unvermittelt.

Joy atmete tief durch. «Ein bisschen besser, danke.»

«Das freut mich.» Behutsam legte sie die Puppe auf das Bett und drehte sich wieder zum Fenster um.

Joy war nicht sicher, ob das jetzt eine Verabschiedung gewesen war. Sie legte die Dose mit den Keksen auf das Bett. Das arme Kind war mit seinen Gedanken woanders. Es gab im Grunde nichts, was Joy tun konnte. Sie würde Mrs. H. sagen, dass Annie Hilfe brauche, dass es vielleicht sogar besser wäre, wenn sie eine Zeitlang bei ihren Eltern wohnte. Vielleicht sollte sie sogar eine Therapie anfangen.

Joy drehte sich zum Gehen um.

«Patrick hat mich verlassen, wissen Sie», erklang Annies Stimme.

Joy wandte sich ihr wieder zu. Annie sah immer noch aus dem Fenster.

«Ich dachte, das sollten Sie wissen», sagte sie.

Am Samstag hatten zwei Frauen aus dem Kilcarrion-Haus ein Date, auch wenn beide es garantiert nicht so genannt hätten. Sabine hatte sich mit Bobby McAndrew zum Kino verabredet und sich anschließend Sorgen gemacht, dass er versuchen könnte, sich mit ihr in die letzte Reihe zu setzen, damit er sie befummeln konnte. Sie war schon jetzt nicht mehr sicher, ob sie ihn noch leiden konnte.

«Ich ziehe meinen schwarzen Rolli an, dann kommt er gar nicht erst auf dumme Gedanken», hatte sie ihrem Großvater erklärt, «und Jeans, damit es nicht aussieht, als hätte ich Absichten.»

Der Blick ihres Großvaters war zu ihr gewandert, während hinter ihm das regelmäßige Piepsen der Geräte erklang.

«Schau mich nicht so an», sagte sie tadelnd. «Das ist heutzutage richtig schick. Auch wenn ihr noch Anzüge und sonst was angezogen habt, wenn ihr ausgegangen seid.» Sabine hatte ihn angegrinst. «Und für den Fall, dass er aussieht wie ein Mops, muss ich so abschreckend wie möglich wirken.»

Aber Bobby McAndrew hatte keineswegs mopsig ausgesehen. Er hatte dunkelgrüne Hosen, Lederschuhe mit dicken Sohlen und selbst einen schwarzen Rolli getragen, was Sabine beinahe zum Lachen gebracht hätte. Vielleicht befürchtete er ja, sie hätte vor, ihn zu befummeln. Außerdem war er in seinem eigenen Auto gekommen, was sie ziemlich beeindruckte. Es war nur ein kleiner Vauxhall, aber die Farbe war schön. Und Sabine, die noch nie mit jemandem ein Date gehabt hatte, der einen Führerschein besaß (eigentlich hatte sie bisher ohnehin nicht so wahnsinnig viele Dates gehabt), genoss es ziemlich, sich durch eine Verabredung mit Auto so erwachsen fühlen zu können. Es gefiel ihr auch, wie höflich sie Bobby daran erinnerte, sich anzuschnallen (während ihre Mutter sie bei so etwas nur anmeckerte). Sie schaltete die Musik an, und die Stimme einer berühmten Sängerin erfüllte das Auto mit einem Song über Liebeskummer und schlaflose Nächte. Beim Zuhören war Sabine plötzlich aufgefallen, dass sie seit über einem Monat keine Popmusik mehr gehört hatte. Die Stimme der Sängerin, die sie früher unheimlich gut gefunden hatte, klang beinahe fremd und außerdem ein bisschen übertrieben und dumm. Sie drehte das Lied wieder ab.

«Magst du keine Musik?», fragte Bobby mit einem Seitenblick. Er roch nach Aftershave. Allzu schlimm war der Duft nicht.

«Bin nicht in der richtigen Stimmung dafür», sagte sie und genoss ihre eigene Coolness.

Der Film war lustig, und Bobby hatte weder sich selbst noch Sabine mit dem Versuch in Verlegenheit gebracht, sie im Dunkel des Kinosaals zu betatschen. Deshalb stimmte sie zu, als er nach der Vorstellung vorschlug, noch Pizza essen zu gehen.

«Bist du Vegetarierin?», fragte Bobby mit einem Blick auf ihre Pizza.

«Ja. Und?»

«Und trotzdem reitest du bei der Jagd mit?»

Sie seufzte. «Das war nur ein Mal. Um zu erleben, wie es ist. Und wir haben nichts erlegt, oder?»

«Aber Schuhe aus Leder trägst du schon, oder?» Er spähte unter den Tisch.

«Ja, tue ich. Bis sie was Tragbares aus Gummi herstellen, hab ich da keine große Wahl.»

«Isst du Weingummis? Weißt du, dass da Tier drin ist? Es ist in der Gelatine.»

Sabine zog eine Grimasse und wünschte, Bobby würde das Thema wechseln. Seit sie aus dem Kino gekommen waren, betrieb er ihre Unterhaltung wie einen Wettbewerb, bei dem er mit Witzen und Argumenten punkten wollte. Zuerst hatte sie darüber gelacht, inzwischen fand sie es ziemlich anstrengend.

«Willst du den ganzen Abend darauf herumreiten?»

«Darauf herumreiten?»

«Ich esse kein Fleisch. Und ich will mich darüber nicht streiten.»

«Kapiert.»

Er hatte sie leicht verlegen angesehen. Dann war die Kellnerin mit der Cola gekommen. «Und wie geht es dem alten Herrn?», fragte Bobby, als sie wieder weg war. «Ich hab gehört, er liegt in den letzten Zügen.»

«Es geht ihm gut.» Seltsamerweise fühlte sich Sabine in die Defensive gedrängt. «Wieso interessierst du dich überhaupt so für unsere Familie?»

«Ich hab's dir doch gesagt, du Stadtpflanze. Wir wollen hier alles über jeden wissen.»

«Das ist Neugier.»

«Nein, nur Informationsbeschaffung. Wissen ist Macht, weißt du.»

«Ich hätte lieber Geld.»

Er fuhr mit dem Zeigefinger über den Rand seines Tellers. «Eigentlich habe ich gefragt, weil ich wissen wollte, wann du nach England zurückgehst.»

Sabine erstarrte mit der Gabel kurz vor ihrem Mund.

«Na ja, wenn du hier bist, um bei seiner Betreuung zu helfen, und er ... also ... es könnte ja sein, dass du bald wieder wegfährst.»

Und was interessiert dich das?, wollte Sabine ihn fragen. Doch dann erschien es ihr zu aggressiv. «Er stirbt nicht, falls

es das ist, was du sagen willst.»

«Also bist du noch eine Weile in der Gegend. Ich meine, wenn dich deine Mum nicht mit nach Hause schleppt.»

«Meine Mum hat überhaupt nicht zu bestimmen, was ich mache», sagte Sabine bissig und spießte ein Stück Pilz auf ihre Gabel. «Ich könnte für immer hierbleiben, wenn ich dazu Lust hätte.»

«Also vermisst du London gar nicht so?»

Sabine dachte einen Moment nach. «Ehrlich gesagt, vermisse ich es abgesehen von ein paar Freundinnen kein bisschen.»

Danach wurde es entspannter. Bobby gab sein manisches Rededuell auf, und das Gespräch mit ihm wurde mehr so, wie Sabine es mit ihren Freunden kannte. Er hatte zwar immer noch Rückfälle in seine Überdrehtheit, aber er war nett, und Sabine beschloss, ihn nicht zu schlagen, falls er später versuchen würde, sie zu küssen. Jedenfalls nicht zu fest.

«Und wo ist dein Dad?», fragte er auf der Rückfahrt.

«Mein richtiger Dad? Mit dem habe ich keinen Kontakt.»

«Echt? Überhaupt keinen?»

«Nope.»

«Haben er und deine Mutter sich so verkracht?»

«Eigentlich nicht.» Sabine schrieb ihre Initialen auf die beschlagene Seitenscheibe. «Ich glaube, sie waren nicht sehr lange zusammen, bevor ich auf die Welt kam. Er hatte eigentlich keine Lust darauf, ein Dad zu sein, schätze ich, und sie wollte ihn eigentlich auch nicht dabei haben. Außerdem wollte sie in England leben.» Das war die offizielle Version, die

sie von ihrer Mutter gehört hatte, als sie sich mit elf oder zwölf Jahren kurzfristig für ihre Herkunft interessiert hatte.

«Macht dir das gar nichts aus?» Bobby sah sie ungläubig an.

«Warum sollte es? Ich habe ihn nie kennengelernt. Wenn jemand nicht mein Dad sein will, werde ich ihm wohl kaum hinterherlaufen, oder?»

«Weißt du, wer es ist?»

«Mum hat mir irgendwann mal seinen Namen gesagt, aber den hab ich vergessen. Ich glaube, er ist Künstler.»

Sabine äußerte sich nicht mit Absicht so ungenau, die Vaterschaft war für sie einfach kein großes Thema. In London gab es eine Menge Leute ihres Alters, die keinen Kontakt mit ihren biologischen Vätern hatten. Sie hatte sich eigentlich nur Gedanken darüber gemacht, als sie jünger gewesen war und sich gefragt hatte, warum ihre Familie nicht so war wie die in ihren Büchern. Und natürlich war ihr nach ihrer Ankunft in Irland durch den Kopf gegangen, dass er in der Nähe wohnte. Aber es war trotzdem so, wie sie gesagt hatte. Sabine war viel zu stolz, um jemandem nachzujagen, der nie das geringste Interesse an ihr gezeigt hatte. Außerdem hatte sie genügend Talkshows gesehen, um zu wissen, dass solche Begegnungen häufig nicht gut liefen.

Allerdings verriet sie Bobby nicht, was ihre Mutter einmal leicht beschwipst erzählt hatte. Nämlich, dass sie zusammengekommen waren, während Kate ihm Modell saß. Das hatte Sabine nur einmal einem Jungen anvertraut, und der hatte von Oben-ohne-Fotos phantasiert und wissen wollen, ob

ihre Mutter eine war, die es gern drauf anlegte. Sabine glaubte nicht, dass Bobby so reagieren würde, aber sie kannte ihn nicht gut genug, um sicher zu sein.

Bobby schwieg einen Moment, während er in den Rückspiegel sah und den Blinker setzte, um nach Ballymalnaugh abzubiegen. Die Uhr am Armaturenbrett stand auf beinahe Viertel vor elf, und Sabine hoffte, dass es keinen Ärger geben würde, wenn sie nach Hause kam.

«Väter nerven sowieso bloß», sagte er, den Blick auf die Straße gerichtet. «Wahrscheinlich bist du besser dran, wenn du keinen am Hals hast. Meiner stresst mich die ganze Zeit wegen irgendwas. Gibt ständig Ärger, verstehst du?»

Sabine nickte, als würde sie das verstehen. Sie wusste, dass er nett sein wollte, weil sie ihm leidtat. Aber das war okay.

Das andere Date lief nicht so glatt. Besser gesagt, um ein Haar überhaupt nicht. Nachdem Kate eine halbe Ewigkeit in ihrem Zimmer vor dem Spiegel gestanden hatte, kam sie zu dem Schluss, dass sie doch nicht mit Thom essen gehen konnte. Erstens würde Christopher an diesem Abend zurückkommen, und wenn er von ihren Plänen erfuhr, würde es bissige Kommentare geben und Bemerkungen Julia gegenüber, dass man von Kate schließlich nichts anderes erwarten konnte. Zweitens würde es die ohnehin schon distanzierte Beziehung zu ihrer Mutter weiter belasten, wenn sie eine Verabredung «unter ihrem Niveau» hatte. Denn so würde sie es garantiert sehen. Es hatte ihr schließlich schon nicht gefallen, als Kate in

ihren Teenagerzeiten mit Thom ausgegangen war. Und drittens war es vermutlich nicht gerade passend, sich mit Männern zu verabreden, während der eigene Vater womöglich im Sterben lag. Da sollte sie betrübt an seinem Bett sitzen. Aber damit würde sie Sabine verdrängen, die häufig oben bei ihm war und jedes Mal gereizt wirkte, wenn Kate ihre Unterstützung anbot. Insgeheim allerdings war Kate erleichtert, dass anscheinend niemand von ihr erwartete, ihm Gesellschaft zu leisten. Seit sie von zu Hause ausgezogen war, hatten ihr Vater und sie kaum ein Wort gewechselt, und er hatte ihr deutlich zu verstehen gegeben, dass sich daran wohl kaum etwas ändern würde.

Es gab also genügend Gründe dafür, nicht zu dieser Verabredung zu gehen. Aber der wichtigste war, dass sie all die Selbstzweifel bestätigen würde, die an ihr nagten: dass sie anscheinend unfähig war, ihr Leben ohne einen Mann auf die Reihe zu bekommen, dass sie sich immer die Falschen aussuchte, dass sie sich von ihren romantischen Vorstellungen hinreißen ließ. Es wird Zeit, dass ich mein Leben in die Hand nehme, sagte sie sich. Es wird Zeit, dass ich lerne, selbständig zu sein. Meine Tochter an die erste Stelle zu setzen. Eine verantwortungsbewusste Erwachsene zu sein, was immer das bedeuten sollte.

Was würde Maggie tun?, fragte sich Kate. Diese Überlegung stellte sie häufig an, und sie hatte zu ihrem unvermittelten Bruch mit Justin geführt, der darauf nicht gerade übermäßig erschüttert reagiert hatte. Maggie würde absagen, dachte Kate und unterdrückte die Enttäuschung, die diese gedankliche

Maggie-Entscheidung in ihr aufkommen ließ. Sie würde ganz bestimmt absagen. Und es gab kein Argument, das sie umstimmen könnte, dafür kannte Kate sie gut genug. Also atmete Kate tief durch und machte sich auf die Suche nach Thom.

«Ich kann nicht mitkommen.» Es klang ein wenig schroffer, als sie beabsichtigt hatte.

Thom war dabei, unter einer schwächelnden Glühbirne das Heunetz in einer Box aufzuhängen. Hinter ihm suchte das Pferd, mit dem er an dem verregneten Tag ausgeritten war, mit seinen weichen Lippen nach Futterresten im Trog.

«Warum?», fragte Thom, ohne sich umzudrehen.

«Weil ... es ist gerade ein bisschen schwierig. Ich muss mich um Sabine kümmern.»

«Sabine ist unterwegs. Hat eine Verabredung.»

Er befestigte das Heunetz mit einem letzten Knoten und gab dem Pferd einen Klaps, bevor er aus der Box ging und die beiden Riegel zuschob. Seine Schritte hallten in dem verlassenen Hof wider.

Kate blieb überrascht stehen.

«Wusstest du das nicht? Sie ist mit einem der McAndrews-Söhne ausgegangen. Ein guter Junge. Da musst du dir gar keine Sorgen machen.»

Gekränktheit, Wut und Beschämung stürmten auf Kate ein und machten ihre gesamte Selbstbeherrschung zunichte. Sabine hatte diesen Jungen ihr gegenüber nicht einmal erwähnt, während anscheinend alle anderen im Haus von der

Verabredung wussten. Wie stand sie jetzt da, ihre Mutter, wenn sie als Letzte davon erfuhr? Womit hatte sie Sabine dazu gebracht, sie so verletzen zu wollen?

Gesichtsverlust nannte Maggie so etwas. Sehr bedeutend in asiatischen Kreisen. Sabine hatte dafür gesorgt, dass Kate praktisch kein Gesicht mehr zu verlieren hatte.

Schlimmer, sie hatte Kate als Lügnerin bloßgestellt.

Thom ging zur nächsten Box, sodass ihm Kate trotz ihrer Blamage notgedrungen folgen musste. Er entriegelte die Box und holte einen halbleeren Wassereimer heraus. «Und warum kannst du sonst noch nicht mitkommen?», fragte er und schüttete das Wasser in den Ablauf.

Kate versuchte, aus seiner Stimme herauszuhören, ob er verärgert war. «Es ist einfach zu kompliziert», sagte sie knapp.

Thom stellte den Eimer in die Box zurück und riegelte sie ab. Dann lehnte er sich auf den Metallbeschlag der Halbtür.

«Weil ...?»

Sein Blick war sanft, wirkte beinahe leicht belustigt. In seinem kurzen Haar hingen Grassamen, und es juckte Kate in den Fingern, sie wegzustreichen. Verlang das nicht von mir, bat sie ihn in Gedanken. Verlang nicht von mir, dass ich dir die Gründe aufzähle. «Thom ...»

«Hör zu. Es ist keine große Sache. Es ging nur darum, einen Happen zusammen zu essen. Ich dachte, du hast von deiner Familie die Nase voll. Sind ja nicht gerade die einfachsten Menschen. Ich wollte dir nur eine kleine Verschnaufpause verschaffen. Mach dir keine Gedanken darüber.» Er ging zur

nächsten Box weiter. «Ein anderes Mal, ja?», rief er unbeschwert über die Schulter zurück.

Kate fühlte sich wie eine dumme Gans. Sie hatte die Situation vollkommen falsch verstanden. Er hatte ihr einfach nur eine nette Abwechslung von ihrer Familie angeboten. Es war genau, wie ihr Bruder sagte: Sie glaubte immer, dass sich die ganze Welt nur um sie drehte. Kate bewegte die Zehen in den Schuhen. Langsam wurden ihre Füße kalt, aber sie wollte trotzdem nicht ins Haus zurück.

Mach schon, drängte eine Stimme in ihrem Kopf.

Tu das bloß nicht, sagte die Gedanken-Maggie.

«Thom?»

«Jup?» Er war inzwischen in der Sattelkammer, steckte den Kopf heraus und sah sie gelassen an.

«Einen Drink könnte ich aber schon vertragen.»

Er schwieg einen Moment, und wieder kam sie leicht durcheinander. «Gut.»

«Also kommst du auf ein Glas mit?»

«Wir treffen uns im Black Hen. Weißt du noch, wo das ist?»

Er machte sich über sie lustig. Es war der einzige Pub im ganzen Dorf.

«So um ...», er warf einen Blick auf die Uhr, «... halb acht. Bis dann.»

Kate ging die unbeleuchtete Straße entlang zum Pub, spielte mit der Brille in ihrer Jackentasche herum, setzte sie wieder auf und steckte sie erneut in die Tasche. Das war eine

Abwandlung dessen, was sie eine Stunde zuvor in ihrem Zimmer getan hatte, als sie sich vor dem Spiegel abwechselnd geschminkt und wieder abgeschminkt und sich gleichzeitig gefragt hatte, ob sie gerade auf eine unheimlich subtile Art ausgetrickst worden war. Thom war es anscheinend vollkommen egal gewesen, ob sie zusammen ausgingen oder nicht, und das bedeutete eindeutig, dass dies hier kein romantisches Date war. Aber es würde trotzdem keinen guten Eindruck machen: Frisch getrennte Mutter kommt ans Totenbett ihres Vaters und ist innerhalb von zehn Tagen mit einem attraktiven Mann verabredet. Alle Welt würde es für ein Date halten.

Aber auch wenn es keins war, gefiel es Kate nicht, beim Ausgehen ihre hässliche Brille zu tragen.

Nicht tragen, hatte sie deshalb beschlossen. Nach der Justin-Katastrophe musste sie ihr Selbstbewusstsein mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln aufpäppeln. Doch tragen, dachte sie, als sie beinahe in eine Hecke gestolpert wäre. Nicht tragen, dachte sie wieder, als sie beim Black Hen angekommen war, und drückte erst mal ziemlich lange gegen die Tür, die nach außen aufging.

Weil sie so schlecht sah, nahm Kate umso besser wahr, dass die Unterhaltungen einen Moment lang abebbten, als sie den warmen, stickigen Pub betrat. Ohne die neugierigen Mienen sehen oder das Getuschel deuten zu können, als sie von manchen Gästen wiedererkannt wurde, bewegte sich Kate selbstsicherer quer durch die verqualmte Bar Richtung Theke,

als es die meisten Frauen getan hätten, die allein in solch ein Lokal gingen.

Trotzdem stieß sie an Tische, rempelte Leute an, die mit frischen Drinks von der Theke kamen, und stellte fest, dass sie Thom bei der schwachen Beleuchtung wohl kaum finden würde. Ob sie ihre Brille doch wieder aufsetzen sollte?

«Oh, Verzeihung», sagte sie, nachdem sie mit einem Mann zusammengestoßen war, der sich dabei sein halbes Bier über die Schuhe gekippt hatte. «Ich besorge Ihnen ein neues.»

«Nein, das mache ich», sagte eine Stimme, und dankbar sah Kate, dass Thom neben ihr stand.

«Ich bin da drüben», sagte er und brachte sie zu seinem Tisch. «Setz dich, ich hole dir was zu trinken.»

Kate überlegte, ob sie ihre Brille herausholen sollte. In dem schummrigen Pub sah sie noch schlechter als ohnehin schon. Aber diese Brille war einfach total unvorteilhaft. Kate dachte immer noch an Sabines Spott nach ihrer Ankunft.

Thom stellte ihr ein Glas Wein hin. «Ich kann nicht garantieren, dass er gut ist», sagte er. «Sie haben nur diese Flasche hier, und die hat einen Schraubverschluss. Falls er schmeckt wie Essig, besorge ich dir was anderes.»

«Was trinkst du?»

«Oh, einfach Orangensaft.»

Sie sah ihn fragend an.

«Hab seit meiner Zeit in England eigentlich nichts mehr getrunken. Musste feststellen, dass ich zu den Leuten gehöre

... wie nennt man die noch mal ... bei denen es immer zehn Bier werden, obwohl sie nur ein Glas wollten.»

«Suchtcharakter.»

«Ja.»

«So wirkst du überhaupt nicht», sagte sie. «Viel zu umsichtig.» Sie sah, dass er lächelte.

«Oh, Kate Ballantyne, das liegt einfach daran, dass du mich mein halbes Leben lang nicht mehr gesehen hast.»

Der Wein schmeckte tatsächlich wie Essig. Er zog ihr die Wangen zusammen, als hätte sie in eine Zitrone gebissen. Thom lachte und besorgte ihr ein Glas Guinness. «Es soll hier ja anders schmecken», sagte sie angestrengt bemüht, das Gespräch unverbindlich zu halten, «aber nachdem ich zu Hause kein Guinness trinke, kann ich das nicht beurteilen.»

Seine Hand lag auf dem Tisch. Nicht unruhig, wie die von Justin, der ständig mit seinen Autoschlüsseln oder dem Zigarettenpäckchen herumspielte, wenn er nicht mit den Fingern auf der Tischplatte herumtrommelte. Thoms Hand war einfach da, breit und mit kräftigen Fingern. Ob sie sich von all der Arbeit im Freien rau anfühlte? Kate widerstand dem Impuls, sie zu berühren.

«Und? Hast du deine Probleme mit Sabine geklärt?»

Kate spürte wieder, wie verletzt sie war. «Eigentlich nicht», sagte sie. «Ich meine, sie ist hier nicht so aggressiv zu mir wie in London, aber sie benimmt sich trotzdem, als wäre ich eine Nervensäge. Oder sogar ein Störfaktor.»

«Sie wirkt glücklicher.»

Kate hob ruckartig den Kopf. «Als wann?»

«Als bei ihrer Ankunft.»

Kate erstarrte.

«Ich wollte damit nichts anderes sagen als das, was ich gesagt habe.»

«Sorry. Ich bin ein bisschen überempfindlich, schätze ich.»

Sie trank einen Schluck Guinness. Es schmeckte erdig und kräftig.

«Ich hab dir schon gesagt, dass ich sie mag. Sie ist ein tolles Mädchen.»

«Sie mag dich auch. Wahrscheinlich erzählt sie dir mehr als mir.» Kate lächelte und entspannte sich zum ersten Mal.

«Wahrscheinlich bin ich einfach nur eifersüchtig. Auf dich. Auf meine Mutter. Auf jeden, der Sabine dazu bringt, lockerer und glücklicher zu werden. Wozu ich offensichtlich nicht fähig bin.»

«Sie ist ein Teenager. Das renkt sich wieder ein.»

Schweigend ließen sie sich von dem gedämpften Geplauder in der Bar einhüllen.

«Sie sieht aus wie du», sagte er.

Kate wünschte, sie hätte seinen Gesichtsausdruck deutlicher sehen können.

«Bist du's wirklich, Kate? Kate Ballantyne?»

Kate drehte sich zu einer jungen Frau um.

«Ich bin Geraldine ... Geraldine Leach. Wir sind früher zusammen reiten gegangen.»

Kate rief sich das Bild eines pummeligen Mädchens mit straff geflochtenen Zöpfen in Erinnerung. Es war ihr peinlich, dass

sie Geraldines Gesicht ohne Brille nur undeutlich sehen konnte.
«Hi ...», sagte sie. «Schön, dich zu sehen.»

«Gleichfalls. Bist du zu Besuch da, oder wohnst du wieder hier?»

«Nur zu Besuch.»

«Du lebst in London, oder? Oh, das muss toll sein. Ich wohne jetzt in Roscarney. Komm doch mal vorbei, wenn du Zeit hast.»

«Danke für die Einladung.» Kate versuchte, sowohl dankbar als auch unverbindlich zu wirken.

«Geht ein bisschen chaotisch zu bei uns. Ich habe inzwischen drei Kinder. Beziehungsweise vier, wenn man Ryan da drüben mitzählt, das ist mein Mann. Aber du bist wirklich herzlich willkommen. Es gibt so viel zu erzählen. Wie lange haben wir uns nicht gesehen? Müssen beinahe zwanzig Jahre sein. Meine Güte ... da fühlt man sich richtig alt, was?»

Kate lächelte, auch wenn sie sich nicht so richtig alt fühlte.

«Du hast dich überhaupt nicht verändert, weißt du das? Immer noch dieses volle rote Haar. Dafür hätte ich früher glatt einen Mord begangen. Na ja, heute auch noch. Guck mal, ich werde schon ganz grau! Hast du auch Kinder?»

«Nur eins», sagte Kate.

«Ah, toll. Was ist es, ein Junge oder ein Mädchen?»

«Ein Mädchen.»

Geraldine schien sich festquatschen zu wollen. «Ich hätte auch gern ein Mädchen. Wie heißt es doch? Einen Jungen hast du bis zu seiner Heirat, ein Mädchen hast du fürs Leben. Ich bin richtig neidisch auf dich. Na ja, aber meine Jungs bleiben

bestimmt bei mir, bis sie dreißig sind, so wie ich sie verwöhne. Meine eigene Schuld, schließlich mache ich es mit ihrem Vater genauso.»

Sie beugte sich dicht zu Kate. «Er ist ein miserabler Du-weißst-schon-was, wenn nicht alles so läuft, wie er es haben will.»

Kates Lächeln wurde starr.

«Na ja, ich will euch nicht stören», sagte Geraldine mit einem Blick auf Thom. «Habt euch bestimmt eine Menge zu erzählen. Aber komm vorbei, versprochen? Black Common Drive 15. Das wird toll.»

Als Geraldine gegangen war, widerstand Kate dem Drang, sich umzudrehen und zu überprüfen, ob Geraldine wirklich zu ihrem Barhocker zurückkehrte.

«Ich könnte jetzt gehen», sagte Thom und grinste.

«Untersteh dich.»

Sie lachten.

«Wo waren wir stehengeblieben?»

Kate drehte ihr Glas zwischen den Händen. «Wir haben von Sabine gesprochen.»

«Dann reden wir zur Abwechslung jetzt von dir.»

Bei seinem Blick hatte Kate das Gefühl, er könne ihre Gedanken lesen. «Ich glaube, darauf habe ich keine Lust. Ich bin zurzeit nicht besonders interessant.»

Dazu schwieg Thom.

«Immer wenn ich jemandem von meinem Leben erzähle, kommt es mir vor, als würde ich ständig die gleiche

Katastrophenberichterstattung abliefern. Ich öde mich schon selbst damit an.»

«Bist du glücklich?»

«Glücklich?» Die Frage erschien ihr sehr ungewöhnlich. Sie dachte kurz nach. «Manchmal schon, denke ich. Wenn Sabine glücklich ist. Wenn es mir vorkommt, als hätte ich ... ach, ich weiß auch nicht. Wann ist man schon wirklich glücklich? Bist du glücklich?»

«Glücklicher, als ich früher war. Ich würde sagen, ich bin zufrieden.»

«Obwohl du wieder hier bist?»

«Besonders, weil ich wieder hier bin.» Er lächelte sie an, und seine weißen Zähne blitzten auf. «Glaub es oder nicht, Kate, aber dieser Ort hier war meine Rettung.»

«Meine Mutter, der Schutzengel.» Kate lachte bitter auf.

«Deine Mutter ist in Ordnung. Ihr beide habt nur eine vollkommen unterschiedliche Weltsicht, das ist alles.»

«Leicht gesagt.»

«Sabine hat das begriffen. Dabei haben sich die beiden am Anfang immer nur gestritten.»

Es gab so vieles, was sie nicht über das Leben ihrer Tochter wusste, dass es Kate manchmal kaum noch ertrug. Sie vermisste ihr kleines Mädchen, das beim Heimkommen aus der Schule in ihre Arme geflogen war und sich vor Eifer verhaspelte, wenn es erzählte, was am Tag alles passiert war. Kate spürte noch immer, wie sich Sabine auf dem Sofa an sie

geschmiegt hatte, wenn sie zusammen einen Kinderfilm anschauten.

«Könnten wir *nicht* über meine Familie reden? Ich dachte, du wolltest mit mir ausgehen, um mich aufzuheitern.» Sie sollen mir nicht auch noch diesen Abend verderben, dachte sie. Sie sollen sich nicht in jedem Winkel meines Lebens breitmachen. Außerdem wollte sie Thom für sich allein haben.

«Okay. Wir sollen nicht über dich reden. Und wir sollen nicht über deine Familie reden. Wie wär's mit dem Wetter? Das ist immer ein wahnsinnig anregendes Gesprächsthema. Oder wir reden über das, was sich in Ballymalnaugh verändert hat, seit du weggezogen bist. Damit sind wir mindestens ... zwei Minuten beschäftigt.»

Sie lachte, froh darüber, dass er ihre trübe Stimmung vertrieben hatte. Irgendwie hatte Thom die Fähigkeit, alles nicht so schlimm aussehen zu lassen.

«Kate?»

Sie drehte sich zu einem Mann mittleren Alters um, der sich mit einem Pint in der Hand zu ihr herunterbeugte.

«Stephen Spillane. Ich weiß nicht, ob du dich an mich erinnerst. Ich habe im Herrenhaus gearbeitet. Alles klar, Thom?»

«Bestens, Stevie.»

Kate kniff die Augen zusammen, um das Gesicht vor ihr besser zu erkennen.

«Ich hab euch vom Tresen aus gesehen, und da hab ich zu mir gesagt: <Das sieht nach Joy Ballantynes Mädchen aus.> Na

ja, ich war erst sicher, als ich dich aus der Nähe gesehen hab.
Wie lange ist das jetzt her? Zehn Jahre?»

«Fast siebzehn», warf Thom ein.

«Fast siebzehn Jahre! Tja, und sieh einer an, da bist du wieder. Bleibst du länger?»

«Nein, ich ...»

«Ist das Kate Ballantyne?» Ein Mann, den Kate nicht kannte, war ebenfalls an ihrem Tisch stehen geblieben. «Ich dachte mir doch gleich, dieses Gesicht kennst du. Na, das nenn ich eine Überraschung. Ist lange her, seit wir dich hier gesehen haben.»

«Kate, du erinnerst dich doch an Father Andrew, oder?»

Kate nickte lächelnd, als wäre es so.

«Nicht, dass du häufig in der Kirche erschienen wärst.»

«Die jungen Leute haben heutzutage andere Sachen im Kopf, Father Andrew.»

«Und nicht nur die jungen Leute, was, Stevie?»

«Bist du nach London gezogen?» Stephen Spillane hatte sich einen Stuhl an den Tisch gezogen. Er roch nach Drehtabak.

«Wohnst du irgendwo in der Nähe von Finsbury Park?

Erinnerst du dich an meinen Dylan? Er wohnt jetzt in Finsbury Park. Ich gebe dir seine Nummer.»

«Ich wette, hier hat sich eine Menge verändert, seit du zuletzt hier warst, Kate, oder?»

«Dylan würde dich bestimmt gern mal ausführen. Er hat einiges für hübsche Mädels übrig. Bist du inzwischen verheiratet?»

«Oh, sieh mal, da ist Jackie. Jackie, Erinnerst du dich an Kate Ballantyne? Edward Ballantynes Tochter. Ist von England zu Besuch übergekommen. Jackie, hol uns was zu trinken, bist du so gut?»

Ob es nun an den häufigen Unterbrechungen lag oder daran, dass sie die Gesichter ihrer Gesprächspartner nicht deutlich sehen konnte (oder daran, dass sie lieber mit Thom allein gewesen wäre), jedenfalls fand Kate es anstrengend, sich höflich zu unterhalten. Nein, sie würde nicht lange bleiben. Ja, es war sehr schön, mal wieder da zu sein. Ja, sie würde ihrem Vater die Wünsche zur guten Besserung ausrichten. Ja, die Jagd war nicht mehr dasselbe, seit er als Master aufgehört hatte. Und am schlimmsten: Ja, sie würde unheimlich gern ein paar von den Leuten Hallo sagen, die sie seit Ewigkeiten nicht gesehen hatte, die sich aber an sie als Jugendliche erinnerten. Oh wirklich, sie saßen an der Theke? Na klar wäre es toll, wenn sie an den Tisch überkommen würden. Was hätte sie auch sonst sagen sollen.

«Ja, aber wir müssen zurück, Kate», kam es plötzlich von Thom. «Deine Mutter wollte doch, dass du früh zu Hause bist, damit du ihr noch helfen kannst.»

Kate runzelte die Stirn.

«Du hast versprochen, um halb neun zurück zu sein.»

Sie schaltete etwas verspätet. «Oh! Ja. Das habe ich glatt vergessen.» Sie schaute in die Runde der freundlichen Mienen. «Tut mir leid. Wir müssen uns nächstes Mal weiterunterhalten, wenn ich reinkomme. Das wäre toll», sagte sie mit einem

breiten Lächeln. Jetzt, wo sich eine Fluchtmöglichkeit ergeben hatte, konnte sie es sich leisten, liebenswürdig zu sein.

«Oh, das ist zu schade. Wir hatten doch gerade erst angefangen.»

«Sie sieht großartig aus, oder? Das Großstadtleben tut dir gut!»

«Und was machen wir jetzt?», flüsterte sie Thom zu, während er sie zur Tür steuerte.

«Du wartest draußen», sagte er. «Ich bin gleich wieder da.»

Eine Minute später tauchte er mit ein paar Dosen Guinness und einer Flasche Orangensaft auf.

«Zufällig kenne ich eine spitzenmäßige Säuerhöhle hier ganz in der Nähe», sagte er, «noch dazu ganz ohne Einheimische, die einem auf die Nerven gehen.»

Ob im Sommerhaus Licht brannte, konnte man vom Herrenhaus aus nicht sehen. Die beiden Fenster des kleinen Gebäudes gingen auf eine verwilderte Wiese hinaus. Als Kind hatte sich Kate oft gefragt, ob es absichtlich so gebaut worden war, um einen ungestörten Ort zu schaffen. Jetzt allerdings fragte sie sich, ob die Beleuchtung durch die nackte Glühbirne harte Schatten auf ihr Gesicht fallen ließ.

«Nicht gerade das Ritz, fürchte ich», sagte Thom und öffnete eine Dose Guinness für sie.

«Ich habe schon immer gefunden, dass es im Ritz zu wenig alte Dosen mit Lackfarbe gibt», sagte sie und setzte sich auf

die Pferddecke, die Thom auf den Kisten ausgebreitet hatte, «und Unkrautvernichter.»

«Nicht zu vergessen die biologische Vielfalt.» Er streifte ein Spinnennetz über ihrem Kopf weg. Dann wischte er sich die Hand an der Hose ab und setzte sich ein Stück entfernt auf eine Kiste.

Sie registrierte den Abstand, der zwischen ihnen lag. Als sie vom Pub weggelaufen waren, hatten sie sich untergehakt, und Kate hatte einen Lachanfall bekommen bei diesem Gefühl einer herrlich befreienden Flucht. Sie spürte noch immer den eigenartigen Druck seines starren Arms auf ihrem.

«Wir hätten auch im Pub bleiben können», sagte er entschuldigend, «aber du weißt ja, wie sie sind. Sie hätten dir den ganzen Abend keine Ruhe mehr gelassen.»

«Ja, es war ein bisschen zu viel.»

«Ich dachte einfach, wir könnten uns woanders besser unterhalten.»

«Wir hätten auch zu dir gehen können», sagte sie, ohne nachzudenken.

«Wenn ich das vorgeschlagen hätte, wärst du nach Hause gegangen.»

Kate bekam sein Lächeln mit, während ihr eigenes erlosch. Er hatte recht. Sie hätte das zu intim gefunden, zu riskant. Aber was konnte intimer sein als diese Situation hier? Sie versteckten sich miteinander in ihrem alten Schlupfwinkel, an dem so viele Erinnerungen hingen, dass selbst die Deckenbalken bittersüße nostalgische Gefühle erweckten.

Kate ließ ihren Blick durch das vernachlässigte Sommerhaus schweifen und fühlte sich plötzlich an einem Ort ertappt, an dem sie nicht sein sollte. Auf einmal fiel ihr Justin ein. Dann Geoff. Was tue ich hier eigentlich?, dachte sie. Gedanken-Maggie tauchte vor ihr auf, die Lippen missbilligend zusammengepresst, und drohte ihr mit einem imaginären Zeigefinger.

«Weißt du», sagte sie matt, «ich sollte gehen.» Jetzt war sie froh, dass sie sein Gesicht nicht deutlich sehen konnte.

Er stellte den Orangensaft ab und stand auf. Irgendwie fiel es ihr dadurch schwerer, sich in Bewegung zu setzen.

«Ich sollte wirklich gehen.»

«Wovor hast du Angst?»

Einen Moment lang herrschte Stille. Sie versuchte, sein Gesicht zu sehen, aber er war aus dem Lichtkreis der Lampe getreten. Während sie kurzsichtig blinzelte, hörte sie den Holzboden unter seinen Füßen knarren. Sie nahm ihn nur als Schattengestalt wahr, die auf sie zukam. Dann konnte sie ihn riechen. Seife, schwacher, erdiger Pferdegeruch und Rauch vom Pub.

Sie atmete scharf ein, als seine Hand in ihre Jackentasche glitt. Langsam zog er ihre Brille heraus und setzte sie ihr behutsam auf. Einen Augenblick lang spürte sie den Kunststoff seiner falschen Hand an der Wange.

Er ging vor ihr in die Hocke, sodass ihre Gesichter auf gleicher Höhe waren. «Wovor hast du Angst?», fragte er erneut mit einfühlsamer Stimme.

Sie konnte jede einzelne Wimper erkennen. «Vor dir.»

«Nein.»

Sie sah ihn an. Sah zum ersten Mal deutlich die Fältchen an seinen Augenwinkeln, den Schwung seiner Lippen. Die kleine, weiße Narbe unter seiner Augenbraue. Ich will dich nicht so genau sehen, dachte sie. Es war einfacher, mit dem verschwommenen Bild umzugehen.

«Nein», wiederholte er ernst. «Du hast keinen Grund, dich vor mir zu fürchten. Ich habe dir nie irgendetwas getan.»

Sie wandte den Blick nicht von ihm ab. «Dann habe ich Angst vor mir selbst.»

Er nahm ihre Hand. Seine fühlte sich trocken und rau an. Und doch sanft. Wie sich wohl die andere anfühlt, ging es ihr abwesend durch den Kopf.

«Ich mache alles kaputt, Thom. Ich mache alles falsch. Und mit dir wird mir das auch passieren.»

«Nein», sagte er wieder.

Er schaute ihr weiter in die Augen. Sie spürte, wie sie weich wurde, vergaß beinahe zu atmen. Ihr kamen die Tränen. «Ich darf das nicht zulassen. Du kennst mich nicht mehr, Thom. Du weißt nicht, wie ich bin. Ich kann meinen Gefühlen nicht trauen, verstehst du? Man kann sich nicht auf mich verlassen, was das angeht. Ich glaube, in jemanden verliebt zu sein, aber ein paar Monate später stelle ich fest, dass es doch nicht so war. Und dann werden alle verletzt. Ich werde verletzt. Und Sabine auch.»

Der Druck seiner Hand war ihr intensiv bewusst. Sie wollte ihre Wange in seine Hand schmiegen, sie küssen, sie an ihrer Haut spüren.

Thom sah sie mit brennendem Blick an. Sie wandte den Kopf ab, sah aus dem Fenster, während sie weitersprach. «Erkennst du es nicht? Das hier passiert nur, weil ich zufällig hier bin und allein und anlehnungsbedürftig, nachdem ich mich gerade von jemandem getrennt habe. Ich weiß genau, was los ist. Ich bin nicht eigenständig, verstehst du? Ich bin nicht wie du oder Sabine, ihr kommt allein klar. Aber ich brauche Nähe und Aufmerksamkeit. Und weil ich das von meiner Familie nicht bekomme, suche ich es bei dir.»

Sie redete inzwischen zu schnell, zu laut. «Sieh mal, wenn ich ein Pferd wäre, würde man sagen, dass ich eine schlechte Veranlagung habe. Das ist es nämlich. Ich habe eine schlechte Veranlagung. Verflixt, Thom! Hast du alles vergessen? Hast du vergessen, wie ich damals mit dir umgegangen bin? Ist es dir egal, wie sehr ich dich verletzt habe?»

Er senkte den Blick, musterte ihre Hand, dann sah er ihr wieder in die Augen. «Wenn du ein Pferd wärst», erklärte er, «würde ich sagen, du bist in die falschen Hände gekommen.»

Kate starrte ihn an. Er war jetzt so dicht vor ihr, dass sie seinen warmen Atem auf ihrer Haut spürte.

«Es wäre eine Katastrophe», sagte sie, während ihr dicke Tränen über die Wangen rollten. «Es wäre eine verdammte Katastrophe.» Und dann, als Thom ihr Gesicht zwischen seine

beiden ungleichen Hände nahm, beugte sie sich vor und küsste ihn.

Kapitel 12

Duke stand mit gesenktem Kopf und dem Schweif zwischen den Hinterbeinen in der Ecke seiner Box. Seine Hüftknochen zeichneten sich deutlich unter seinem Fell ab, das früher vor Gesundheit gegläntzt hatte, nun aber matt und aufgeraut war wie ein alter Teppich. Seine Augen lagen tief in den Höhlen und waren halb geschlossen, so als würde gleich ein Vorhang fallen.

Der Tierarzt, ein großer, schlanker Mann, strich ihm über den Hals und ging nach einem letzten Klaps zu Joy, die an der Tür wartete. «Ich fürchte, dem alten Knaben geht es wirklich nicht gut, Mrs. Ballantyne.»

Joy senkte den Blick, als würde sie etwas sacken lassen, was sie schon lange erwartet hatte. «Was hat er?»

«Es liegt vor allem an seiner Arthrose. Und an den Schmerzmitteln, die wir ihm gegeben haben.» Er runzelte die Stirn. «Das Phenylbutazon wirkt nicht mehr. Ehrlich gesagt, glaube ich, dass es ihm inzwischen mehr schadet als nutzt. Womöglich hat sich ein Magengeschwür entwickelt, das kommt öfter vor bei Pferden, die länger damit behandelt werden, aber er hat auch Durchfall und Gewicht verloren, was bei Pferden in seinem Alter nie gut ist. Ich lasse die Blutproben auswerten, aber ich würde wetten, dass eine Hypoproteinanämie vorliegt –

also zu wenig Eiweiß im Blut.» Er hielt kurz inne. «Müde ist er auch, sein Herz macht nicht mehr so mit. Ich denke, sein gesamter Stoffwechsel baut stark ab, armer alter Kerl.»

Joys Miene war undurchdringlich. Nur ein sehr aufmerksamer Beobachter hätte bemerkt, dass sie um ihre Beherrschung kämpfte.

«Bin ich an dem Magengeschwür schuld?», fragte sie. «Habe ich ihm zu viel von dem Medikament gegeben?»

«Nein. Ganz bestimmt nicht. Das ist eine verbreitete Nebenwirkung bei Pferden, die dieses Mittel eine Weile bekommen haben. Das ist einer der Gründe, aus denen es in manchen Ställen nicht mehr gern angewendet wird. Aber bei einem Pferd in seinem Alter ist uns kaum etwas anderes übrig geblieben. Und er hat es ja auch wirklich sehr lange gut vertragen. Wie alt ist er jetzt? Siebenundzwanzig? Achtundzwanzig?»

«Gibt es etwas anderes, das wir ihm geben können? Ein anderes Medikament?» Joy hatte die Finger verschränkt, als würde sie beten.

Der Tierarzt bückte sich, um seine Instrumente in seine Tasche zu räumen, und ließ den Verschluss entschlossen zuschnappen. Der Himmel draußen war strahlend blau, passte überhaupt nicht zu der unheilverkündenden Atmosphäre im Stall. «Leider nicht, Mrs. Ballantyne. Er hatte ein langes, gutes Leben. Aber ich glaube nicht, dass wir die Dinge noch lange hinauszögern können. Jedenfalls nicht, wenn er nicht leiden soll.»

Den letzten Satz hatte er mit einem Seitenblick auf Joy gesagt. Er wusste, wie viel der alten Lady dieses Pferd bedeutete, aber sie hatten das Unausweichliche schon monatelang hinausgeschoben.

Joy ging zu Duke und zog ihn sanft an den Ohren, eine liebevolle, reflexhafte Geste. Sie sah ihn an, strich ihm über die Nüstern. Das Pferd legte mit halb geschlossenen Augen sein Kinn auf ihre Schulter, sodass sie unter dem Gewicht des großen Kopfes leicht in die Knie ging. Der Tierarzt stand geduldig an der Tür und wartete ab. Er kannte seine Kundin gut genug, um sie nicht zu drängen.

«Ich möchte, dass Sie morgen wiederkommen», sagte sie schließlich leise und entschlossen. «Morgen früh, wenn Ihnen das passt.»

Der Tierarzt nickte.

«Und bis dahin möchte ich Sie um einen Gefallen bitten.»

Er sah sie an.

«Ich möchte, dass Sie ihm etwas geben. Gegen die Schmerzen. Etwas, das seinen Magen nicht belastet.» Sie hob herrisch das Kinn. «Ich weiß, dass Sie so etwas haben.»

Der Tierarzt verlagerte sein Gewicht auf den anderen Fuß. «Wirklich, Mrs. Ballantyne, es lässt sich nicht mehr viel ...»

«Irgendetwas», unterbrach sie ihn. «Es muss etwas geben.»

Der Tierarzt atmete tief ein und mit aufgeblähten Wangen wieder aus. Nachdenklich musterte er das Stroh auf dem Boden. «Es gibt etwas», sagte er schließlich.

Joy wartete ab.

«Aber es ist als Medikament noch nicht zugelassen. Die Erprobungsphase läuft noch. Normalerweise gebe ich es Pferden wie Ihrem nicht. Das darf ich nicht einmal. Allerdings würde es ihm die Schmerzen nehmen. In den Beinen und im Magen.»

«Ich will, dass Sie es ihm geben.»

«Das sollte ich wirklich nicht tun. Es könnte mich meine Zulassung kosten.»

«Es ist ja nur für einen Tag», sagte Joy. «Ich bezahle es. Ganz gleich, was Sie verlangen.»

«Es geht bei dieser Frage nicht um Geld.»

Er blickte zur Stalltür hinaus und atmete erneut tief aus. «Wenn ich es mache, würde ich es zu schätzen wissen, wenn Sie nichts darüber sagen. Zu niemandem.»

Joy drehte sich wieder zu ihrem Pferd um und murmelte ihm sanft etwas zu. Ihre Miene hatte sich entspannt, nachdem sie wusste, dass Duke keine Qualen mehr bevorstanden.

«Sie bringen es noch heute her», sagte sie, ohne den Tierarzt anzusehen. Sie streichelte dem Pferd wieder über die Nüstern, flüsterte Zärtlichkeiten, ließ mit lang vertrauten Bewegungen ihre kräftigen alten Hände über seinen Körper gleiten.

Der Tierarzt schüttelte leicht den Kopf. Er war zu weichherzig. Der Teilhaber in seiner Praxis würde an die Decke gehen, wenn er davon wüsste. «Ich habe heute Vormittag noch einen anderen Besuch zu machen», sagte er, «danach bringe ich es her.» Er wandte sich noch einmal um. «Wie geht es übrigens Ihrem Mann?»

«Gut, danke», sagte Joy, ohne aufzusehen.

Ein paar Meilen entfernt saß Kate auf dem Parkplatz im Land Rover und betrachtete den Hook-Head-Leuchtturm, der sich als hoch aufragende Silhouette gegen das glitzernd blaue Wasser des Hafens von Waterford abhob. Es war der erste schöne Tag seit Wochen, und der riesige Leuchtturm mit den benachbarten kleinen Häusern, vor denen die rastlosen Wellen schäumend an den Kalkstein brandeten, lag im Licht der schwachen Wintersonne.

Ihre Lungen hatten sich noch nicht von der schmutzigeren Großstadtluft umgewöhnt, und Kate sog die salzhaltige Luft, die von einem scharfen Wind übers Meer herangetragen wurde, tief ein, als wäre sie eine Weinkennerin bei der Verkostung eines edlen Tropfens, im Ohr das Kreischen der Möwen und Lummen, die sich hoch oben vom Aufwind tragen ließen. Selbst in dieser Entfernung vom Wasser landeten winzige, wie Diamanten glitzernde Gischtropfen auf ihren Brillengläsern.

«Du fragst nicht viel, was?», sagte sie, ohne Thom anzusehen, der neben ihr auf dem Fahrersitz saß. «Ich meine, dazu, wie es mir ergangen ist. Oder wie das mit Justin war. Oder mit Geoff.»

Thom drehte sich zu ihr um. «Warum? Willst du, dass ich dich ausfrage?»

Der Wind trieb Wolken am Horizont entlang.

«Ich dachte einfach, du möchtest es wissen. Das tun die meisten Männer. Wollen meine Vergangenheit kennen.»

«Ich weiß alles, was ich wissen muss.» Er trank einen Schluck Kaffee aus einem Plastikbecher und schaute dann wieder aufs Meer hinaus. «Man kann auch zu viele Fragen stellen.»

«Aber du hinterfragst gar nichts. Du willst nicht mal wissen, was ich von all dem halte. Und ob es überhaupt gut ist.»

«Wie gesagt, man kann auch zu viele Fragen stellen.» Er lächelte in sich hinein. «Besonders jemandem wie dir.»

Seit fast einer halben Stunde genossen sie diese friedliche kleine Auszeit von Kilcarrion. Die Hälfte der Zeit hatten sie einander in den Armen gelegen, sich sanft geküsst und ihre Blicke ineinander versenkt. Es würde nicht an diesem Tag geschehen, das wussten sie. Aber das machte nichts. Heute genügte es, einfach nur zu zweit zu sein, sich zu umarmen, zusammen zu sein.

Es waren ein paar Tage vergangen, seit sie in dem Sommerhaus gewesen waren, und Kates Befürchtungen und Schuldgefühle waren unmerklich von ihrem immer stärkeren Bedürfnis ausgehebelt worden, bei Thom zu sein, ihn lächeln zu sehen, ihn für sich zu haben. Am nächsten Morgen allerdings war sie beinahe panisch aufgewacht. Ihre Angst davor, «schon wieder etwas angefangen» zu haben, überrollte all die Zuneigung, die sie am Abend zuvor empfunden hatte. Also war sie in den Hof gegangen und hatte Thom entschieden und leicht hysterisch erklärt, dass das alles ein schrecklicher Fehler

gewesen sei und dass es ihr leidtue, wenn sie ihm etwas vorgemacht habe, aber dass sie jetzt wirklich erst einmal mit sich selbst zurechtkommen müsse. Thom hatte nur genickt und gesagt, das verstehe er, genauso wie bei den drei anderen Gelegenheiten an diesem Tag, an dem sie ihn ausfindig gemacht hatte, um ihm nochmals eindringlich zu erklären, warum das Ganze unmöglich war. Dass sie darüber nachgedacht und sich klargemacht hatte, dass sie überhaupt nicht zusammenpassten und dass sie ihn viel zu sehr mochte, um sein Leben zu ruinieren.

Anschließend war Kate nach oben in ihr Zimmer gegangen und hatte vor Wut auf sich selbst geweint. Und deshalb hatte sie, als Thom am nächsten Morgen ganz ungewöhnlich für ihn ins Frühstückszimmer gekommen war, um Joy darüber zu informieren, dass er in die Stadt fahren würde, um etwas im Reiterladen abzuholen, beiläufig gefragt, ob er sie vielleicht mitnehmen könne. Sie brauche ein paar Sachen aus der Stadt. Christopher, der wie ein Bluthund jede Unbesonnenheit Kates witterte, war am Sonntagabend wieder weggefahren, Sabine war nicht im Haus, und Joy hatte nichts Seltsames daran gefunden. Aber Joy war im Moment ohnehin komplett von dem gesundheitlichen Abbau ihres alten Pferdes und ihren endlosen Pflichten in Anspruch genommen. Also hatten sie sich in dem Land Rover davongemacht wie Schulschwänzer. Kate, die ihr Bedürfnis nach Berührung nicht mehr unterdrücken konnte, hatte ihre Hand auf seine gelegt und sich beherrschen müssen,

um nicht zurückzuzucken, als sie statt weicher Haut harten Kunststoff spürte.

«Daran gewöhnst du dich», hatte Thom belustigt gesagt. «Ich hab mich am Anfang selbst damit erschreckt, wenn ich mir unbewusst die Nase gerieben habe. Oder was anderes.»

Er hatte ihr einen Blick zugeworfen, ein vielsagendes Lächeln auf den Lippen.

Kate war rot geworden, möglicherweise aus Verlegenheit, auch wenn sicher noch andere, angenehmere Gefühle für diese Reaktion verantwortlich waren.

«Und was ist mit dir?», fragte Kate.

Thom trank seinen Kaffee aus und stellte den Becher zwischen alte Wollhandschuhe, eine Rolle mit Schnur und ein vergilbtes Exemplar der *Racing Post* auf dem Armaturenbrett ab.

«Wie, was ist mit mir?»

«Na ja, es muss doch irgendjemanden gegeben haben. Es sind schließlich beinahe siebzehn Jahre vergangen.»

Thom zuckte mit den Achseln. «Ich war kein Heiliger. Aber es gab keine, die mir viel bedeutet hat.»

Das konnte Kate kaum glauben. «In der ganzen Zeit nicht?» In ihrer Stimme klang beinahe so etwas wie die Befürchtung mit, dass er irgendwelche krankhaften Neigungen haben könnte. «Wirklich, es muss doch irgendjemanden gegeben haben. Hast du nie mit jemandem zusammengelebt?»

«Es gab schon ein paar Frauen, die es mir angetan hatten.» Er griff nach Kates Hand. «Aber mit uns ist es etwas ganz

anderes. Es fällt mir schwer, mich auf jemanden einzulassen. Ich bin lieber allein als mit einer Frau zusammen, wenn sie nicht ...» Er beendete den Satz nicht.

In Gedanken ergänzte Kate, was fehlte. Wenn sie nicht passend ist? Nicht perfekt ist? Nicht die einzig Wahre? Bei der letzten Ergänzung brach ihr der Schweiß aus. Es war viel zu früh, um über so etwas zu reden. Sie war ja nicht einmal sicher, ob ihre Entscheidung, es mit ihm zu versuchen, richtig gewesen war. Aber es gab noch einen anderen unwillkommenen Aspekt. Nämlich, wenn er es kritisch gemeint hatte. Hatte er sagen wollen, dass sie wahllos Männerbekanntschaften machte?

Sie nippte an ihrem Kaffeebecher, während sie sich die unterschiedlichen Ergänzungen durch den Kopf gehen ließ. Aber sie fragte Thom nicht, was er gemeint hatte. Genau wie er gesagt hatte, konnte man manchmal auch zu viele Fragen stellen.

Weit unterhalb beschäftigten sich zwei Männer, winzige Gestalten, mit einem kleinen Boot. Ein dritter stapfte über den Strand heran.

«Warst du damals wütend auf mich?», fragte sie schließlich.

«Zuerst schon.»

In seinen blauen Augen spiegelte sich der klare Himmel. Er starrte auf einen Punkt in der Ferne. «Es ist schwer, lange auf jemanden wütend zu sein. Jedenfalls auf jemanden, den man gern hat.»

Kate nagte an ihrer Unterlippe. «Es tut mir leid.»

«Muss es nicht. Wir waren jung. Es ist klar, dass wir die Sache so oder so in den Sand gesetzt hätten.»

«Aber ich bin diejenige, die sie wirklich in den Sand gesetzt hat.»

«Du bist einfach nur als Erste an diesen Punkt gekommen.»

«Und du bist mittlerweile richtig zenmäßig drauf.»

Er lächelte. «Zen? So nennt man das jetzt? Was für ein Quatsch ...» Sein Lächeln breitete sich über sein ganzes Gesicht aus. «Ich habe nur gelernt, mich nicht über Sachen aufzuregen, an denen ich nichts ändern kann.»

Kate zögerte. Konnte sich dann doch nicht bremsen. «Wie deinen Arm?»

«Genau.» Er schaute auf seine linke Hand hinunter, die auf seinem Oberschenkel lag. «Ich schätze, das war eine ziemlich gute Anfängerlektion. Mit einem fehlenden Körperteil kann man sich schließlich nicht herumstreiten ... Man kann mit überhaupt nichts herumstreiten, was nicht da ist.»

Schweigend sahen sie den Möwen zu, die über der Bucht kreisten. Das kleine Boot wurde ins Wasser geschoben, eine der winzigen Gestalten winkte den beiden anderen nach, die hineinstiegen. Auf den ersten Wellen sprang das Boot empor wie ein Lachs, der sich flussaufwärts kämpft.

Kate dachte darüber nach, was er mit dem gemeint hatte, was nicht da war. Eine bestimmte Erklärung hätte sie gern von ihm gehört, obwohl sie wusste, dass sie wieder zurückscheuen würde, eine Erklärung, die einerseits notwendig und andererseits unerträglich war. Du widersprichst dir immer

noch selbst, sagte Gedanken-Maggie. Lässt dich immer noch von romantischen Vorstellungen beherrschen. Stehst immer noch nicht auf eigenen Füßen. Oh, schleich dich, erklärte ihr Kate.

«Mit einer Sache hatte ich allerdings Probleme», sagte er, ohne sie anzusehen.

Kates Zeigefinger, mit dem sie die Linien in seiner Handfläche nachzog, erstarrte in der Bewegung.

«Das hört sich jetzt vielleicht komisch an, aber es ist mir ewig nicht aus dem Kopf gegangen. Ich wollte wissen ... Warum ausgerechnet er?»

Kate blinzelte überrascht.

«Ich meine, du kanntest ihn doch kaum. Wir waren zwar noch nicht lange zusammen oder irgendwas, aber ich habe nicht verstanden, warum du ihm etwas so Besonderes ... warum du es das erste Mal mit ihm getan hast. Und nicht, na ja ... mit mir.»

Er wirkte unsicher und schien mit seinen Gefühlen zu kämpfen. Das hatte Kate noch nie an ihm erlebt. «Wenn ich Sabine anschau», sagte er schließlich, «ist mir unheimlich bewusst, dass sie ... meine Tochter hätte sein können.»

Kate dachte an Alexander Fowler, an das Geburtstagsporträt, an die wilde, widersinnige Entschlossenheit, mit der sie unaufgefordert den Reißverschluss ihres altmodischen Samtkleides aufgezogen hatte, und an den Widerstreit, den sich Verblüffung und das Erkennen einer Gelegenheit angesichts ihres jungen, nackten Körpers in Fowlers Miene

geliefert hatten. In dem Atelier war es sehr warm gewesen, wie ihr wieder einfiel, und die Luft war erfüllt von Gerüchen nach Terpentin und Ölfarbe. An der Wand hatten halbfertige Porträts von Leuten gelehnt, die Kate nicht kannte. Sie wusste noch, wie sie sich danach wieder angezogen und das Gefühl gehabt hatte, dass diese Leute sie jetzt wesentlich besser kannten.

«Wenn du es gewesen wärest, hätte es etwas bedeutet», sagte sie langsam. «Und ich schätze, damals wollte ich nicht, dass diese Sache so bedeutsam ist.» Ein geschenkter Gaul, hatte Fowler dazu gesagt. Sie hatte sich gekrümmt vor Scham.

Thom sah sie an, verstand sie immer noch nicht.

«Wenn du es gewesen wärest, Thom», sagte sie und drückte seine Hand, «hättest du mich dazu gebracht hierzubleiben.»

Sabine stand oben am Fenster, als der Land Rover in die Zufahrt einbog und ihre Mutter auf dem Vorplatz ausstieg. Sie hatte eine Zeitung in der Hand und eine braune Papiertüte mit irgendwas drin. Bestimmt nichts, was sie nicht auch später mit Großmutter hätte besorgen können, dachte Sabine. Außerdem fuhr sich Kate mehrmals durchs Haar, ein todsicheres Anzeichen für Verliebtheit.

Sabine drehte sich zum Bett um, in dem ihr Großvater schlief. Zu beschäftigt damit, Männern nachzusteigen, um ein bisschen Zeit für ihren eigenen Vater zu erübrigen, dachte sie bitter. Man konnte an den Fingern einer Hand abzählen, wie oft Kate zu ihm gegangen war. Großvater schien nicht einmal

zu wissen, dass seine eigene Tochter im Haus war, daran sah man ja schon, wie sie sich um ihn kümmerte. Allerdings war Sabine, abgesehen von der Krankenschwester, überhaupt die Einzige, die sich regelmäßig um ihn kümmerte. Ihre Großmutter war ständig zu beschäftigt. Oder machte ein Riesentrara um Duke, der, wie John-John genüsslich erklärt hatte, auf halbem Weg in die große Katzenfutterfabrik im Himmel war.

Leise, um ihn nicht zu wecken, setzte sich Sabine zu ihrem Großvater. Wenn er wach war, wurde er schnell unruhig, und dann fing er an, mühsam und unregelmäßig zu atmen. Sie hielt in solchen Momenten seine Hand und versuchte, entspannt zu bleiben, wenn sich sein Griff gelegentlich verstärkte, als hätte ihn der Schlag getroffen.

«Ist er wieder eingeschlafen?», fragte Lynda, die mit einer Flasche Wasser hereinkam. «Oh, gut. Ist das Beste für ihn.»

Lynda würde ihre Stelle als Vollzeitkrankenschwester aufgeben und Aromatherapeutin werden, wenn dieser Auftrag beendet war. Genauer drückte sie sich nicht aus, was das Ende dieses Auftrags anging, aber sie wussten beide, was gemeint war.

«Ja, gerade eben», sagte Sabine.

«Dann geh doch mal ein bisschen raus. Mach mal was Schönes. Du verbringst viel zu viel Zeit hier oben.» Sabine wartete darauf, dass Lynda hinzufügte, das sei «nicht gesund», was einer ihrer Lieblingsprüche war. Aber er kam ausnahmsweise mal nicht.

«Los, geh schon. Ich sehe mir meine Serie an, du wirst also nicht gebraucht. Und du musst es gar nicht erst sagen, ich stelle den Ton leise.»

Sabine verzog sich ins Arbeitszimmer und las den Brief von Geoff noch einmal. Sie hatte ihn zwei Tage zuvor bekommen, und Geoff schrieb, dass er seine neue Freundin heiraten werde. Sabine wusste immer noch nicht, wie sie mit dieser Information umgehen sollte. Zuerst war sie davon ausgegangen, dass er auch ihre Mutter informiert hatte, aber darauf ließ nichts an ihrem Verhalten schließen. Wenn es überhaupt eine Veränderung gab, war sie fröhlicher als sonst.

Was Sabine umtrieb, war nicht die Nachricht, dass Geoff ebenso wie Jim eine neue Partnerin gefunden hatte, sondern das, was es über ihre eigene Familie sagte. Warum hatte Geoff ihre Mutter nie gefragt, ob sie heiraten sollten? Sie waren schließlich sechs Jahre zusammen gewesen, und er war genau der Typ für eine feste Beziehung. Er hatte sogar einmal gesagt, er sei so etwas wie ein «Ersatzvater». Also war Sabine zu dem Schluss gekommen, dass ihre Mutter keine Frau war, die ein Mann heiraten wollte. Im Gegensatz zu ihrer Großmutter, die es geschafft hatte, nach einem Tag einen Heiratsantrag zu bekommen. Stattdessen war ihre Mutter eine Frau, die sich immer wieder ausnutzen ließ, um dann sitzengelassen zu werden. Sie war ein hoffnungsloser Fall mit ihrer fehlenden Selbstachtung. Und dann dieser ständige Übereifer im Umgang mit Männern, als wäre sie für jedes bisschen Zuneigung dankbar, das für sie abfiel. Sabine betrachtete den Brief in

ihrer Hand und ärgerte sich noch mehr als sowieso schon über Kate. Nicht, weil sie unbedingt gewollt hatte, dass die beiden heirateten, sondern weil Kate mit ihrer Art verhindert hatte, dass es überhaupt in Frage kam. Das kam ihr vor wie ein weiteres Versagen.

Sie begann, die Fotos anzusehen, die noch nicht sortiert waren. Die Babybilder von Kate und Christopher (er hatte schon damals ausgesehen wie ein Wichtigtuer, fand Sabine) und die Fotos von Kate mit einem kleinen chinesischen Jungen. Sabine hätte gern mehr über dieses Kind gewusst, aber bei der letzten Räumaktion hatte Joy mit einem Rückfall in ihre schroffe Art gesagt, sie habe jetzt zu viel zu tun, und war nach unten gegangen.

«Sabine?»

Sabine fuhr zusammen. An der Tür stand Kate.

«Möchtest du mit mir zu Mittag essen? Deine Granny hat keinen Hunger, und dein Großvater schläft.»

«Ich hoffe, du hast ihn nicht aufgeweckt», sagte Sabine und schob den Brief in ihre hintere Hosentasche.

«Nein, Liebes, er schläft. Das hat mir die Krankenschwester gesagt.»

«Und du hast nicht selbst nachgesehen, nehme ich an.»

Kate zwang sich, ihr Lächeln beizubehalten. Heute sollte ihr nichts den Tag verderben, weder die barsche Ablehnung, als sie ihrer Mutter angeboten hatte zu kochen (Mrs. H. war in Wexford, um mit einem Arzt über Annie zu sprechen), noch die Genervtheit, mit der ihre Tochter auf jedes Angebot reagierte.

«Ich dachte, ich mache eine Suppe. Die können wir mit Brot und Butter essen.»

«Okay. Mir ist egal, was es gibt.» Sabine wandte sich wieder den Fotos zu.

Doch Kate ging nicht. «Was machst du da?»

Siehst du das nicht?, dachte Sabine. «Ich sortiere alte Fotos», sagte sie neutral. «Großmutter hat gesagt, das darf ich.»

Kates Blick war auf den Karton gefallen. «Bin ich das?» Sie kam herüber und bückte sich nach dem Foto von ihr und dem chinesischen Jungen. «Meine Güte», sagte sie und rückte ihre Brille zurecht. «Das hab ich ja ewig nicht mehr gesehen.»

Sabine schwieg.

«Das ist Tung-Li», sagte Kate. «Der Sohn meiner Amah. Wir haben immer zusammen gespielt, bis ...» Sie brach ab. «Er war ein Schatz. Unheimlich schüchtern. Er war vermutlich mein erster Kindheitsfreund. Wir waren nur ein paar Monate auseinander.»

Unwillkürlich sah Sabine sie an.

«Hinter unserem Wohnblock in Hongkong gab es einen Swimmingpool. Und wenn niemand in der Nähe war, haben wir dort geplantscht. Oder sind mit meinem roten Fahrrad drum herum gefahren. Ein paarmal sind wir auch reingefallen, wenn ich genau überlege. Meine Amah war fuchsteufelswild.» Sie lachte. «In der Regenzeit hatte sie es sowieso schon schwer damit, die Wäsche zu trocknen. Mit den besten Schuhen in den Pool zu fallen ging also gar nicht.»

«Wie alt warst du da?»

Kate runzelte die Stirn. «Ich glaube, wir sind in das Haus mit dem Pool gezogen, als ich ungefähr vier war, also muss ich auf dem Foto so etwa fünf sein. Oder sechs.»

«Was ist aus ihm geworden?»

Mit einem Mal wirkte Kate nicht mehr so fröhlich. «Na ja, ich durfte sozusagen nicht mehr mit ihm spielen.»

«Warum?»

«So war das eben damals. Deine Granny hatte sehr genaue Vorstellungen davon, was angemessen war. Und offensichtlich war es nicht angemessen, mit Tung-Li zu spielen. Jedenfalls nicht für ein Mädchen wie mich.»

«Obwohl ihr die ganze Zeit befreundet wart?»

«Ja.» Kate ließ ihre Gedanken zurückschweifen, und ihr Gesicht verschloss sich bei der Erinnerung an diese Ungerechtigkeit.

Sabine starrte auf das Foto. «Das hört sich nicht nach Großmutter an», sagte sie.

Kate riss das Kinn hoch. Sie konnte sich nicht bremsen. «Das kannst du dir nicht vorstellen, oder?»

«Mir gegenüber war sie immer in Ordnung.»

«Na ja, Schatz, eines Tages findest du auch noch heraus, dass sie nicht immer die süße alte Lady ist, für die du sie hältst. Sie kann nämlich auch knallhart sein.»

Sabine sah ihre Mutter an, erschrocken über den ungewöhnlich schroffen Ton und zugleich von dem Bedürfnis erfüllt, ihr zu widersprechen.

«Findest du es in Ordnung, zwei Kinder zu trennen, nur weil sie nicht die gleiche Hautfarbe haben?»

«Nein», sagte Sabine und wusste, dass sie in die Defensive gedrängt wurde. «Aber damals haben andere Verhältnisse geherrscht, oder? Die Leute haben anders gedacht als heute. Sie sind so aufgewachsen.»

«Also hättest du es auch okay gefunden, wenn ich dich zu Hause gezwungen hätte, Fleisch zu essen, weil ich so aufgewachsen bin? So war es nämlich, musst du wissen. Wenn ich mich geweigert hätte, Fleisch zu essen, hätten sie mir gesagt, ich soll mich von Kartoffeln und von sonst nichts ernähren.»

«Nein, das hätte ich natürlich nicht okay gefunden.»

«Dann erklär mir mal, Sabine, wie kommt es, dass alles, was Granny tut, irgendwie in Ordnung ist oder entschuldigt werden kann? Und wie kommt es, dass alles, was ich tue, ganz egal, wie gut es gemeint ist, immer nur abgelehnt wird?»

Kate wusste nicht, woher dieser Ausbruch gekommen war, aber das Foto hatte ihren alten Groll wieder an die Oberfläche gebracht. Sie hatte es satt, für sämtliche Missstände auf der Welt den Kopf hinhalten zu müssen, sie hatte es satt, sich bei Sabines ätzenden Bemerkungen zu beherrschen, sie hatte es satt, die Schuld dafür aufgeladen zu bekommen, dass sie angeblich allen das Leben kaputt gemacht hatte und dazu nur nicken und den Mund halten sollte.

«Manchmal, Sabine, ob du es glaubst oder nicht, ist deine Mum diejenige, die ungerecht behandelt wird. Und ab und zu,

nur ab und zu, hat sie auch mal recht.»

Darauf reagierte Sabine mit ihrer typischen Sturheit. Und der unfassbar selbstgerechten Überzeugung, zu der Sechzehnjährige fähig sind.

«Ich finde es sagenhaft, dass du immer denkst, du hast recht», erklärte Sabine wütend. «Nach allem, was du gemacht hast.»

«Wie bitte?»

«Na gut. Großmutter hat dafür gesorgt, dass du andere Freunde hast, als ihr in Hongkong gewohnt habt. Aber sie hat wahrscheinlich nur versucht, das zu tun, was für dich das Beste war. Sonst hättest du es schließlich dazu gebracht, dass die Leute anfangen, über dich zu reden, so wie die Verhältnisse damals waren.»

Kate begann, langsam und ungläubig den Kopf zu schütteln.

«Sie hat mir alles Mögliche darüber erzählt, weißt du. Über die ganzen Regeln, die damals gegolten haben. Darüber, wie über die Leute hergezogen worden ist, wenn sie sich nicht auf die richtige Art verhalten haben. Und selbst wenn du recht hast, was die Zeit damals angeht, hast du seitdem selbst einiges nicht richtig gemacht, oder? Du denkst nie zuerst an die anderen. Du machst dir nicht mal die Mühe, Zeit mit deinem eigenen Dad zu verbringen, obwohl du hierhergekommen bist, weil du geglaubt hast, er stirbt. Du bist zu beschäftigt, mit jedem zu flirten, der dir über den Weg läuft, damit du den nächsten Namen auf deine verdammte Liste mit gescheiterten Beziehungen setzen kannst.»

«Sabine!»

«Wieso? Stimmt doch.» Sabine wusste, dass sie eine Grenze überschritt, aber sie war zu wütend, um sich zu bremsen. «Du wechselst die Männer wie Großvater die Taschentücher. Es ist dir egal, was das für einen Eindruck macht. Du hättest es wie Großmutter und Großvater machen und abwarten können, bis du dem Richtigen begegnest. Hättest eine *richtige* Beziehung eingehen können. Dich wirklich an jemanden binden. Das nennt man wahre Liebe, weißt du? Aber du hast immer nur einen Mann nach dem anderen, und keiner bedeutet dir was. Ich meine, denk mal an Justin! Wie lange hat das gehalten? Und was ist mit Geoff? Meine Güte, es kümmert dich ja nicht mal, dass er heiratet.»

Kate, die sich in eine genauso hitzige Reaktion hatte stürzen wollen, erstarrte.

Einen Moment lang herrschte Stille.

«Was hast du gerade gesagt?»

«Geoff. Er heiratet.» Sabine atmete tief ein, weil ihr plötzlich bewusst wurde, dass ihre Mutter vielleicht wirklich keinen Brief von Geoff bekommen hatte. «Ich dachte, das weißt du.»

Kate senkte den Blick und streckte den Arm aus, um sich an einem Regal abzustützen. «Nein», sagte sie verhalten, «das wusste ich nicht. Wann hat er es dir gesagt?»

Ohne ein Wort zog Sabine den zerknitterten Brief aus ihrer Hosentasche und reichte ihn ihrer Mutter. Kate las ihn schweigend. Dann sagte sie: «Tja, da hat er ja keine Zeit verloren, was?»

Oh Gott, dachte Sabine, sie hat ja Tränen in den Augen. «Ich dachte, du weißt es», sagte sie noch einmal.

«Nein, das wusste ich nicht. Kann sein, dass er mir in der Zwischenzeit nach Hause geschrieben hat.»

Erneut herrschte Schweigen. Draußen im Hof ließ jemand dröhnend einen Eimer fallen. Kate zuckte bei dem Lärm nicht einmal zusammen. Dann straffte sie sich und ging so langsam zur Tür, als würde sie schlafwandeln.

«Also, ich mache dann die Suppe», sie strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht, «und schneide das Brot.»

Sabine saß auf dem Boden und hätte am liebsten angefangen zu weinen. «Es tut mir leid, Mum», sagte sie.

Kate lächelte sie an, ein zögerndes, trauriges Lächeln. «Es ist nicht deine Schuld, Liebling», sagte sie. «Nicht deine Schuld.»

Das Mittagessen war sehr still verlaufen. Sabine versuchte zwar, ein Gespräch in Gang zu bringen, voller Schuldgefühle wegen der Bombe, die sie unabsichtlich hatte platzen lassen, doch Kate hatte meist nur gelächelt und genickt. Sie war dankbar, dass ihre Tochter ausnahmsweise einmal ihre Gefühle schonen wollte, aber beide waren erleichtert, als sie aufstehen konnten und ihr Streit nicht mehr wie eine schwarze Gewitterwolke über ihnen hing. Sabine ritt mit dem Schimmel zur Manor-Farm, wo sie die Geländestrecke nutzen durfte, um Sprünge zu trainieren. Kate dagegen setzte sich zum ersten Mal seit ihrer Ankunft in Kilcarrion länger zu ihrem Vater.

Gelegentlich kam Lynda herein, um Monitore und Katheter zu überprüfen, doch davon abgesehen war niemand da.

Kate ließ ihren Blick auf dem einst so lebhaften Gesicht ruhen, dachte an den Vater, der sie unter den Armen genommen und im Kreis geschwungen oder sie gekitzelt hatte, bis sie nicht mehr konnte vor Lachen. Die Atmosphäre von Stillstand und Schwermut, die in dem Raum zu hängen schien, verschmolz mit Kates Traurigkeit darüber, dass sie es nicht geschafft hatte, den Erwartungen ihres Vaters gerecht zu werden, und dass er sterben würde, ohne dass es eine Versöhnung zwischen ihnen gegeben hatte. Ich versuche wirklich, alles richtig zu machen, erklärte sie ihm in Gedanken. Ich versuche wirklich, zuerst an andere zu denken, aber die Ansprüche von Mum und dir im Doppelpack sind wirklich schwer zu erfüllen. Ich hätte so gern, dass du das verstehst. Ich hätte so gern, dass du Sabine das sagst.

Es kam keine Reaktion, und das hatte sie auch nicht erwartet. Sie saß einfach nur da und versuchte irgendwie, ihre Gedanken an ihn zu übertragen.

Es wurde schon dunkel, als sie Thom ausfindig machte und ihn bat, zu ihr ins Sommerhaus zu kommen, sobald er mit der Arbeit fertig war.

Als er kam, gab er ihr keinen Kuss, sondern blieb übertrieben lässig an den Türrahmen gelehnt stehen.

Sie saß auf den Kisten, über die er die Decke gelegt hatte, und schlang die Arme um die Knie.

«Wir müssen das beenden. Jetzt.»

«Bis du deine Meinung wieder änderst?» Er klang unbeschwert, amüsiert. «Soll ich dir eine halbe Stunde geben?»

Kate sah auf. Ihre Augen hinter den Brillengläsern waren rot und verweint. «Nein. Ich werde meine Meinung nicht ändern. Ich gehe nach Hause.»

«Ich verstehe dich nicht.»

«Das erwarte ich auch nicht von dir.»

«Und was soll das jetzt heißen?»

«Was ich gesagt habe. Ich gehe nach Hause. Nach London.»

«Was?»

Er klang zum ersten Mal verärgert. «Hör zu, Kate. Ich kenne dich. Ich weiß, dass du ständig deine Meinung änderst. Aber was zum Teufel soll das jetzt?»

Kate sah auf den Boden. «Ich tue das für uns alle», sagte sie leise.

«Bullshit.»

«Du ... du verstehst es nicht.»

«Dann erklär's mir.»

Kate wünschte, sie wäre irgendwo anders, nur nicht hier. «Es liegt an etwas, das ich heute gehört habe. Etwas, das Sabine mir gesagt hat. Und dabei ist mir klar geworden, dass ich schon wieder die gleichen Fehler mache wie immer, auch wenn ich jetzt so viel für dich empfinde und wir uns so gut verstehen.» Sie wischte sich die Nase am Ärmel ab. «Ich habe nicht genug über die Sache mit uns nachgedacht, Thom. Ich

habe nicht darüber nachgedacht, ob es wirklich zu irgendetwas führen kann. Ich habe nicht daran gedacht, wie sehr es andere verletzen würde, falls es mit uns nicht klappt. Und es wird nicht klappen, verstehst du? Wir haben keine Gemeinsamkeiten. Wir wohnen in verschiedenen Ländern. Wir wissen nichts voneinander, abgesehen davon, dass wir uns immer noch attraktiv finden. Also ist es ziemlich sicher, dass ich es irgendwie schaffe, diese Sache in den Sand zu setzen. Und jedes Mal, wenn ich etwas in den Sand setze, verliert meine Tochter ein bisschen mehr Achtung vor mir. Und noch schlimmer, ich verliere die Achtung vor mir selbst.»

Sie vergrub den Kopf zwischen ihren verschränkten Armen und versuchte, nicht zu weinen. «Egal, ich habe jedenfalls heute über all das nachgedacht und entschieden, dass es das Beste für alle ist, wenn ich einfach nach Hause fahre. Ich nehme morgen die Fähre. Dad wird mich nicht vermissen, er hat ja nicht mal mitbekommen, dass ich überhaupt hier bin. Und meine Mutter hat mich die ganze Zeit nur ignoriert. Sabine ...», sie atmete bebend aus, «... ich habe entschieden, dass sie hierbleiben sollte. Sie ist hier viel glücklicher, als sie es je in London war. Das ist sogar dir aufgefallen, obwohl du sie erst ein paar Monate kennst. Sie kann nach Hause kommen, wenn ihr danach ist. Oder auch nicht. Ich werde sie zu nichts zwingen. Und das alles wollte ich dir sagen.»

Sie starrte auf ihre Füße hinunter. An den Schuhen hingen Strohhalme.

«Das war's also, oder?» Thom strich sich ärgerlich mit seiner guten Hand über den Hinterkopf. «Bye, bye, Thom, wieder einmal, und sorry, wenn ich dir was vorgemacht habe, aber jetzt habe ich entschieden, was das Beste für alle ist, und du musst es schlucken.»

Kate starrte ihn an.

«Echt, das ist Schwachsinn, Kate. Totaler Schwachsinn. Ich lasse nicht zu, dass du das noch mal durchziehst. Du kannst nicht im Alleingang diktieren, wie es in irgendeiner Beziehung läuft, und ich lasse dich nicht für mich entscheiden.»

Wütend ging er auf und ab. Das ganze Sommerhaus schien unter Hochspannung zu stehen.

«Ich habe mir hier tagelang von dir angehört, was für und gegen unsere Beziehung spricht. Und weil ich dich kenne, dachte ich, es ist am besten, einfach abzuwarten, bis du das alles losgeworden bist. Aber nur, weil du irgendetwas falsch findest, ist es noch lange nicht falsch, klar? Nur weil du findest, dass du deinen Zeh zu tief ins Wasser gesteckt hast, bedeutet das nicht, dass du gleich den verdammten Stöpsel ziehen kannst.» Er biss die Zähne zusammen, versuchte, sich zu beruhigen, und setzte sich auf einen umgedrehten Eimer. «Hör zu, Kate. Ich bin schon seit langem in dich verliebt. Unheimlich lange. Und ich bin seitdem mit allen möglichen Frauen ausgegangen, hübschen Frauen, mit viel Charme und viel Herz. Frauen, ob du's glaubst oder nicht, die sogar noch schöner waren als du. Und mit je mehr Frauen ich ausgegangen bin, desto klarer ist mir geworden, dass es überhaupt keinen Sinn

hat, wenn die Hauptsache fehlt, wenn man es nicht spürt, dieses ... dieses verflixte Etwas, dieses Etwas, das einfach eindeutig das Richtige ist. Klar? Und dann kommst du zurück, was ich nie erwartet hätte, und ich wusste es sofort. Ich wusste es vom ersten Moment an, in dem du hier drin rumgeflucht und geheult hast wie eine pubertierende Halbwüchsige, weil irgendwas hier drin ...», er schlug sich an die Brust, «... weil da irgendwas gesagt hat: <Wow. So fühlt es sich also an.> Und da wusste ich es einfach.»

Sie musterte ihn beunruhigt. Sie hatte ihn noch nie wütend erlebt, hatte ihn noch nie so viel auf einmal reden hören. Sie zuckte beinahe zusammen, als er zu ihr kam und sich neben sie auf die Kiste setzte.

«Selbst wenn du es noch nicht weißt, Kate, ich weiß es. Und mir sind die ganzen anderen Deppen egal, mit denen du was hattest, und es ist mir egal, dass wir in unterschiedlichen Ländern wohnen. Oder dass wir nicht mal die gleichen Dinge mögen. Weil das nämlich nur Nebensächlichkeiten sind, okay? Das sind nur Nebensächlichkeiten.»

Er nahm ihre Hand. «Und ich weiß, dass ich nicht perfekt bin. Dass ich daran gewöhnt bin, allein zu sein, und mich über irgendeinen Scheiß aufregen kann und dass ... dass ich den verdammten Arm verloren habe. Ich weiß, dass ich nicht mehr der Mann bin, der ich einmal war.»

Sie schüttelte den Kopf, wollte nicht, dass er den Arm erwähnte, als wäre das entscheidend.

Sein Blick suchte ihren, bevor er plötzlich ganz ruhig weitersprach. «Aber eins sage ich dir, Kate ... wenn du jetzt gehst, machst du einen Fehler. Einen Riesenfehler. Und zwar, weil du dann verkrüppelt bist, nicht ich.» Dann hob er unvermittelt ihre Hand und drückte seinen Mund in ihre Handfläche. So blieb er mit geschlossenen Augen sitzen, als habe ihn seine eigene Aufregung zum Verstummen gebracht.

Kate strich ihm mit Tränen in den Augen über die Wange. «Aber wie können wir uns sicher sein, Thom?», sagte sie. «Wie kann ich mir sicher sein?»

«Weil ich es bin», sagte er und öffnete die Augen. «Und ausnahmsweise wirst du mir vertrauen müssen.»

Sie verließen das Sommerhaus wie erschöpfte Wanderer nach einem gewaltigen Sturm, ohne darauf zu achten, ob sie von jemandem gesehen wurden. Kate begleitete Thom zu den Stallungen, weil sie hoffte, dort Sabine zu finden. Sabine sollte sich wegen der Sache mit Geoffs Heirat keine Sorgen machen. Kate wollte ihr sagen, dass sie kein Problem damit hatte, auch wenn sie noch nicht so weit war, ihr den Grund zu erklären.

Liam saß vor der Sattelkammer auf einem Heuballen und reinigte Zaumzeug. Er warf Kate und Thom einen wissenden Blick zu, sagte aber nichts.

«Sind die Pferde von der hinteren Weide schon im Stall?», fragte Thom.

«Jup.»

«Ist Sabine zurück?»

«Hat grade den Schimmel in die Box gebracht. Aber wir haben ihn weiter hinten eingestellt, weil es in der Mitte wieder reinregnet.»

Mit einem leisen Fluch musterte Thom das Dach, auf dem ein paar Ziegel fehlten. «Das muss ich mit einer Plane abdecken. Oder sind noch welche von den Ersatzziegeln da?»

«Haben wir schon längst alle verbraucht», sagte Liam. «Schönen Ausflug gehabt?» Er ließ seinen Blick an Kate herunter- und wieder hinaufwandern. Sie wurde rot.

«Haben nur ein bisschen Papierkram erledigt», sagte Thom. «Hast du nicht gerade gesagt, alle Pferde sind im Stall?»

Liam sah ihn an und folgte dann seinem Blick an der Scheune vorbei zur hinteren Weide. «Sieht nach Duke aus», sagte er stirnrunzelnd. «Aber der lahmt seit Monaten. Das Pferd dort lahmt nicht.»

Thom schwieg mit unbewegter Miene.

Liam schirmte sich die Augen mit der Hand ab, um besser zu sehen. «Und wer sitzt da im Sattel? Da ist doch jemand.»

«Was gibt's denn?» Sabine war aus dem Stall aufgetaucht. Sie warf einen Blick auf ihre Mutter und fragte sich, was sie im Hof wollte.

«Ich kann es nicht erkennen», sagte Kate. «Dafür sehe ich zu schlecht.»

«Das ist Mrs. Ballan...»

Liam unterbrach sich, als Thom ihm die Hand auf den Arm legte. «Kommt», sagte er leise. «Wir lassen ihnen ihre Ruhe.»

«Echt?», rief Sabine. «Reitet da wirklich Großmutter? Aber auf welchem Pferd denn?»

«Kommt jetzt», sagte Thom und steuerte sie aus dem Hof.

Beim Weggehen warf er einen letzten Blick auf die beeindruckenden Gestalten, die sich in der Entfernung gegen den Sonnenuntergang abhoben. Es waren Lady Ballantyne und ihr Pferd, das den Kopf noch einmal in seinem alten Stolz erhoben hatte und zum Klang ihrer Stimme mit den Ohren vor- und zurückzuckte, während sie langsam auf den Wald zuritten.

Kapitel 13

Joy zog sich zwei Tage lang in ihr Zimmer zurück, nachdem Duke eingeschläfert worden war. Sie war beim Hellwerden aufgestanden und hatte zwei Stunden bei Duke im Stall verbracht, um ihn zu striegeln und mit ihm zu reden. Als der Tierarzt ankam, schien er kein bemitleidenswertes, todgeweihtes Geschöpf vor sich zu haben, sondern ein lebhaft wirkendes Pferd, auf dessen struppigem Fell nach Joys mühevoller Arbeit ein täuschend gesunder Glanz lag. Dann stellte sich Joy entschlossen neben Duke, legte ihm die Hand auf die Wange, und sein Kopf ruhte auf ihrer Schulter, während der Tierarzt die Spritze hob. Duke war so entspannt, dass er Joy beinahe unter sich begrub, als er in die Knie ging. Thom, der hinter ihr abgewartet hatte, zog sie gerade noch rechtzeitig weg. Danach hatten sie alle schweigend beisammengestanden, den Blick auf den reglosen Körper gerichtet, der vor ihnen im Stroh lag. Nach ein paar Minuten hatte sich Joy knapp bei dem Tierarzt bedankt und war mit hocherhobenem Kinn zum Haus gegangen, ohne sich noch einmal umzudrehen.

«So ist sie eben», sagte Mrs. H. nachdenklich. «Wollte ihrem alten Pferd einen würdigen Abschied verschaffen. Noch so viel Zeit wie möglich mit ihm verbringen.»

Anders als mit ihrem Ehemann, ging es Sabine durch den Kopf, und sie wusste, dass alle so dachten.

Denn am zweiten Tag, an dem sich Joy in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, ohne auf irgendein Klopfen zu reagieren, war es Lynda, die den Arzt rief, weil sich Edwards Atmung so verschlechtert hatte, dass sie befürchtete, es könnte sonst zu spät sein.

Sabine saß blass und wachsam dabei, als der Arzt ihren Großvater untersuchte und sich leise mit Lynda beriet. «Sie müssen nicht flüstern», sagte sie gereizt. «Sie können mit mir reden. Ich bin seine Enkelin.»

«Wo ist Mrs. Ballantyne?», fragte er nur.

«Sie kommt heute nicht aus ihrem Zimmer, also müssen Sie mit mir sprechen.»

Der Arzt wechselte einen Blick mit Lynda.

«Ihr Pferd ist gestorben», sagte Lynda und wirkte etwas enttäuscht, als der Arzt verständnisvoll nickte.

«Ist Christopher hier?»

«Nein, der ist wieder weg.»

«Und ist deine Mutter noch da?»

«Ja, aber sie hat nichts mit Großvater zu tun.» Sabine sprach jedes Wort langsam und deutlich aus, als wäre der Arzt geistig minderbemittelt.

«Das ist eben eine von diesen Familien», sagte Lynda. Sie äußerte sich inzwischen ziemlich freimütig.

«Warum reden Sie denn nicht einfach mit mir? Ich gebe alles an meine Großmutter weiter, wenn sie aus ihrem Zimmer

kommt.»

Der Arzt dachte einen Moment nach. Doch dann sagte er zu Sabine: «Ich glaube, so lange können wir nicht warten.»

Kurz darauf beschloss Kate, die dazugeholt worden war, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Sie klopfte laut an der Zimmertür ihrer Mutter, trat gegen Joys Widerspruch ein und erklärte ihr, dass der Arzt dringend mit ihr sprechen müsse.

«Ich kann jetzt nicht», erwiderte Joy. Ihre Stimme klang heiser, und sie hatte sich mit dem Rücken zur Tür auf ihrem Bett zusammengerollt. «Sag ihm, ich rufe ihn später an.»

Kate, die noch nie erlebt hatte, dass ihre Mutter Verletzlichkeit zeigte, versuchte, ihre Entschlossenheit beizubehalten. «Aber er will dich sofort sprechen. Daddy geht es wirklich nicht gut.»

Joy rührte sich nicht.

«Es tut mir wirklich leid um Duke, Mummy, aber du musst jetzt aufstehen. Du wirst gebraucht.»

Sie hörte Sabine schniefend durch den Flur gehen. Als sie begriffen hatte, wie ernst es um ihren Großvater stand, war sie ganz gegen ihre Art in lautes Schluchzen ausgebrochen. Und dieser untypische Gefühlsausbruch hatte Kate so erschreckt, dass sie sich zum Handeln entschlossen hatte. Es war gut und schön, dass ihre Mutter Sabine so viel zutraute, aber in dieser Situation musste sie sich bewusst machen, dass ihre Enkelin erst sechzehn war.

«Mummy ...»

«Bitte, geh.» Joy hob den Kopf, und Kate sah ihre verweinten Augen. «Ich will einfach nur allein sein.» Aus dem Flur hörte Kate, wie Sabines Zimmertür zufiel. Sie senkte die Stimme. «Es wäre wirklich schön, wenn du mir richtig zuhören würdest. Nur dieses eine Mal.»

Joy wandte sich wieder ab, richtete ihren Blick aus dem Fenster.

«Mummy, ganz egal, was du von mir hältst, ich bin immer noch Daddys Tochter. Und ich bin hier. Christopher nicht. Es ist nicht fair, Sabine mit all dem alleinzulassen. Irgendwer muss entscheiden, ob Daddy ins Krankenhaus soll, und wenn nicht, was wir dann machen sollen.» Sie kratzte an einem Fleck auf ihrer Hose herum.

«Also. Wenn du in fünf Minuten nicht unten bist, entscheide *ich* zusammen mit dem Arzt, was das Beste für Daddy ist.» Kate ging hinaus und zog entschlossen die Tür hinter sich zu.

Joy erschien im Wohnzimmer, als der Arzt gerade seine Teetasse austrank. Sie hatte sich das Haar zurückgekämmt, ihre Augen waren zwischen den geschwollenen Lidern kaum sichtbar. «Es tut mir leid, dass ich Sie habe warten lassen», sagte sie zu ihm.

Kate, die in einem Sessel am Kamin saß, wusste nicht, ob sie lachen oder weinen sollte.

«Es ist, als würde sie alles andere lieber tun, als mit mir zu reden», sagte sie später, als sie mit Thom in der Sattelkammer saß.

Sie hatte sich in einen alten Lehnstuhl sinken lassen und die Beine in Richtung des elektrischen Heizkörpers ausgestreckt. «In so einem Moment muss eine Familie doch zusammenstehen. Selbst eine Familie wie unsere. Aber sie tut einfach immer nur unheimlich beschäftigt, ist praktisch nie bei Dad, will aber trotzdem nicht mit mir darüber sprechen, was wir jetzt machen sollen. Christopher sitzt auf einer Konferenz in Genf, und Sabine ist zu jung für solche Entscheidungen, also hat Mum schließlich außer mir niemanden zum Reden.»

Thom wischte mit einem Schwamm einen Zügel ab.

«Bin ich wirklich so unbrauchbar? Ist es so unvorstellbar, dass ich eine Hilfe sein könnte?»

Er schüttelte den Kopf. «Das hat nichts mit dir zu tun, sondern mit ihr.»

«Was meinst du damit?»

«Es ist einfacher für sie, um ihr Pferd zu trauern als um ihren Mann. Deine Mutter ist unheimlich verschlossen und daran gewöhnt, alles mit sich selbst auszumachen. Ich schätze, sie weiß nicht, wie sie mit der Situation umgehen soll.»

Kate dachte über seine Worte nach. «Das glaube ich nicht. Schließlich ist es ihr nie besonders schwergefallen, ihren Ärger zu zeigen. Ich glaube, es liegt an mir. Sie will einfach nicht, dass ich das Gefühl habe, ihr helfen zu können.» Sie stand auf. «Sie war nie auf irgendetwas stolz, das ich getan habe. Ich habe in ihren Augen immer nur alles falsch gemacht. Und an dieser Einstellung will sie nichts ändern.»

«Du redest unheimlich hart über sie.»

«Weil sie unheimlich hart mit mir umgegangen ist. Schließlich war sie es, die gesagt hat, dass ich nicht mehr zu Hause wohnen darf, als ich mit Sabine schwanger geworden bin. Kannst du dir vorstellen, wie mich das verletzt hat? Ich war erst achtzehn, verdammt noch mal!» Aufgewühlt lief Kate in dem kleinen Raum auf und ab.

«Ich dachte, du wolltest nicht hier bleiben.»

«Wollte ich auch nicht. Aber einer der Gründe dafür war die schreckliche Art, auf die sie mich behandelt haben.»

Thom hob den Zügel hoch und prüfte ihn mit zusammengekniffenen Augen auf weiteren Schmutz.

«Das ist doch Ewigkeiten her. Du solltest dich nicht so daran festbeißen. Schau nach vorne. Wir haben uns alle verändert.»

Kate drehte sich verärgert zu ihm um. «Ich kann das nicht einfach vergessen, Thom, solange sie weiter alles kritisiert, was ich tue, und mich nicht so akzeptiert, wie ich bin.»

Er legte den Zügel weg, stand auf und nahm sie in die Arme. Kate entspannte sich unwillkürlich. «Lass es gut sein», sagte er.

«Das kann ich nicht.»

«Nur für den Augenblick. Wir unternehmen was, um dich auf andere Gedanken zu bringen.»

Kate hob den Zeigefinger und zog die Form seiner Lippen nach. Die Unterlippe war trocken von der Kälte.

«Und an was hattest du da gedacht?», murmelte sie. «Du weißt, dass das Haus voller Leute ist.»

Er sah sie verschmitzt an. «Ich finde, es wird Zeit, dass du mal auf ein Pferd steigst.»

Kate starrte ihn an, dann löste sie sich aus der Umarmung. «Oh nein», sagte sie. «Du hast vielleicht Sabine dazu gebracht, aber bei mir gelingt dir das nicht. Ich danke Gott seit zwanzig Jahren, dass ich nicht mehr in einen Sattel steigen muss. Das mache ich auf keinen Fall.»

Thom lächelte. «Wir könnten eine richtig schöne Tour unternehmen. Das Wetter ist herrlich.»

«Nein. Kommt nicht in Frage.»

«Wir könnten die Pferde einfach nur im Schritt gehen lassen. In den Wald. Wo uns keiner sieht.»

Kate schüttelte mit zusammengepressten Lippen den Kopf, wie jemand, der einen Kuss abwehren will. «Ich reite nicht, Thom. Pferde machen mir Angst. Ich bin vollkommen zufrieden damit, nie mehr im Leben reiten zu müssen.»

Er schob seine gute Hand in ihren Nacken und zog sie sanft an sich. Er roch nach Seife und Heu. «Du musst ja nicht selbst reiten. Du kannst bei mir aufsteigen. Und ich halte dich die ganze Zeit fest.»

Kate fühlte sich wie berauscht von seiner Nähe. Sie legte die Arme um ihn, wäre am liebsten mit ihm verschmolzen. Dann schmiegte sie den Kopf an seine Brust und spürte seinen warmen Atem an ihrem Hals.

«Ich will mit dir allein sein», flüsterte er, und bei seiner vibrierenden Stimme überlief sie eine Gänsehaut.

Dann wurde die Stalltür zugeschlagen, und sie wich von ihm zurück.

Schritte näherten sich, und Liam tauchte mit einer Decke unter dem Arm auf. Er blieb stehen, sein Blick wanderte von Thom, der wieder saß und Zaumzeug reinigte, zu Kate, die lässig an einem Sattel lehnte. «Großartiges Wetter heute», sagte er. Das galt Thom, doch Liam sah beim Sprechen Kate an. «Ich dachte, das Rotfuchs-Fohlen braucht erst mal keine Decke. Ist doch nicht so empfindlich, wie wir dachten.»

Thom nickte. «Guter Gedanke. Ich habe auch schon überlegt, dass wir es bei gutem Wetter auf die Weide bringen könnten.» Er sah fragend auf. «Sag mal, bist du den ganzen Tag hier?»

Sabine ging durch den Stallhof, die Hände tief in die Hosentaschen gebohrt und das Kinn in den Rollkragen ihres Pullovers vergraben. Ihr Großvater lag im Sterben, das war es, was der Arzt im Grunde gesagt hatte, auch wenn er es mit Gerede von «Komplikationen» und «Prognosen» verbrämte. Ihr Großvater starb, ihre Großmutter war nicht mehr ansprechbar, weil ihr Pferd tot war, und Annie hatte seit Ewigkeiten nicht auf Sabines Anrufe reagiert. Alles ging in die Brüche. Die einzige richtige Familie, die sie je gehabt hatte, löste sich auf.

Bertie zu Füßen, setzte sie sich auf die Holzbank bei der Koppel und wischte sich die Nase am Ärmel ab. Sie kämpfte gegen das Gefühl an, so dumm es auch war, dass all das etwas mit ihr selbst zu tun hatte. Die beiden Familien, die sie zu Hause gehabt hatte, mit Jim und mit Geoff, waren auch schon

auseinandergefallen. Und nun passierte das Gleiche mit ihrer irischen Familie, die bei ihrer Ankunft noch vollständig und normal gewesen war - na ja, vielleicht nicht hundertprozentig normal. Alles um sie herum schien zu zerbrechen und zu verschwinden. Nichts war mehr so wie bei ihrer Ankunft. Überhaupt nichts. Und woran sollte das liegen, wenn nicht an ihr?

Sabine stieß einen langen bebenden Seufzer aus, sodass Bertie fragend den Kopf hob, bevor er ihn wieder auf seine Pfoten legte. Bobby hatte gesagt, sie würde spinnen, als sie ihm am Telefon ihre Theorie erklärt hatte. «Alte Menschen sterben. Alte Pferde sterben», hatte er gesagt. «Das ist ganz normal. Du hast das nur einfach noch nie miterlebt.» Er war nett gewesen, hatte keine Witze gerissen, so als würde er verstehen, dass sie wirklich jemanden zum Reden brauchte. Ich hätte gern mit Thom darüber gesprochen, dachte sie, aber selbst er war im Moment nie zu finden. Er hatte ihr schon eine Ewigkeit nicht mehr angeboten, gemeinsam auszureiten, und wenn sie sich im Hof begegneten, war er einfach nur leutselig und witzig, als hätte er John-John vor sich oder sogar irgendeinen Fremden.

Sabine stand auf, weil ihr kalt geworden war, und ging hinüber zum Stall, um zu sehen, welche Pferde in den Boxen standen. Sie hatte mit dem Gedanken gespielt, mit ihrer Mutter zu reden. Seit der Sache mit Geoff's Brief vor ein paar Tagen kamen sie ganz gut miteinander aus. Aber trotzdem würde jedes Gespräch über Kilcarrion zu kompliziert werden, belastet

von dem schwierigen Verhältnis zwischen Kate und Joy, aber auch von der Tatsache, dass Kate so schnell wie möglich aus Irland weg wollte und Sabine nicht.

Denn genau das war das Problem: Selbst wenn ihr Großvater starb, wollte Sabine bleiben. Sie hatte sich an Kilcarrion gewöhnt, an den Alltag mit seinen festen Abläufen. Jedenfalls meistens. Außerdem mochte Sabine die Pferde. Und das große Haus. Und die Menschen. Sie konnte sich nicht mehr vorstellen, planlos zu Hause herumzuhängen, wo es immer nur darum ging, welche Klamotten jemand anhatte und wer in wen verknallt war. Wenn sie versuchen würde, mit ihren Freunden über das Reiten oder die Jagd zu reden, würden sie sich über sie lustig machen und behaupten, sie sei eingebildet geworden. Irgendwie fühlte sie sich dort nicht mehr zu Hause. Aber wenn sie ihrer Mutter das sagte, dachte Sabine schuldbewusst, würde sie ihr das Herz brechen.

Sie öffnete die Box des Schimmels, ging hinein und schlang die Arme um seinen Hals. Nach einer Weile löste sie sich wieder von ihm, verriegelte sorgsam die Boxentür und machte sich auf den Weg zur Sattelkammer. Ein Ausritt vertreibt trübe Gedanken. Das sagte jedenfalls ihre Großmutter immer.

Sabine traf auf Liam, der eine Pferddecke abbürstete.

«Ich dachte, ich mache einen Ausflug mit dem Schimmel», sagte sie, während sie nach dem Zaumzeug griff.

«Schöner Tag dafür», sagte Liam und grinste anzüglich.
«Aber für gewisse Sachen ist jeder Tag schön.»

«Ha, ha», sagte Sabine und unterdrückte ein Lächeln. Sie wollte ihn nicht noch ermutigen.

«Willst du allein los?»

«Ja. Und?»

«Gar nichts.»

«Sag's schon.»

Liam zuckte mit den Schultern. «Dachte, du hättest lieber Gesellschaft. Dachte, du würdest gern mit Thom ausreiten.»

Sabine wuchtete den Sattel von dem Gestell und versuchte, nicht rot zu werden. «Tja, ich weiß nicht, wo er ist. Und sonst scheint ja heute auch niemand reiten zu wollen.»

«Na, da könntest du eine Überraschung erleben.»

Sabine sah ihn an.

«Ich glaube, Thom ist rüber in den Wald. Auf dem Großen.» Er warf die Bürste in eine Kiste und schüttelte die Decke aus. «Ich weiß nur nicht mehr genau, ob er jemanden bei sich hatte.» Mit einem eigentümlichen Lächeln wandte er sich der nächsten Decke auf dem Stapel zu. «Also dann, viel Spaß.»

Sabine schaute ihn stirnrunzelnd an, dann ging sie mit dem Sattel hinaus. Liam war manchmal wirklich ziemlich seltsam.

Der Keilerwald, wie er in der Gegend genannt wurde, erstreckte sich entlang eines Flüsschens, das die Grenze zweier Landgüter bildete, und war im Sommer ein beliebtes Rückzugsgebiet für Jugendliche. Der Wald zog sich immerhin beinahe anderthalb Meilen an dem gewundenen Flüsschen

entlang, sodass man sich, geschützt von Bäumen und Gebüsch, weit weg von aller Zivilisation fühlen konnte.

Auf der halben Strecke des Uferwegs zügelte Thom das große braune Jagdpferd, schwang sich aus dem Sattel und landete leichtfüßig auf dem weichen, torfigen Boden. Dann streckte er den Arm aus, um Kate vom Pferd zu helfen. Sie rutschte erheblich weniger graziös über die Schulter des Tiers auf den Boden, ging langsam zu einem umgefallenen Baum und setzte sich in Zeitlupe auf den Stamm.

«Morgen kann ich mich nicht mehr bewegen», sagte sie und rieb sich mit einer Grimasse den Hintern.

«So richtig kommt der Muskelkater immer erst am zweiten Tag.»

«Du brauchst gar nicht so hämisch zu sein.»

Thom strich dem Pferd über die Nase und schlang den Zügel mit einem lockeren Knoten um einen Ast. Dann setzte er sich neben Kate auf den Stamm und küsste sie. «War es so schlimm?»

Sie lächelte kläglich. «Das hätte ich für keinen anderen getan.»

«Das will ich auch stark hoffen. Wenn wir noch enger beieinandergesessen hätten, wären wir wegen unsittlichem Verhalten belangt worden.»

«Ach so? Ich hatte nicht den Eindruck, dass du dir darüber Sorgen machst.»

Sie versanken in einen innigen Kuss. Kate sog die feuchten, rätselhaften Gerüche des Waldes in sich auf, den Hauch

vermodernden Laubs, durchzogen von der Körperwärme des Mannes an ihrer Seite. Sie war, wie ihr plötzlich bewusst wurde, einfach glücklich.

«Ich liebe dich, weißt du?», sagte sie, als sie sich voneinander lösten.

«Ich liebe dich auch.»

Es war so unangestrengt. Keine krampfhaften Gewissensprüfungen. Kein seelischer Schockzustand.

Wieder küssten sie sich, und Thom schob sich dicht an sie, drückte sie sanft auf den Baumstamm, sodass sie sein Gewicht auf sich spürte. Unwiderstehliches Verlangen durchströmte ihren gesamten Körper, und sie umschlang ihn, wollte ihn näher an sich ziehen, noch näher.

Die Zeit blieb stehen, löste sich auf in ihrer Versunkenheit miteinander, in ihrem vermischten Atem.

«Oh Thom», murmelte sie in sein Ohr, «ich will dich.»

Er schob sich auf seine gute Hand hoch und sah ihr in die Augen. «Ich will dich auch», sagte er und küsste sie zärtlich auf die Wange.

Sie wollte ihn wieder an sich ziehen, doch sie kam gegen die Kraft nicht an, mit der er den Abstand zwischen ihren Körpern wahrte.

«Nein», sagte er.

«Was?» Ein Sonnenstrahl blendete sie, sodass sie sein Gesicht nicht klar erkennen konnte.

«Ich will es nicht hier. Auf diese Art.» Er setzte sich gerade hin. «Ich will nicht, dass es so etwas ... Anrühiges hat.»

«Wieso sollte es anrühlich sein?» Kate richtete sich ebenfalls auf.

«Also nicht anrühlich. Das war das falsche Wort.» Er nahm ihre Hand. «Ich will einfach, dass es perfekt wird. Es ... ich weiß auch nicht ... ich habe so lange darauf gewartet, und ... du bedeutest mir so viel.»

Kate starrte auf ihre Hand, spürte, wie ihre Erregung langsam nachließ. Wie sie von einer anderen Art Zärtlichkeit abgelöst wurde. Von einer anderen Kraft. «Es wird bestimmt nicht perfekt, Thom.»

Er sah sie an.

«Du darfst nicht erwarten, dass es perfekt wird. Wenn du es mit zu viel Bedeutung auflädst, wird es für uns beide eine Enttäuschung. Glaub mir.» Ich weiß, wovon ich rede, fügte sie in Gedanken hinzu.

Er senkte den Blick auf ihre Hand.

Sie fuhr fort: «Nur weil es so lange nicht dazu gekommen ist, heißt das nicht, dass wir das erste Mal wichtiger nehmen sollten, als es ist. Wir werden uns wahrscheinlich erst aneinander gewöhnen müssen.»

Unwillkürlich wanderte sein Blick zu seinem Arm.

«Wir haben uns beide verändert, Thom. Wir müssen beide ganz von vorn miteinander anfangen. Es wird bestimmt perfekt ... mit der Zeit. Und ich denke, es ist wichtiger, dass wir einfach irgendwie anfangen.» Lächelnd sah sie sich um. «Selbst wenn es nicht hier ist. Oder in den nächsten Tagen.

Ehrlich gesagt, glaube ich nämlich nach diesem Ritt nicht, dass ich überhaupt meine Beine bewegen kann.»

Die Stimmung entspannte sich. Er sah sie an und lachte leise, dann hob er ihre Hand, ohne Kates Blick loszulassen, und biss ihr zärtlich ins Handgelenk. Die Berührung seines Mundes setzte sich wie ein prickelnder Strom durch ihren gesamten Körper fort. Sie schluckte mühsam.

«Du hast recht», sagte er, den Blick weiter in ihre Augen versenkt. «Wir sollten nicht das Ein und Alles daraus machen.»

Er ließ ihre Hand los. Lächelte. «Aber ganz recht hast du auch nicht, weißt du. Es wird nämlich trotzdem perfekt.»

Sabine drehte für den Ritt nach Hause um, hob ihr linkes Bein nach all der Übung mit Leichtigkeit und stellte den Sattelgurt etwas lockerer ein, damit sich auch der Schimmel etwas entspannen konnte. Sie hatte ihn an diesem Nachmittag stark gefordert, sich nur auf die Bewegungen seines sehnigen Körpers konzentriert, den Rhythmus, mit dem er über die weiche Torferde galoppierte, das großartige, alles beherrschende Gefühl, wenn er abhob, um langgestreckt über ein Hindernis hinwegzusetzen, und all das, um die Probleme auszublenden, die sie vor sich hatte.

Denn sie würde nicht nach London zurückkehren. Das musste sie ihrer Mutter einfach irgendwie beibringen. Sie würde zu Besuch kommen und jedes Wochenende anrufen, aber sie würde hier leben, das würde sie ihr sagen. Wo ihre Großmutter sie brauchte. Wo sie glücklicher war. Na ja, diesen

Grund sollte sie vielleicht nicht ansprechen. Das klang ziemlich grausam. Selbst für Mum.

Die sinkende Sonne warf einen roten Schein über die Felder, ließ den Frost auf den oberen Weiden in rosafarbenen Tönen blitzen. Ich könnte sie ja jedes zweite Wochenende besuchen, dachte Sabine, wenn sie es zu schwer nimmt. Sie wusste, dass ihre Mutter nicht gern allein war. Aber daran war sie zum Teil selbst schuld, schließlich war sie es gewesen, die Sabine hierhergeschickt hatte. Und Sabine konnte nichts dafür, dass sie mit den Großeltern so viel besser auskam als Kate.

«Vielleicht lassen sie mich dich sogar behalten», sagte sie zu dem Schimmel, worauf er die Ohren aufstellte. «Ein Pferd mehr macht ja wohl keinen Unterschied, oder?»

Aber Sabine dachte nicht nur an sich selbst. Wenn sie hier war, konnte sie ihrer Großmutter bei der Betreuung Großvaters helfen. Und sie konnten Geld sparen, wenn sie Lynda nicht mehr kommen ließen. Außerdem könnte es sein, dass Mrs. H. mehr Zeit mit Annie verbringen musste, wenn sie eine Therapie brauchte, und dann musste sich jemand anderes ums Kochen kümmern. Sabine glaubte, dass sie das wahrscheinlich schaffen würde, und zwischendrin könnte sie jeden Tag reiten gehen. Und sich bemühen, die Stimmung ein bisschen aufzuheitern. Und Christopher und Julia im Auge behalten. Und sich vielleicht weiter mit Bobby treffen. Mit ihm befreundet zu sein, wäre richtig gut, auch wenn sie nicht sicher war, ob sie mehr wollte.

Als sie um die Kirche ritt, blieb der Schimmel stehen, hob ruckhaft den Kopf und stellte die Ohren auf. Dann blähte er die Nüstern, als würde er einen Geruch wahrnehmen, und stieß einen leisen, brummenden Begrüßungslaut aus.

Von der Reaktion des Pferdes aus ihren Gedanken gerissen, sah sich Sabine um. Nicht weit entfernt entdeckte sie das große Pferd aus dem Kilcarrion-Stall, das im Schritt an der Hecke des Vierzig-Morgen-Feldes entlangging. Es bewegte sich in ihre Richtung, sodass sie beim ersten Blick nur Thom im Sattel zu erkennen glaubte. Sie wollte schon einen Gruß hinüberryufen, doch dann wandte sich das Pferd leicht nach links, und Sabine sah, dass zwei Leute auf seinem Rücken saßen. Vorne war Thom. Und hinter ihm war ihre Mutter. Ihr rotes Haar hob sich gegen das Braun des gepflügten Feldes ab. Sie hatte ihre Arme um Thom geschlungen und den Kopf an seine Schulter gelehnt.

Sabine blinzelte angestrengt, traute im ersten Moment ihren Augen nicht, dann erstarrte sie, als ihr bewusst wurde, was das bedeutete.

Ihre Mutter hatte panische Angst vor Pferden. Es konnte nur eine einzige Erklärung dafür geben, dass sie trotzdem aufgestiegen war.

Plötzlich fiel Sabine ein, was Liam gesagt hatte.

Sie wartete, bis sie vorbei waren, achtete nicht auf das unruhige Stampfen des Schimmels, und ihr Blick wurde genauso starr wie ihr Körper. Erst als sie sicher war, von den

beiden nicht mehr gesehen werden zu können, ritt sie nach Hause.

Kate lag bis zum Kinn im Schaumbad, ihre Zehen ragten aus dem dampfenden Wasser, und sie spürte schon jetzt den Muskelkater. Doch sie fühlte sich so leicht und entspannt, dass ihr das nicht das Geringste ausmachte. Thom liebte sie. Er liebte sie wirklich. Alles andere waren Nebensächlichkeiten.

Mit geschlossenen Augen schwelgte sie in den Empfindungen des Nachmittags. Sein Atem auf ihrer Haut, seine Arme um ihren Körper, die erotischen Gefühle, als sie auf Tuchfühlung miteinander auf dem Pferd gesessen und sich schweigend seinen Bewegungen hingeeben hatten. Nach ihrem Gespräch auf dem Baumstamm hatte sie Thom gebeten, seinen Pullover auszuziehen und sein Hemd aufzuknöpfen, damit sie sehen konnte, wie sein künstlicher Arm befestigt war. Er hatte sich zuerst unbehaglich gefühlt, diesen Moment aber überspielt, indem er ihr alles besonders genau erklärte und immer wieder beinahe herausfordernd ihren Blick suchte, um ihre Reaktionen zu beobachten. Es machte keinen Unterschied, hatte sie ihm erklärt. Es war ein Teil von ihm, den sie sich nicht vorstellen konnte, und jetzt, wo sie sich füreinander entschieden hatten, musste sie schließlich auch das von ihm wissen.

Die Hand, erklärte er, war aus Silikon. Er konnte damit etwas greifen, aber besonders komplex war die Funktion nicht. Die künstliche Hand endete in einem kunststoffüberzogenen Gelenk aus Metallkabeln, an das ein zylindrischer Schaft

anschluss, der mit einem ausgefeilten Gurtsystem an seinen Schultern befestigt war.

«Hättest du nicht eine von diesen elektronischen Hightech-Prothesen bekommen können?», fragte Kate, während sie über den künstlichen Arm strich. «Kann man die nicht sogar inzwischen mit den Nerven steuern oder so?»

«Dann hätte ich nicht mit meiner Arbeit weitermachen können», sagte er. «Dieses Ding hier reagiert weder auf Feuchtigkeit noch auf den Heustaub. Hat kaum Elektronik, die kaputtgehen kann. Und davon abgesehen komme ich mit meiner rechten Hand meistens gut aus.» Manche Leute, die einen Arm verloren hatten, ließen sich nicht mal eine Prothese anfertigen, sagte er. Zu kompliziert, und die Eingewöhnung war schwierig. Er hatte das nur durchgehalten, weil er nicht angestarrt werden wollte. Und das taten die Leute unwillkürlich.

Sie hatte seine Silikonhand angehoben und sie geküsst, und Thom hatte Kate an sich gezogen. Danach hatte sie nicht mehr an die künstliche Hand gedacht. Sondern nur daran, wie das Leben mit Thom werden würde; wie es sein würde, nach dem Aufwachen in diese strahlenden blauen Augen zu sehen, sich an diese breite, muskulöse Brust zu schmiegen. «Woher weiß man, dass es der Richtige ist?», hatte sie ihre Mutter einmal gefragt, damals, als sie noch über solche Themen wie die Liebe reden konnten. «Man weiß es einfach», hatte die beinahe nüchterne Antwort gelautet, was Kate als Erklärung vollkommen unzureichend erschienen war. Aber vielleicht hat

sie recht gehabt, dachte Kate nun. Vielleicht, nur vielleicht, war das jetzt der Richtige. Sie fühlte sich anders, empfand nicht diese angespannte, angestrenzte Liebe, die sie sich bei Justin eingebildet hatte, oder diese dankbare, zurückhaltende Liebe wie bei Geoff. Da war Leidenschaft, das schon, aber das Ganze hatte etwas Verlässliches, Unumstößliches, als gäbe es nichts, mit dem sie etwas daran ändern konnte, selbst wenn sie es versuchte. Etwas Unausweichliches. Vor sich hinlächelnd, zog sie die Knie an und tauchte mit dem Kopf unter Wasser.

Weil Kate so lange allein in ihrem Haus gewohnt hatte, war sie nicht mehr daran gewöhnt, die Badezimmertür abzuschließen. Und so war es eine Überraschung, dass sie Sabine vor sich stehen sah, als sie wieder aus dem Wasser auftauchte.

«Sabine!», sagte sie und wischte sich den Schaum vom Gesicht. «Alles in Ordnung? Was gibt's denn?»

«Hättest du das nicht ein einziges Mal bleiben lassen können?», fauchte Sabine wütend. «Hättest du es nicht ausnahmsweise mal fünf Minuten lang ohne einen Kerl aushalten können?»

Kate setzte sich auf und unterdrückte den Impuls, vor dem unfreundlichen Blick ihrer Tochter ihre Nacktheit zu bedecken.

«Wa-»

«Du bist echt ekelhaft. Und soll ich dir was sagen? Du widerst mich an! Du benimmst dich wie eine verdammte Nutte!»

«Jetzt reicht's aber.» Kate beugte sich zu dem Handtuch am anderen Ende der Wanne vor und brachte damit das Wasser zum Überschwappen. «Einen Moment ...»

«Du hast mir sogar leidgetan! Das muss man sich mal vorstellen.» Sabine schüttelte den Kopf. «Du hast mir wegen der Sache mit Geoff leidgetan! Ich hab mich richtig schlecht gefühlt, weil ich etwas davon gesagt habe. Dabei hast du die ganze Zeit ... du hast einfach ...», sie verhaspelte sich, «... du hast einfach mit Thom gevögelt. Dich ihm an den Hals geworfen. Echt, ich könnte *kotzen!*»

«Ich habe nicht mit Thom geschlafen.» Kate stieg aus der Wanne. «Ich habe mit überhaupt niemandem geschlafen.»

«Ich hab dich *gesehen!* Ich hab gesehen, wie du mit ihm geritten bist!»

Der blanke Hass im Gesicht ihrer Tochter machte Kate fassungslos. «Sabine, es ist nicht so, wie du denkst ...»

«Ach so? Willst du mir erzählen, dass du nichts mit ihm hast?»

Kate atmete aus. «Nein, das will ich nicht.»

«Dann lüg mich nicht an. Echt, Mum, als ich hierherkam, hatte ich richtig Mitleid mit dir, weil du hier aufwachsen musstest. Ich fand deine Eltern unmöglich.» Inzwischen schluchzte sie. «Und jetzt, jetzt wünsch ich mir ... ich wünsche mir bloß noch, ich wäre mit ihnen aufgewachsen und nicht du. Mit Menschen, die sich wirklich lieben, auch wenn sie es nicht immer zeigen. Mit Menschen, die zusammenbleiben. Mit Menschen, die nicht mit jedem Kerl ins Bett gehen, der ihnen

über den Weg läuft. Warum konntest du nicht wenigstens ein bisschen so sein wie sie, hm? Warum bist du nur so eine ... *Schlampe?*» Das letzte Wort durchschnitt die dunstig warme Luft wie eine kalte Klinge.

Danach flüchtete Sabine aus dem Haus. In ihrem Kopf wirbelten Gedankensplitter durcheinander wie Spiegelscherben, die kein zusammenhängendes Bild ergaben. Beinahe instinktiv landete sie schließlich im Stallhof, irgendwie geleitet von dem Gefühl, dass die unkomplizierte Gesellschaft von Pferden und Hunden besser war als die der Menschen im Haus. Wie konnte sie nur, dachte Sabine, die Arme um den Hals des geduldigen Schimmels geschlungen, die tränenfeuchten Wangen an sein Fell gedrückt. Wie konnte ihre Mutter ausgerechnet Thom anbaggern, den einzigen Menschen, der Sabine hier von Anfang an wirklich verstanden hatte? Hatte sie überhaupt keine Selbstbeherrschung? Warum musste sie alles kaputt machen?

Sabine ließ den Schimmel los, hockte sich in die Ecke der Box und versuchte, sich daran zu erinnern, was genau ihre Mutter gesagt hatte. Sie hatte behauptet, sie habe nicht mit ihm geschlafen. Aber es war klar, dass sie es vorhatte. Wenn Sabine die Augen schloss, hatte sie ganz klar vor sich, wie ihre Mutter eng an Thoms Rücken geschmiegt nach Hause geritten war. Selbst aus der Entfernung hatte Sabine ihren Gesichtsausdruck gesehen: selbstgefällig, mit sich zufrieden. Thoms Nähe auskostend. Genau so ein Gesicht hatte sie

gemacht, wenn sie Justin ansah und dachte, Sabine würde es nicht mitbekommen. Sabine rieb sich über die Augen, um das Bild aus ihrem Kopf zu vertreiben. Womit hatte sie so eine Mutter verdient? Sie hatte sich ihr früher nahe gefühlt, hatte verstanden, dass die Beziehung mit Geoff schwierig war, aber dass ihre Mutter trotzdem versuchte, eine Art Familienleben aufrechtzuerhalten. Doch jetzt wusste Sabine nicht mehr, was sie von ihr halten sollte. Seit Justin hatte sich Kate völlig verändert. Kannte keine Grenzen mehr. Das machte Sabine nicht nur wütend; es machte sie auch irgendwie unsicher, so als stünde sie auf Treibsand.

Sie kam wieder hoch und versuchte, ihr Gedankenkarussell zu bremsen, indem sie sich die kalten Hände an die Schläfen legte. Als sie mit den Handflächen am Gesicht dastand, hörte sie Thom leise mit einem Pferd schimpfen, das er zur nächsten Box führte. Dann folgten ein Schlag auf die Kruppe und das dumpfe Stampfen, mit dem sich das Pferd in die Box zurückzog. Eine ganze Weile blieb Sabine reglos stehen. Als würde sie nachdenken.

Nur dass sie nicht nachdachte.

Sabine strich sich das Haar zurück, wischte sich über die Augen und öffnete den obersten Blusenknopf. Dann fiel ihr noch ein, den Pullover auszuziehen und über die Boxentür zu hängen. Anschließend trat sie aus der Box des Schimmels, ging in die nebenan und zog die Boxentür zu.

Thom warf einen Blick über die Schulter, sodass kurz das gelbliche Licht der Glühbirne auf sein Gesicht fiel. «Hey»,

sagte er, während er das Heunetz hochzog und festknotete.
«Bist du zum Helfen gekommen?»

Sabine lehnte sich an die Wand, ohne Thom aus den Augen zu lassen.

«Hab dem Burschen vorhin einen Riesenstein aus dem Hufeisen gezogen», sagte er, immer noch mit dem Netz beschäftigt. «Kein Wunder, dass er gelahmt hat, als er rangetrabt kam.»

Sabine schob sich an der Wand langsam näher zu ihm.

«Meine eigene Schuld, dass ich nicht darauf geachtet habe», murmelte er und gab dem Heunetz einen letzten Dreh. «Und wo warst du?» Er wandte sich zu ihr um und musste einen kleinen Ausweischritt machen, weil sie dichter hinter ihm stand, als er erwartet hatte.

«War mit dem Schimmel unterwegs», sagte sie, zog ein Bein an und stützte den Fuß an der Boxenwand ab. «Einfach der Nase nach.»

«Ihr könnt inzwischen richtig gut miteinander», sagte Thom mit einem Lächeln.

Sabine sah ihn unter leicht gesenkten Wimpern heraus an.
«Und du?»

«Oh, der Schimmel ist zu klein für mich. Aber trotzdem, er ist absolut nach meinem Geschmack. Gibt nichts an ihm auszusetzen.»

«Ich habe nicht das Pferd gemeint.»

Thom sah sie fragend an.

«Können wir gut miteinander? Du und ich?»

Ihre Stimme klang leise, schmeichelnd. In dem Schweigen, das sich darauf einstellte, klang das malmende Kaugeräusch umso lauter.

«Wir kommen sehr gut miteinander aus.» Stirnrunzelnd überlegte er, was sie im Sinn hatte.

Sabine starrte ihn an. «Also magst du mich?»

«Natürlich mag ich dich. Ich habe dich vom ersten Moment an gemocht.»

Sabine trat auf ihn zu. Ihr Herz schlug so wild, dass sie überzeugt war, Thom müsse es hören können. «Ich habe dich auch gleich gemocht», flüsterte sie. «Und ich mag dich immer noch.»

Sie leckte sich langsam mit der Zungenspitze über die Lippen.

Thom wandte sich stirnrunzelnd von ihr ab und streckte die Hand nach dem Besen aus, der in der Ecke stand. Dann hielt er inne, als wäre ihm etwas eingefallen, und drehte sich wieder zurück, um nach dem Wassereimer zu greifen.

Scheppernd fiel ihm der Eimer aus der Hand, sodass das Pferd erschrak. Denn nun stand Sabine mit weit aufgeknöpfter Bluse vor ihm.

Darunter war sie nackt.

«Sabine ...» Er trat einen Schritt auf sie zu, als wollte er ihre Blöße bedecken, doch sie kam ihm zuvor. Sie legte ihm die Hand auf die Brust, lehnte ihre schlanke Gestalt mit sanftem Druck an ihn. Dann nahm sie seine rechte Hand und schob sie langsam, aber entschlossen über ihre bloße linke Brust.

«Schsch», hauchte sie und versenkte ihren Blick in seinem.
Ihre Haut bebte unter seiner Hand.

Thom riss die Augen auf und keuchte vor Schreck.

«Sabine ...», sagte er, doch sie zog seinen Kopf zu sich und hob ihm die Lippen entgegen.

Einen Moment lang herrschte schreckliche Stille. Dann machte Thom sich los, wich kopfschüttelnd vor ihr zurück.
«Sabine. Nein. Nein. Es tut mir leid ... es tut mir leid ... aber ...» Er streckte den Arm aus, um sich an der Boxentür festzuhalten. Dann bückte er sich, nahm mit seiner Silikonhand den Eimer, während er sich mit der guten Hand über Augen und Gesicht fuhr, als wolle er vertreiben, was er gerade gesehen hatte.

In der Sattelkammer schaltete jemand das Licht an, sodass ein heller Streifen über das Kopfsteinpflaster des Hofes fiel.
Draußen fing Bertie an zu bellen.

«Sabine. Ich kann nicht ... du bist toll, wirklich, aber ...»

Sabine hatte zu zittern begonnen. Sie stand im Halbdunkel der Box vor ihm und zog mit bebender Unterlippe ihre Bluse zusammen. Sie wirkte sehr zerbrechlich und sehr jung.

Thom, in dessen Miene sich nun Sorge spiegelte, trat wieder einen Schritt auf sie zu. «Oh Gott, Sabine, komm her ...»

Doch sie schob sich an ihm vorbei und floh mit ersticktem Schluchzen in die Dunkelheit.

Kate entdeckte ihre Mutter im Arbeitszimmer. Sie saß an Edwards Schreibtisch und sortierte einen Karton mit Papieren

durch, von denen sie einige auf einen säuberlichen Stapel legte, während der größte Teil in dem Papierkorb neben dem Schreibtisch landete. Sie tat diese Arbeit nicht mit langem Nachdenken, sondern warf nur einen Blick auf jedes Blatt, um es dann mit einer entschiedenen Bewegung abzulegen oder wegzuworfen. Links von ihr stand der Karton mit den Fotos, die sich Sabine vor zwei Tagen angesehen hatte, als Kate hereingekommen war. Anscheinend war er bei dieser systematischen und erbarmungslosen Aufräumaktion als Nächstes dran.

Kate war die Treppe beinahe hinaufgerannt, doch jetzt atmete sie tief durch und klopfte an die Tür, obwohl sie schon im Raum stand.

Joy wandte sich zu ihr um. Sie wirkte etwas erstaunt beim Anblick ihrer Tochter und warf einen Blick an ihr vorbei, als würde sie nach jemand anderem suchen.

«Es wird dich freuen zu erfahren, dass du dein Ziel erreicht hast.» Kate kam in den Raum, fuhr mit der Hand an dem Regal entlang. Ihre Stimme war leise und ausgeglichen.

Joy sah sie verständnislos an.

«Wirklich, Mummy, ich wusste ja, dass du nichts von mir hältst, aber dass du nur ... wie lange? Zweieinhalb Monate dafür gebraucht hast, ist beeindruckend. Selbst nach deinen Maßstäben.»

Joy drehte sich ganz zu ihr um. «Entschuldige, aber ich verstehe nicht, was du meinst.»

«Sabine. Du hast es innerhalb von ein paar Monaten geschafft, dass sie mich genauso verabscheut, wie du es tust.»

Sie starrten sich an. Dann erhob sich Joy von ihrem Stuhl. Ihre Bewegungen wirkten langsamer, als sie Kate in Erinnerung hatte, und angestregter.

«Katherine, was auch immer zwischen dir und Sabine vorgefallen ist, hat nichts mit mir zu tun.» Sie hielt sich an der Rückenlehne des Stuhls fest. «Ich habe keine Ahnung, wovon du sprichst. Und jetzt, wenn du mich entschuldigen würdest, ich habe unten zu tun.»

«Oh, das ist ja mal eine Überraschung.»

Mit einem Ruck sah Joy auf.

«Tja, es gibt immer unten etwas zu tun, oder? Immer ist irgendetwas wichtiger, als mit mir zu reden, deiner eigenen Tochter.»

«Das klingt jetzt aber wirklich ein bisschen hysterisch.» Joy wick Kates Blick aus, die ihr nun im Weg stand.

«Nein, Mummy. Ich bin nicht hysterisch. Ich bin vollkommen ruhig. Und ich finde, es wird Zeit, dass wir uns mal ernsthaft unterhalten. Ich habe es *satt*», gegen ihren Willen hob sich ihre Stimme, «dass du mich höflich ignorierst, als wäre ich so was wie ein schlechter Geruch. Ich will mit dir reden, und zwar jetzt.»

Joy ließ ihren Blick zur Tür und dann über den Boden wandern, von dem die meisten Kartons verschwunden waren, die hier jahrelang gestanden hatten.

«Also gut, aber versuchen wir, es kurz zu halten. Ich möchte deinen Vater nicht zu lange allein lassen.»

Kate stieg vor Wut die Galle hoch.

«Was hast du Sabine über mich erzählt?»

«Wie bitte?»

«Was hast du ihr erzählt? Sie war trotz ihrer kritischen Haltung in Ordnung, als sie aus London hierhergekommen ist. Aber jetzt lehnt sie einfach alles ab, was ich tue. Alles, was ich bin. Und soll ich dir was sagen, Mummy? Ein paar Sachen, die sie sagt ... tja, die könnten direkt von dir stammen.»

Joy straffte sich. «Ich weiß wirklich nicht, wovon du da redest. Ich habe mit Sabine nicht über dich gesprochen.»

Kate lachte sarkastisch auf. «Oh, vielleicht hast du nichts Bestimmtes gesagt, aber ich kenne dich, Mummy. Ich weiß, wie du bist. Wie etwas, das du nicht sagst, genauso vergiftend wirken kann wie dein gesamtes Verhalten. Und irgendetwas war, so viel ist sicher. Denn jetzt hält mir meine eigene Tochter euch als Vorbild für die wahre Liebe entgegen. Und alles, was ich tue, findet sie nur noch total unzulänglich.»

«Das hat nichts mit mir zu tun», erklärte Joy unnachgiebig.
«Und ich habe für so etwas wirklich keine Zeit.»

Doch Kate ließ sich nicht bremsen. «Weißt du was? Es tut mir leid, dass ich nicht so sein konnte wie du und Dad, okay? Es tut mir leid, dass es bei mir nie zu diesem Hochzeitsbrimborium ganz in Weiß gekommen ist. Es tut mir leid, dass ich nicht mehr mit meiner Sandkastenliebe zusammen bin. Aber die

Zeiten ändern sich, ob du's glaubst oder nicht, und aus meiner Generation lebt kaum noch jemand so.»

Joy umfasste die Stuhllehne ein wenig fester.

«Ich kann es mit eurem Vorbild nicht aufnehmen, verstehst du? Ich kann es nicht mit dir und Daddy und eurer verdammten makellosen Liebesgeschichte aufnehmen. Aber das macht mich noch nicht zu einem schlechten Menschen. Und es bedeutet nicht, dass du mich für alles verurteilen darfst, was ich tue.»

«Ich habe dich nie verurteilt.»

«Oh, jetzt komm aber, Mummy. Du hast an allem herumkritisiert, was ich getan habe. Du hast mich wegen Sabine verurteilt, wegen Jim. Und du hast eindeutig etwas gegen Geoff gehabt, obwohl er sogar Arzt war.»

«Ich habe dich nicht verurteilt. Ich wollte nur, dass du glücklich bist.»

«Oh, Blödsinn! Blödsinn! Du hast mir ja nicht mal als Kind erlaubt, die Freunde zu haben, die ich mir ausgesucht hatte! Hier!» Sie griff nach dem Foto, das sie mit Tung-Li zeigte. «Erinnerst du dich an ihn? Bestimmt nicht, darauf könnte ich wetten.»

Joy warf einen Blick auf das Bild und sah gleich wieder weg. «Ich erinnere mir sehr gut daran, wer das ist, vielen Dank.»

«Ja. Tung-Li. Mein bester Freund. Mein bester Freund, der nicht mehr mit mir spielen durfte, weil du der Ansicht warst, ein Mädchen aus meiner Gesellschaftsschicht sollte nicht mit dem Sohn der Amah spielen.»

Unvermittelt wirkte Joy völlig erschöpft. Sie setzte sich wieder. «Das war nicht der Grund, Katherine. Du hast das ganz falsch verstanden.»

«Oh, habe ich das, ja? Ich erinnere mich aber daran, dass du dich damals vollkommen unmissverständlich ausgedrückt hast. <Nicht passend>, hast du gesagt. Weißt du das noch? Ich weiß es nämlich noch ganz genau. Und zwar, weil es mich unheimlich verletzt hat. Nicht passend!»

«So war es nicht.» Joy sprach nun sehr leise.

«Er war dir nicht gut genug», erwiderte Kate. «Genauso wenig wie dir irgendetwas gut genug war, das ich je getan habe. Wie ich mein Leben lebe, in wen ich mich verliebe, wie ich meine Tochter erzogen habe. Und nicht einmal, wen ich mir als Freund ausgesucht habe. Mit sechs Jahren, verdammt! Nicht passend, verdammt noch mal!»

«Du hast das falsch verstanden.»

«Und wie? Wie könnte ich das falsch verstanden haben? Ich war immerhin schon sechs Jahre alt!»

«Ich habe es dir schon einmal gesagt, so war es nicht.»

«Dann sag mir doch, wie es war!»

«Ist ja gut! Ist gut. Ich erzähle es dir.» Joy atmete tief ein. Schloss kurz die Augen. «Der Grund, aus dem ich dich nicht mit Tung-Li spielen lassen konnte ...»

Erneut atmete sie tief ein. Im Flur kratzte winselnd einer der Hunde an die Tür, um eingelassen zu werden.

«Der Grund, aus dem ich dich nicht mit Tung-Li spielen lassen konnte, ist ... dass ich es einfach nicht ertragen konnte.

Es war einfach zu hart.»

Sie sah Kate direkt an. In ihren Augen schimmerten Tränen.
«Weil er dein Bruder war.»

Kapitel 14

Joy Ballantyne litt so sehr unter Morgenübelkeit, dass ihr Mann zwei Koch-Amahs hintereinander feuerte, weil er glaubte, sie würden versuchen, Joy zu vergiften. Den ersten Rauswurf hatte Alice ein wenig persönlich genommen, nachdem sie sich so viele Umstände mit ihrer Einstellung gemacht hatte, doch selbst sie musste einräumen, dass Joys häufiges Erbrechen und ihre körperliche Schwäche seit Wochen nicht das war, was man normalerweise unter einer gesunden Schwangerschaft verstand.

Denn sechs Wochen nachdem Joy ihren Mann über seine bevorstehenden Vaterfreuden informiert hatte, ging es ihr immer schlechter, sie wurde blass und fahl und ihr Haar glanzlos und schlaff. Sie klagte über Gliederschmerzen, war selbst zum Sprechen zu schwach, und eine Teilnahme am gesellschaftlichen Leben war praktisch unmöglich, da ihr oft schlagartig so übel wurde, dass sie sich auf der Stelle übergab. In dem Appartementblock mit den vielen Mietparteien zu wohnen machte es auch nicht besser, wie Alice feststellte. «All diese Koch-Ahmas, die den ganzen Tag Knoblauch und Gott weiß was sonst noch braten. Die Schweinedärme, die sie zum Trocknen raushängen. Frittierte Rettich-Dim Sums. Und dann

noch dieses widerwärtige Obst, das riecht, als würde es verfaulen.»

«Ja, vielen Dank auch für diese Schilderung, Mutter.» Joy übergab sich in die Spülschüssel.

Seit sie erfahren hatte, dass sie Großmutter wurde, hatte sich Alice' Stimmung merklich gebessert, und sie ging in ihrer Rolle als Matriarchin richtig auf. Sie ersetzte die Erste Amah, die Edward entlassen hatte, durch Wai-Yip, eine junge Frau aus Guangdong, die zwar wesentlich jünger war als die meisten Koch-Amahs, aber englische Gerichte zubereiten konnte, und zudem, betonte Alice, hatte eine jüngere Frau wahrscheinlich mehr Energie im Umgang mit Kindern. «Denn eins sag ich dir, Joy, sie ruinieren nicht nur deinen Körper, sondern sie kosten dich auch alle Kraft. Also brauchst du jemanden, der sie dir abnimmt.» Sie hatte auch für eine Wäsche-Amah gesorgt und ließ Edward gegenüber bei jeder sich bietenden Gelegenheit einen Kommentar zu seinen perfekt gestärkten Hemden fallen.

In der gleichen Zeit vergoss Joy heimlich bittere Tränen, war wütend auf diesen fremden Parasiten in ihrem Körper, deprimiert von der ständigen Übelkeit und frustriert von ihrer eigenen Unfähigkeit. Und vor allem verfluchte sie diesen unerwünschten Eindringling dafür, dass er sich zwischen sie und Edward drängte, dafür, dass sie Edward seinetwegen nicht länger zu Einladungen begleiten konnte, und dafür, dass er schon jetzt eine gewisse Distanziertheit zwischen ihnen hatte aufkommen lassen. Denn er hatte sie von einer Partnerin in eine werdende Mutter verwandelt, um die von Frauen und

Ärzten ein Riesenwirbel veranstaltet wurde, die nicht mehr reiten oder Tennis spielen oder irgendeine der anderen körperlichen Aktivitäten ausüben sollte, an denen sie gemeinsam Spaß gehabt hatten. Schon jetzt sah Edward sie mit anderen Augen an, das wusste sie. Zum Beispiel küsste er sie beim Nachhausekommen von der Arbeit gentlemanlike auf die Wange, statt sie stürmisch zu umarmen, wie er es vorher getan hatte. Doch es zeigte sich auch darin, wie er sie anschaute, wenn sie in der Wohnung umherschlurfte und so zu tun versuchte, als würde sie mit der Situation zurechtkommen. Aber das Schlimmste passierte in der zehnten Woche, in der sich Edward, dem offenkundig ihr häufiger Sex fehlte, im Bett über sie beugte, um sie zu streicheln und zu küssen.

Joy, die schon halb schlief, wachte erschrocken wieder auf, denn das Furchtbarste hatte sie ihm gar nicht erzählt, nämlich, dass ihr inzwischen auch beim Geruch seiner Haut schlecht wurde. Wenn er sie nur flüchtig küsste, konnte sie das Gefühl hinter einem erzwungenen Lächeln verbergen. Jetzt aber wurde ihr unter den rhythmischen Berührungen seiner Hand übel, und seine Lippen auf ihren riefen Brechreiz hervor. Oh Gott, lass das nicht passieren, flehte sie in Gedanken, während sich Edward auf sie schob und sie mit zusammengekniffenen Augen die aufsteigende Übelkeit zu unterdrücken versuchte. Und dann, als sie wusste, dass sie es nicht länger aufhalten konnte, schob sie ihn grob weg und rannte ins Badezimmer, wo sie sich lautstark erbrach.

So hatte es angefangen. Er hatte ihre tränenreichen Erklärungen nicht hören wollen, war ohne ein Wort ins Gästezimmer umgezogen, und seine Verletztheit war beinahe mit Händen zu greifen. Auch am nächsten Morgen hatte er nicht darüber reden wollen. Doch am übernächsten Abend, als sie keinen Schlaf fand und sich fragte, was er noch so spät auf der Werft zu tun hatte, murmelte er beim Nachhausekommen, er sei im Wan-Chai-Viertel in einer Bar gewesen. Und Joy bekam Angst.

Danach hatte Joy nicht mehr gefragt, wohin er an drei bis vier Abenden in der Woche verschwand. Aber sie hatte trotz ihrer Müdigkeit in ihrem Ehebett wach gelegen, darauf gewartet, dass die Wohnungstür geöffnet wurde, und darauf, dass er – meistens betrunken – ins Gästezimmer wankte, wo er inzwischen regelmäßig schlief. Beim Frühstück schwiegen sie sich an. Joy litt um diese Tageszeit am stärksten unter ihrer Übelkeit und wusste zudem nicht, was sie sagen sollte, während Edward unter seinem Kater litt und es immer sehr eilig damit hatte, zur Arbeit zu kommen. Joy hatte niemanden, mit dem sie darüber sprechen konnte. Alice wollte sie die Genugtuung nicht gönnen – und das wäre es gewesen – zu erkennen, dass aus Joy und Edward auch eines der vielen Paare geworden war, bei denen nur noch gegenseitige Unzufriedenheit herrschte, und Stella war in England. Joy hatte keine anderen engen Freunde. Sie hatte Edward als Freund betrachtet und nie daran gedacht, dass sie noch jemand anderen brauchen könnte.

Also wurde sie immer dünner, statt zuzunehmen, und immer trauriger, sodass Edward lieber ausging, als zu Hause zu bleiben und ihre vorwurfsvolle Miene vor sich zu haben.

Und dann, etwa in der siebzehnten Woche, war sie eines Morgens aufgewacht und hatte festgestellt, dass es ihr gut ging. Sie konnte ans Essen denken, ohne dass ihr schlecht wurde, und hatte Lust auf einen Spaziergang an der frischen Luft. Im Spiegel sah sie, dass ihre Wangen wieder etwas Farbe und ihre Augen wieder Glanz bekommen hatten. «Na also», sagte ihre Mutter. «Du fängst an zu strahlen. Jetzt kannst du dich wieder ein bisschen zurechtmachen und allen ein fröhliches Gesicht zeigen.»

Aber es gab nur einen einzigen Menschen, für den Joy fröhlich aussehen wollte. Als Edward an diesem Abend nach Hause kam, trug sie sein Lieblingskleid und hatte das Parfüm aufgetragen, das er ihr zu Weihnachten geschenkt hatte. Etwas furchtsam – aber mit noch größerer Angst vor dem, was aus ihrer Ehe werden könnte, wenn sie es nicht tat – ging sie sofort zu ihm, als er durch die Tür kam, schlang die Arme um ihn und drückte ihre Lippen auf seine. «Bitte, geh heute Abend nicht weg», flüsterte sie. «Bleib bei mir.» Er sah ihr in die Augen, und sein Blick wirkte plötzlich unglaublich traurig und zugleich unglaublich erleichtert. Er drückte sie so fest an sich, dass sie kaum noch Luft bekam, und so standen sie miteinander da, schweigend umschlungen, bis die Anspannung der letzten Wochen langsam nachließ.

Etwa fünfeinhalb Monate später wurde im Marinehospital Christopher Graham Ballantyne geboren. Die Geburt verlief kurz und unkompliziert, was, wie Edward später witzelte, weniger mit der Entschlossenheit des Babys zu tun hatte, auf die Welt zu kommen, als mit der Entschlossenheit seiner Mutter, wieder reiten zu gehen. Christopher war ein großes, sanftes Baby, das von seinen Eltern vergöttert wurde, die sich dennoch darüber freuten, Joys Körper nicht mehr teilen zu müssen und ihr gemeinsames Gesellschaftsleben und die Ausritte wiederaufnehmen zu können. Alice kam das gerade recht, denn so konnte sie ihren Enkel nach allen Regeln der Kunst verhätscheln, ihn in wunderhübsche Babysachen mit seidenbezogenen Knöpfchen stecken und ihn in seinem riesigen, importierten Kinderwagen spazieren fahren, um vor den anderen Frauen voller Stolz von seiner strotzenden Gesundheit und seinen schon jetzt erstaunlichen Fähigkeiten zu berichten. Joy betrachtete die Begeisterung ihrer Mutter für Christopher mit einer Mischung aus mütterlicher Genugtuung und Erstaunen. Es schien ihrer Mutter diesem Kind gegenüber viel leichter zu fallen, bedingungslose Liebe zu zeigen, als sie es je Joy gegenüber getan hatte. «Mach dir darüber keine Gedanken», sagte Edward, der froh war, dass ihm seine Frau wieder beinahe ihre gesamte Aufmerksamkeit widmete. «Sie sind beide glücklich und zufrieden, oder?»

Und das waren sie alle während der nächsten beiden Jahre. Edward mit seiner Arbeit, Alice in ihrer Rolle als inoffizielle Tagesmutter und Joy, die ihr Kind voller Hingabe liebte,

zugleich aber wieder die Gemeinsamkeit mit ihrem Mann gefunden hatte und entschlossen war, nie wieder eine solche Entfremdung zwischen ihnen aufkommen zu lassen. Edward war liebevoller und aufmerksamer als zuvor und vielleicht auch dankbar, dass sich Joy nicht in eine von diesen überängstlichen, von ihrem Kind besessenen Müttern verwandelt hatte. Es machte ihm nichts aus, nicht zur See zu fahren wie einigen seiner Offizierskollegen, die unruhig wurden, wenn sie zu lange an ein und demselben Ort stationiert waren. Edward war gern bei seiner Familie. Bei seiner Frau. Er sprach nie von der Wan-Chai-Phase, wie es Joy für sich nannte, und sie verlangte ihm keine Erklärungen dazu ab, was er dort getan hatte. Sie kannte den Ruf dieses Viertels gut genug, um sich auch so ihren Teil zu denken. Man soll keine schlafenden Hunde wecken, sagte sie sich. Sie waren alle glücklich, glücklicher, als Joy es angesichts der Vorgeschichte von Christophers Geburt erwartet hatte.

Und deshalb bekam sie Beklemmungen, als sie eines Morgens mit der vertrauten Übelkeit aufwachte.

«Nun, Sie haben richtig vermutet, Mrs. Ballantyne», sagte der Marinearzt, während er sich die Hände wusch. «Anfang siebte Woche, schätze ich. Ihr zweites, oder? Glückwunsch.»

Er wirkte ziemlich entsetzt, als Joy darauf in Tränen ausbrach. Sie hatte die Hände vors Gesicht geschlagen, wollte nicht glauben, dass ihre schlimmen Befürchtungen wahr wurden.

«Es tut mir leid», sagte er und legte ihr die Hand auf die Schulter. «Ich habe angenommen, dass Sie das geplant hatten. Wir hatten doch nach der Geburt Ihres Sohnes über ... gewisse Methoden gesprochen.»

«Die hat mein Mann nicht gemocht.» Joy wischte sich übers Gesicht. «Er hat gesagt, das verdirbt alles für ihn.» Sie begann wieder zu weinen. «Wir dachten, wir hätten aufgepasst.»

Nach mehreren Minuten spürte Joy, dass der Arzt ungeduldig wurde, denn schließlich warteten noch andere Patientinnen. «Verzeihen Sie», sagte sie und kramte in ihrer Handtasche nach Taschentüchern. «Es geht gleich wieder.»

«Ein Kind ist ein Segen, Mrs. Ballantyne», sagte er und sah sie über seine Halbbrille hinweg scharf an. «Es gibt viele Frauen, die sehr dankbar für gesunden Familienzuwachs wären. Und Übelkeit ist ein verlässlicher Hinweis auf ein gesundes Baby, wie Sie wissen.»

Joy stand auf, zum Schweigen gebracht von seinem versteckten Tadel. Ja, das weiß ich, dachte sie, aber wir wollen kein Kind mehr. Wir waren schon beim ersten nicht sicher, ob wir es haben wollten.

«Vielleicht wird es dieses Mal nicht so schlimm mit der Übelkeit», sagte Alice, die bei der Aussicht auf ein weiteres Enkelkind hochofren war. Sie schien die Fruchtbarkeit ihrer Tochter mit einer Steigerung ihres eigenen Ansehens gleichzusetzen. Zumindest hatte sie dadurch eine echte Aufgabe bekommen, und zwar zum ersten Mal, seit Joy

erwachsen war. «Viele Frauen haben gar keine Schwangerschaftsübelkeit.»

Doch Joy plagten schon jetzt wieder die Gerüche, die in der Luft hingen, schon jetzt erstarrte sie bei dem Anblick von offenen Müllkarren und den Dünsten der Essensstände oder dem Abgasgestank. Sie wusste, was auf sie zukam, und fühlte sich wie ein Tier, das hilflos im Licht eines Scheinwerfers verharret, während der Aufprall unausweichlich bevorsteht.

Dieses Mal war es noch schlimmer. Schon bald bekam Joy Bettruhe verordnet, konnte nichts essen außer ein paar Löffel Reis alle zwei Stunden. Trotzdem übergab sie sich ständig; wenn sie hungrig war, wenn sie aß, wenn sie sich bewegte und auch wenn sie nichts weiter tat, als unter dem Ventilator zu liegen. Sie war zu kaum etwas anderem imstande, als ein paar Worte zu murmeln, wenn Christopher zu ihr aufs Bett kletterte. Wie konnte sie erklären, dass ihr vom Geruch seiner Haare schlecht wurde? Und nach kurzer Zeit fühlte sie sich so krank, dass sie vergaß, darüber nachzudenken, wie es Edward in dieser Situation ging. Sie wollte nur noch sterben. Das konnte auch nicht schlimmer sein.

Dieses Mal machte sich selbst Alice Sorgen. Sie rief häufig den Arzt ins Haus, war alarmiert über Joys rapiden Gewichtsverlust. «Wenn sie weiter nichts bei sich behalten kann, müssen wir sie an den Tropf hängen», sagte der Arzt. Doch es war ihm anzumerken, dass Joy dies seiner Meinung nach, so unschön es auch war, einfach durchstehen musste. Das gehörte eben dazu, wenn man eine Frau war. «Warum

legen Sie nicht ein bisschen Make-up auf?», sagte er beim Gehen. «Sie sollten versuchen, sich aufzumuntern.»

Edward, der sie anfänglich noch bemitleidete, wurde seine Rolle als unfreiwilliger Krankenbetreuer bald zu viel, und auch wenn er versuchte, geduldig und verständnisvoll zu sein, schimmerte sein Verdacht durch, dass sie übertrieb.

«Normalerweise ist sie ziemlich hart im Nehmen», hörte Joy ihn zu einem seiner Kollegen sagen, mit dem er auf dem Balkon saß. «Ich verstehe nicht, warum sie ständig weint.» Er machte keinen einzigen Versuch mehr, mit ihr zu schlafen, räumte einfach nur seine Sachen ins Gästezimmer. Und das brachte sie erst recht zum Weinen.

Auch die Besuche anderer Frauen und junger Mütter, die von ihren eigenen Erfahrungen erzählten, waren keine Hilfe. Wie zu erwarten berichteten einige fröhlich, ihnen sei nicht das kleinste bisschen übel gewesen, als könnte das ein Trost sein. Aber noch schlimmer waren die anderen, die erklärten, sie wüssten, wie Joy sich fühlte und ihr alle möglichen Hausmittel empfahlen, die Joy pflichtbewusst ausprobierte, nur um sich erneut zu erbrechen.

Die Tage flossen ineinander, und mit der Regenzeit kamen hohe Luftfeuchtigkeit und unendliche, verschwitzte Nächte. Joy fiel es zunehmend schwerer, ihrem Sohn vorzumachen, dass es Mummy gut ging, oder ihrem Ehemann, dass sie sich bald erholen würde. Das hatte sie ihm wie ein Mantra vorgebetet, um ihn davon abzuhalten, wieder ins Wan-Chai-Viertel zu verschwinden. Völlig entkräftet und in eine tiefe Depression

versunken, lag sie nur noch im abgedunkelten Zimmer, lauschte auf ihren Atem und versuchte, das Wasser nicht zu erbrechen, das ihr Wai-Yip brachte.

Als sich in der sechzehnten Woche noch keine Besserung eingestellt hatte, riet der Arzt zu einem Krankenhausaufenthalt. Joy sei inzwischen so dehydriert, dass es dem Baby schaden könnte, sagte er. Sie machten sich alle schrecklich Sorgen um das Baby. Joy selbst fehlte inzwischen die Kraft, um sich darüber Sorgen zu machen, ob das Baby überlebte oder starb und sogar, ob sie selbst überlebte oder starb.

«Ich kümmere mich um Christopher», sagte Alice mit beunruhigtem Blick. «Und du konzentrierst dich einfach nur darauf, dich zu erholen.» Joy, für die hinter dieser grässlichen Übelkeit die meisten Dinge bedeutungslos geworden waren, registrierte die ängstliche Miene ihrer Mutter und drückte ihre Hand.

«Du musst dir um nichts Gedanken machen», sagte Alice. «Wai-Yip und ich kümmern uns um alles.» Joy schloss einfach nur die Augen, dankbar, dass sie sich über nichts mehr den Kopf zerbrechen musste.

Nach einem Monat im Krankenhaus legte sich ihre Übelkeit so weit, dass sie leichte, ungewürzte Speisen vertrug und ohne Hilfe den Flur der Frauenstation entlanggehen konnte. Alice besuchte Joy jeden Tag, auch wenn zur Bestürzung der beiden Frauen Christopher nicht mitkommen durfte, den die Ärzte als «zu anstrengend für die Mutter» bezeichneten. Alice brachte

frische Scones mit, Bananen und sogar Meringuegebäck, einfach alles, was ihr und Wai-Yip einfiel.

«Sie stellt sich wirklich sehr gut an, muss ich sagen», erzählte sie Joy, während sie sich an ihr Bett setzte. «Ist ziemlich schweigsam, aber sie arbeitet unheimlich viel, obwohl sie, ehrlich gesagt, ziemlich erschöpft wirkt. Ich glaube, diese Mädchen aus Festlandchina haben eine ganz andere Einstellung als die aus Hongkong, weißt du? Nehmen sich nicht so wichtig.»

So nah, dachte Joy später, waren sie und ihre Mutter sich noch nie gewesen. Alice, erfüllt von Verantwortungsbewusstsein für ihr Kind und ihren Enkel, nahm ihre Pflichten ernst, und zwar ohne Joy deswegen Schuldgefühle einzuflößen. Die Situation zeigte beiden, dass Alice gebraucht wurde und dass sich ihre linkische, eigenwillige Tochter schließlich doch noch gut entwickelt hatte. Sie litt schließlich, um ihrem Mann ein weiteres Kind zu schenken.

Joy aber war im Krankenhaus mittlerweile immer passiver geworden. Entkräftet und eingelullt von den ständigen Anweisungen der Ärzte und Krankenschwestern, nahm sie alles hin, war dankbar für die Hilfe ihrer Mutter, eine Sklavin der Krankenhausroutine. Sie war zufrieden damit, dass ihr die anderen alles abnahmen. Hier konnte sie einfach auf gestärkten weißen Laken unter dem Ventilator liegen, weit weg von dem Lärm und der Anstrengung und den Gerüchen des echten Lebens. Auch wenn die schmerzliche Sehnsucht nach

ihrem Sohn nie verging, wurde sie doch von der Erleichterung gedämpft, dass sie seinen immerwährenden Wünschen und seiner Bedürftigkeit nicht mehr gerecht werden musste.

Und das galt auch für ihren Mann.

Doch nachdem ein weiterer Monat vergangen war, kehrte allmählich Joys altes Selbst zurück und zugleich damit der Wunsch, wieder mit ihrer Familie zusammen zu sein. Zweimal brachte ihre Mutter Christopher mit, und es brach Joy beinahe das Herz, als er anfing, zu weinen und sich zu wehren, als Alice ihn am Ende der Besuchszeit aus ihren Armen ziehen musste. Aber was sie noch mehr beunruhigte, war, wie selten Edward zu ihr kam. Die letzten beiden Male war er seltsam befangen gewesen, hatte sie nicht einmal auf die Wange geküsst und war ruhelos im Zimmer herumgelaufen, bis ihn Joy schließlich bat, sich hinzusetzen. Er möge Krankenhäuser eben nicht, hatte er gemurmelt. Aber als Joy nachfragte, ob wirklich alles in Ordnung mit ihm sei, hatte er gefaucht, dass er wünschte, sie würde aufhören, so ein Trara zu machen. Nachdem er wieder weg war, hatte Joy geweint.

«Weißt du, ob Edward viel ausgeht?», fragte sie später ihre Mutter. Alice übernachtete schließlich häufig in der Wohnung, weil sie fürchtete, dass Wai-Yip den kleinen Christopher nicht ausreichend über Joys Abwesenheit hinwegtröstete.

«Ausgehen? Eigentlich nicht. Oh, letzte Woche war er beim Kommandanten zu einem Empfang. Und am Donnerstag bei einem Pferderennen im Happy Valley. Hast du das gemeint?»

«Ja.» Joy lehnte sich erleichtert in ihre Kissen zurück. «Das Fest beim Kommandanten. Ich wollte nur sicher sein, dass er es nicht vergessen hat.»

Edward gehe überhaupt nicht viel aus, berichtete Alice, obwohl sie ihn sogar dazu ermuntert habe. Doch Edward aß abends zu Hause, was Wai-Yip für ihn gekocht hatte, sagte seinem Sohn gute Nacht und verschwand anschließend ins Arbeitszimmer zu seinen Unterlagen oder machte einen Spaziergang um den Peak.

«Ich muss wieder nach Hause», sagte Joy.

«Du musst vor allem an das Baby denken», sagte Alice und puderte sich die Nase nach. «Es bringt nichts, überstürzt zurückzukommen, solange wir alles auch ohne dich so gut im Griff haben.»

In der zweiundzwanzigsten Woche durfte Joy schließlich zurück, nachdem sie versprochen hatte, dass sie sich schonen, Anstrengungen vermeiden und ausreichend Wasser trinken würde. Edward holte sie mit dem Morris ab und umarmte sie so liebevoll zur Begrüßung, dass sich Joy entspannte und glaubte, nun würde alles wieder besser werden. Christopher fremdelte kurz, doch dann klammerte er sich an sie und demonstrierte seine Unzufriedenheit mit all der Aufregung, indem er in der ersten Woche nach Joys Rückkehr jede Nacht drei- bis viermal aufwachte. Alice schien zwischen Erleichterung und Enttäuschung darüber zu schwanken, dass ihre Tochter sich erholt hatte und ihre Hilfe nicht mehr benötigte. «In der ersten Zeit komme ich noch vorbei», sagte sie, als Joy die

Wohnungstür öffnete und sich beinahe wie eine Fremde in ihrem eigenen Zuhause fühlte. «Du wirst noch Unterstützung brauchen. Und Christopher braucht seinen gewohnten Tagesablauf. Wir haben uns sehr gut aufeinander eingespielt, er und ich.»

Joy ließ ihren Blick über die makellosen Parkettböden und die Einrichtung wandern, versuchte, sich wieder heimisch zu fühlen. Die Wohnung erschien ihr wie ein Ort, den sie vor langer Zeit gekannt hatte, nicht wie der Platz, an den sie gehörte. Wai-Yip brachte ein Tablett mit kalten Getränken, nickte ihr zur Begrüßung zu und ging wieder aus dem Zimmer. Selbst sie hat sich daran gewöhnt, dass ich nicht hier bin, dachte Joy. Sie ging zum Kamin, auf dessen Sims in einem hellen, goldverzierten Rahmen das Bild mit dem blauen Pferd stand. Sie betrachtete es einen Moment lang, dann wandte sie sich zu Edward um, der sie ansah, als müsse auch er sich erst wieder an ihren Anblick in ihrem gemeinsamen Zuhause gewöhnen.

«Es ist gut, wieder da zu sein», sagte sie.

«Du hast uns gefehlt», erwiderte Edward, ohne sie aus den Augen zu lassen. «Du hast mir gefehlt.»

Ohne auf die hochgezogenen Augenbrauen ihrer Mutter zu achten, ging Joy quer durch den Raum zu ihm und vergrub das Gesicht an seiner Brust, um seinen starken Körper zu spüren und seinen geliebten Duft in sich aufzunehmen. Er schlang die Arme um sie und senkte den Kopf, sodass seine Wange auf ihrem Haar lag.

Alice sah betont weg, bis Christopher hereinrannte, sich zwischen seine Eltern schob und, die pummeligen Arme hochgereckt, «Tra-gen, tra-gen» rief.

Wie bei ihrer ersten Schwangerschaft fanden Joy und Edward wieder zueinander, nachdem die Morgenübelkeit abgeklungen war. Er war selbst für seine Verhältnisse ungewöhnlich liebevoll, brachte ihr häufig Blumen mit oder Schweizer Schokolade von den ankommenden Schiffen und überschüttete sie mit so vielen Zärtlichkeiten, dass Alice irgendwann gereizt sagte: «Lass sie los. Es ist nicht gut für Christopher, das alles mit ansehen zu müssen.» Edward nahm auch seine Gewohnheit wieder auf, Joy von Raum zu Raum zu folgen, sodass sich Joy einmal sogar im Badezimmer einschloss, um einen Moment Ruhe vor ihren beiden männlichen Familienmitgliedern zu haben. Es mochte sein, dass Edward ein wenig von seinem Humor verloren hatte und irgendwie wachsamer geworden war, doch das schrieb Joy den Problemen auf der Werft zu. Sie wusste von seinen Kollegen, die zum Abendessen kamen, dass er bei der Arbeit unter großem Druck stand. Edward wird zum Langweiler, sagten sie. Nimmt alles viel zu ernst. Ist in letzter Zeit für keinen Spaß mehr zu haben.

Katherine Alexandra Ballantyne kam eine Woche zu früh in demselben Krankenhaus zur Welt, in dem Joy fast den gesamten Sommer verbracht hatte. Die Geburt verlief, wie der Arzt sagte, beinahe unanständig kurz und schmerzlos. «Hat es wohl sehr eilig, aus der Startbox loszupreschen, die Kleine»,

witzelte er Edward gegenüber, der wie bezaubert seine Tochter ansah. Der Arzt war ebenfalls ein häufiger Gast bei den Pferderennen, und gelegentlich trafen sich die beiden bei den abendlichen Empfängen im Happy Valley.

Joy ließ sich in die Kissen zurücksinken. In ihr Hochgefühl mischte sich tiefe, tiefe Erleichterung darüber, dass die Schwangerschaft nun vorbei war.

«Wie fühlst du dich, mein Liebling?», fragte Edward und beugte sich zu ihr, um sie auf die Stirn zu küssen.

«Ich bin ein bisschen müde, aber ich freue mich darauf, nach Hause zu kommen», sagte sie mit einem schwachen Lächeln. «Und vergiss bloß nicht, dem alten Foghill zu sagen, dass er mein Pferd für mich bereithalten soll.»

Edward grinste anerkennend.

Aber dieses Mal kam Joy nicht so schnell wieder zum Reiten, jedenfalls nicht in den ersten Monaten. Katherine war, wie Alice häufig bemerkte, ein «schwieriges Baby», das schwer zu beruhigen war, zu Koliken neigte und jede Nacht mehrmals aufwachte. Innerhalb kürzester Zeit erschöpfte Katherine die vereinten Kräfte ihrer Mutter, Alice' und Wai-Yips und machte sämtliche «bewährten» Lehren und Hausrezepte zunichte.

Edward war seltsamerweise am geduldigsten mit ihr, kümmerte sich oft nach der Arbeit um sie und verzichtete auf seinen gewohnten Gin Tonic, um einen ruhigen Spaziergang mit ihr um den Peak zu unternehmen (zumindest wäre es ein ruhiger Spaziergang gewesen, wenn Katherine nicht die ganze Zeit geschrien hätte). Er ging sanft mit ihr um, wenn Joy vor

Erschöpfung verzweifelte. Es schien so, als wäre Kate bei ihm nicht ganz so schwierig und als würde sie ihm instinktiv vertrauen.

«Tja, da hast du eine richtige Vatertochter», erklärte Alice, die froh war, sich Christopher widmen zu können. «Du warst ganz genauso.» Sie ließ es beinahe klingen, als wäre das unnatürlich.

«Das ist mir vollkommen egal, solange sie aufhört zu schreien», sagte Joy. Sie hatte seit beinahe zwei Monaten keine Nacht mehr durchgeschlafen. Eigentlich sollte sich Wai-Yip nachts um Kate kümmern, doch das Weinen des Babys weckte Joy trotzdem, löste einen Urinstinkt in ihr aus, und offensichtlich hatte das Baby auch Wai-Yip alle Kräfte gekostet, denn wenn Joy aufstand, fand sie Wai-Yip häufig tief schlafend auf ihrem Klappbett vor.

Joy war müde wie noch nie. Manchmal war sie derartig erschöpft, dass sie sich einbildete, nach Kate gesehen zu haben, obwohl sie es nicht getan hatte. Dann kam Christopher zu ihr, weckte sie und verkündete: «Das Baby schreit *schon wieder*.»

Joy versuchte, Edward gegenüber ihre Belastung herunterzuspielen, so sehr sehnte sie sich nach der Wiederherstellung ihrer Nähe aus der Vor-Katherine-Zeit, und seit der Arzt keine Einwände mehr gegen den körperlichen Vollzug ihrer Ehe erhob, entzog sich Joy trotz all ihrer Erschöpfung kein einziges Mal Edwards Verlangen. «Ich werde wieder mehr ich selbst, wenn sie erst mal durchschläft», sagte

sie entschuldigend zu ihm, wissend, dass sie so verführerisch klingen musste wie abgestandener Tee.

«Du bist völlig in Ordnung, wie du bist. Ich will dir einfach nur nahe sein», sagte er über ihr, und sie musste beinahe weinen vor Dankbarkeit.

Dieses Mal hatte er sich mit den «Methoden» des Arztes einverstanden erklärt.

Die Bedürfnisse ihrer Familie nahmen Joy so in Anspruch, dass sie erst ein wenig verspätet wahrnahm, wie erschöpft ihre junge Amah inzwischen war. Zweimal fand Joy sie mitten am Tag schlafend vor, und auch wenn Alice das skandalös gefunden hätte, beschloss Joy angesichts ihrer eigenen Dauerentkräftung, Wai-Yip nicht zu rügen. «Sie hat so viel für uns getan, als ich im Krankenhaus war», sagte sie zu Alice, während Wai-Yip das Mittagessen aus der Küche holte. «Sie arbeitet normalerweise sehr zuverlässig.»

Sie ließ Kate auf ihrem Knie schaukeln, um einen weiteren Schreikrampf zu verhindern. Mit drei Monaten, hatte der Arzt gesagt, würden die Koliken wahrscheinlich nachlassen, doch dafür gab es bisher noch keinerlei Anzeichen.

Alice, die in einer Zeitschrift geblättert hatte, sah auf, als Wai-Yip die beiden Teller auf den Tisch stellte und sich mit einer kleinen Verbeugung wieder zurückzog. «Ich mag dieses Mädchen nicht mehr», sagte sie missbilligend. «Ich glaube, sie haut dich übers Ohr. Und ich hasse nichts mehr als unehrliche Dienstboten.»

Katherine stieß einen durchdringenden Schrei aus, und Joy begann eilig, sie auf ihrem Knie hüpfen zu lassen, damit Christopher nicht aus seinem Mittagsschläfchen gerissen wurde. «Was meinst du damit?», fragte sie.

«Hast du sie in letzter Zeit mal bewusst angesehen? Sie hat unheimlich zugenommen! Als sie bei dir angefangen hat, war sie dünn wie eine Bohnenstange. Sie wird dir noch die Haare vom Kopf fressen.»

Joy war nicht danach, sich über ein paar Schalen Nudeln aufzuhalten. Wenn man gute Angestellte hatte, konnte man über gewisse Schwächen hinwegsehen. «Ich lasse das erst einmal auf sich beruhen. Wahrscheinlich hat sie in China gehungert.» Sie legte sich Katherine über die Schulter und klopfte ihr so kräftig auf den Rücken, dass die Augen des Babys hervortraten. «Vielleicht hat sie gerade zum ersten Mal im Leben ausreichend zu essen.»

Nicht mehr so nachsichtig war Joy gestimmt, als sie eine Woche später mit ihrer Mutter auf dem Balkon saß und Wai-Yip zu ihnen kam, um mit tränenerstickter Stimme zu erklären, dass sie nach China zurückmüsse.

«Wie bitte? Und für wie lange?» Joy war entsetzt bei der Vorstellung, sie nicht mehr im Haus zu haben. Katherine hatte sich gerade so richtig an sie gewöhnt, und an den beiden Abenden zuvor hatte Joy mit Edward ausgehen und Kate in Wai-Yips Obhut lassen können.

«Ich weiß nicht, Madam.» Wai-Yip senkte den Blick. Lautlos tropften zwei Tränen auf den Holzboden.

«Wusst ich's doch. Hab ich dir nicht gesagt, dass sie dich ausnutzt?» Alice nippte an ihrem Sherry.

«Wai-Yip? Geht es dir gut?» Joy musterte die gekrümmte Gestalt und bekam Schuldgefühle, weil sie Wai-Yips Erschöpfung nicht ernst genug genommen hatte.

«Bist du krank?»

«Nein, Madam.»

«Natürlich ist sie nicht krank. Du hast sie so gut bezahlt, dass sie sich einen Urlaub leisten kann. Wahrscheinlich geht sie auf eine von diesen neumodischen Kreuzfahrten.»

«Wai-Yip, was ist denn los?»

«Madam, ich kann es Ihnen nicht sagen. Ich muss fort, zurück nach Hause», sagte sie und sah Joy noch immer nicht direkt an.

Alice musterte das junge Dienstmädchen argwöhnisch und neigte sich auf ihrem Stuhl von links nach rechts, als wolle sie Wai-Yip aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten. «Sie hat sich in Schwierigkeiten gebracht», verkündete sie dann. «Sieh doch! Sie hat sich in Schwierigkeiten gebracht!» Dieses Mal klang es beinahe triumphierend. «Kein Wunder, dass sie zugenommen hat. Sie ist in anderen Umständen. Oh, was für eine Schande, Mädchen. Jetzt musst du natürlich gehen, keine Frage.»

Wai-Yip begann zu schluchzen, und nun erkannte auch Joy, dass sie unter ihren lose fallenden Baumwollgewändern erheblich runder geworden war.

«Stimmt das, Wai-Yip?», fragte Joy mit sanfter Stimme.

«Es tut mir so leid, Madam.» Wai-Yips Schultern zuckten, und sie vergrub das Gesicht in ihren Händen.

«Bei mir musst du dich nicht entschuldigen», sagte Joy. «Du bist diejenige, die damit zurechtkommen muss. Du bist nicht verheiratet, nehme ich an, oder?»

Wai-Yip sah sie einen Moment lang verständnislos an, dann schüttelte sie den Kopf.

«Natürlich ist sie nicht verheiratet. Wahrscheinlich hat sie mit irgendeinem amerikanischen Soldaten herumgehurt. Dahinter sind sie jetzt nämlich alle her, hinter einem amerikanischen Pass.»

«Und was wirst du jetzt tun?»

«Bitte, Madam, ich möchte zu meiner Arbeit zurückkommen. Ich arbeite auch sehr fleißig.»

«Und was wirst du mit dem Baby machen?», sagte Alice herablassend, die inzwischen mit verschränkten Armen dasaß.

«Ich weiß nicht, Madam ... vielleicht meine Mutter ...» Erneut begann sie zu weinen.

Joy dachte an die Aussicht auf einen weiteren Säugling im Haus. Edward würde das nicht gefallen, so viel war sicher. Sie wusste, wie sehr er sich danach sehnte, dass ein wenig Normalität in ihr Leben zurückkehrte, worunter eine möglichst ungestörte Zweisamkeit zu verstehen war. Doch Wai-Yip, die selbst kaum mehr war als ein Kind, tat ihr leid. Und sie arbeitete wirklich sehr fleißig.

«Wenn du sie das Baby mitbringen lässt, wird sie dir nur noch auf der Nase herumtanzen», sagte Alice.

«Ich muss das mit meinem Mann besprechen, Wai-Yip. Das verstehst du sicher.»

Wai-Yip nickte und zog sich mit gesenktem Kopf zurück. Noch vom Flur aus war ihr schniefendes Weinen zu hören.

«Das bereust du noch», sagte Alice.

Einer chinesischen Legende zufolge standen einst zehn Sonnen am Himmel, die mit ihrer vereinten Hitze die Erde versengten. Als es dem Bogenschützen Hou Yi gelang, neun der zehn Sonnen abzuschießen, gab ihm der König der Erde einen Zaubertrank, der ihm ewiges Leben schenken sollte. Chang Er, die wunderschöne Frau des Bogenschützen, trank die Flüssigkeit, ohne zu wissen, dass sie Zauberkräfte besaß, und schwebte darauf in den nächtlichen Himmel bis zum Mond empor.

Der Bogenschütze aber vermisste Chang Er, die Mondfrau, und er bat den König der Erde um Hilfe. Der König erlaubte ihm, zum Mond hinaufzufliegen, doch nur, wenn dieser voll und rund war.

Wie bei einer Schwangerschaft, ging es Joy durch den Kopf. Ein fetter, runder Mond zu werden, erledigt uns am Ende alle.

Am Abend des Mondfests feierten die chinesischen Familien der Kolonie auf den Straßen mit Laternen und Opfergaben und beschenkten sich gegenseitig mit rundem Gebäck, das Glück bringen sollte. Bezaubert sah Joy wie jedes Jahr vom Balkon aus zu, als sich Tausende kleiner Lichter zum dunklen Hafen hinunterbewegten, bei dem ein Feuerwerk stattfinden würde.

Am wolkenlosen Nachthimmel blinkten Sterne, als würden die Sterne und die Laternen einander zublinzeln. Selbst Alice, die chinesischen Festen gewöhnlich nichts abgewinnen konnte, hatte Christopher eine Papiermond-Laterne gegeben, mit der er von einem Zimmer ins andere rannte und darum bat, das Licht auszuschalten, damit man seine Laterne leuchten sah.

Als Edward nach Hause kam, war er ungewöhnlich gut gelaunt und küsste Joy nicht nur zur Begrüßung, sondern schwang sie im Flur rundherum, sodass Christopher lachte und auch herumgewirbelt werden wollte und Alice schmallippig bemerkte, es sei höchste Zeit für sie, sich zu verabschieden. Edward hatte eine aufwendig verzierte rote Blechdose mit Mondkeksen mitgebracht und erzählte Joy von Plänen für die Werft, die wahrscheinlich eine Beförderung für ihn mit sich brachten.

«Wirst du denn dann weiter hier stationiert sein?», fragte Joy etwas beunruhigt, als sie sich zum Essen an den Tisch setzten.

«Ja, gewiss. Es hat nichts mit einer Versetzung woandershin zu tun. Aber vielleicht bekommen wir eine bessere Wohnung ... möglicherweise sogar ein hübsches kleines Haus statt einer Wohnung. Würde dir das nicht gefallen, Darling? Ein Haus? Mit einem Garten? Das wäre auch schön für die Kinder.»

«Doch, wahrscheinlich schon», sagte Joy, der es in dem Wohnblock inzwischen sehr gefiel.

«Wir müssen nicht umziehen, weißt du. Ich dachte nur, du hättest gern mehr Platz, wo wir jetzt zwei Kleine haben.»

Er hatte wahrscheinlich recht. Joy lächelte. «Das mit deiner Beförderung klingt wunderbar. Du bist eben der Schlauste von allen.»

Edward griff über den Tisch hinweg nach ihrer Hand und drückte sie liebevoll. «Es wird sich einiges für uns verbessern, Darling. Du wirst sehen.»

Sie empfand überwältigende Zärtlichkeit für ihn. Er war so aufmerksam, so fürsorglich. Sie wusste, dass sie sich glücklich schätzen konnte, ganz besonders wenn man bedachte, womit sich andere Frauen abfinden mussten. Und jetzt, wo er mit den Ratschlägen des Arztes einverstanden war, mussten sie kein weiteres Kind mehr bekommen. Sie konnten einfach so wie jetzt miteinander weiterleben, sich immer näher kommen, immer glücklicher werden ...

Joy riss sich aus ihrer Träumerei und setzte sich etwas aufrechter hin. Es gab an diesem Abend Hühncheneintopf. Er war Wai-Yip nicht so gut gelungen, wie sie üblicherweise kochte, dachte Joy. Aber darüber musste man sich vielleicht auch nicht wundern.

«Du errätst nie, auf was wir heute gekommen sind», sagte Joy mit der Gabel auf halbem Weg zum Mund. «Wai-Yip ist schwanger. Ich bin aus allen Wolken gefallen. Ich wusste nicht einmal, dass sie einen Freund hat.»

Mit einem Ruck hob Edward den Kopf. Einen Moment lang stand Bestürzung in seinen Augen, dann musterte er sie aufmerksam. In einer Nachbarwohnung ließ jemand etwas aus

Metall auf den Holzboden fallen, sodass ein lautes Scheppern zu hören war. Edward schien es nicht einmal zu bemerken.

Joy stutzte mit der Gabel in der Luft. Sie starrte ihn an, versuchte, seinen neuen Gesichtsausdruck zu deuten. Seine Wangen wurden kaum merklich blasser.

«Wusstest du davon?»

Edward blinzelte einige Male reflexhaft und wandte dann seinen Blick von Joy ab. Er schien zu überlegen, ob er etwas sagen sollte, doch stattdessen nahm er nur den nächsten Bissen auf die Gabel.

Joy ließ ihn nicht aus den Augen.

«Edward», sagte sie, und mit einem Mal klang ihre Stimme ängstlich. «Edward. Bitte ...»

Er schien sich langsam wieder zu fassen, schluckte den Bissen angestrengt hinunter und tupfte sich dann langsam und methodisch den Mund mit der Serviette ab. «Deine Mutter hatte ganz recht, was sie angeht. Sie ist unzuverlässig geworden.» Er hielt inne. «Ich gebe ihr nach dem Wochenende die Kündigung.» Er sah Joy beim Sprechen nicht an, sondern hielt den Blick auf seinen Teller gesenkt.

Joy begann zuerst leicht, dann immer stärker zu zittern. Sie zitterte noch immer, als Edward aufstand und, ohne sie anzusehen, mit erstickter Stimme sagte, er werde in sein Arbeitszimmer gehen.

Joy verbrachte diese Nacht im Gästezimmer, ohne dass Edward etwas dazu sagte. Sie rollte sich unter dem weißen Laken

zusammen, und der Mond tauchte das Zimmer in bläuliches Licht, während Joy so heftig schluchzte, dass ihr gesamter Körper erschüttert wurde wie bei einem Erdbeben. Um drei Uhr nachts kam Edward herein, flüsterte leidenschaftliche Bitten um Verzeihung und versuchte, sie in den Arm zu nehmen. Doch Joy schlug nur wie wild um sich, schlug ihn auf den Kopf, die Schultern, egal wohin, bis er schließlich selbst weinend wieder hinausging.

Bis zum Hellwerden lag Joy ganz ruhig auf dem Bett.

Dachte zurück.

Dachte nach.

Ihre Mutter erriet es natürlich. Und zwar schon am ersten Tag, an dem Wai-Yip mit dem Baby in die Wohnung zurückkehrte. Und es war ja auch nicht schwer zu erraten. Tung-Li hatte die zerknautschten Gesichtszüge vieler Neugeborener, doch der erkennbare Rotstich seiner Haare sprach Bände. Es machte Alice Ehre, dass sie ihre Tochter niemals darauf ansprach, aber vielleicht konnte sie sich nach Joys knapper Ankündigung, Wai-Yip werde mit in das neue Haus ziehen, auch einfach zusammenreimen, wie schlecht jegliche Bemerkung im Stil von Alle-Männer-sind-gleich oder Chinesische-Mädchen-werfen-ihre-Angel-eben-nach-jedem-aus ankommen würde. Angesichts von Joys rigidem Verhalten sagte sie auch nichts darüber, dass es in der Nachbarschaft bestimmt Gerede geben würde. Was werden nur die Leute denken? Joy schien das nicht zu kümmern.

Am dritten Tag nach dem Mondfest hatte Joy Edward über ihre Pläne informiert. Sie kam zu ihm an den Frühstückstisch und schenkte sich Tee ein, ohne ihn anzusehen.

«Ich habe Wai-Yip erklärt, dass sie nicht nach China zurückkehrt», sagte sie mit ruhiger Stimme. Es war das erste Mal, dass sie wieder mit ihm sprach.

«Wie bitte?», fragte Edward überrascht.

«Ich habe mit mehreren Leuten gesprochen. Wenn sie nach China geht, wird sie womöglich von ihrer Familie verstoßen. Sie und das Baby auch. Sie wird keine Arbeitsstelle mehr bekommen, und das Baby wird aufgrund seines ... seines Aussehens ausgegrenzt werden. So wie die Dinge stehen, und dann auch noch mit dem Kommunismus und so weiter, wäre es sehr gut möglich, dass sie verhungern.»

Edward rührte sich nicht.

«Ich habe entschieden ... dass wir für sie verantwortlich sind. Du für sie verantwortlich bist. Und ich will das Wohlergehen dieses Kindes nicht auf dem Gewissen haben. Du wirst dafür sorgen, dass das neue Haus groß genug ist, damit wir das Kind nicht sehen müssen.»

Darauf herrschte eine ganze Weile Schweigen. Dann stand Edward auf und ging um den Tisch herum zu ihr. Er kniete sich vor sie, nahm ihre Hand und presste sein Gesicht hinein.

«Ich habe gedacht ... ich habe gedacht, du verlässt mich», sagte er mit brechender Stimme.

Joy schwieg und sah mit bebendem Kinn starr Richtung Fenster. Sie spürte seine heißen Tränen auf ihrer Haut.

«Oh, Joy, ich liebe dich so sehr. Es tut mir so furchtbar leid. Ich war nur so schrecklich einsam. Ich ...»

Joys Kopf fuhr herum, und sie entzog ihm ihre Hand. «Ich möchte nicht darüber sprechen», sagte sie. «Niemals.»

Kapitel 15

Sabine saß auf der Kiste im Sommerhaus und zitterte vor Kälte trotz der mottenzerfressenen Decke, die sie sich über die Schultern gelegt hatte. Sie war nun schon fast eine halbe Stunde hier, hatte über ihr Weinen hinweg Thom nach ihr rufen hören, während es langsam dunkel wurde und alles in Schwärze versank. Doch sie war so gelähmt vor Schreck und Unglück, dass sie mit ihren zittrigen Fingern nicht einmal ihre Bluse hatte zuknöpfen können.

Sie hatte nicht gewusst, wohin, war einfach vor Thom und ihrer Demütigung weggerannt, hatte sich auf der hinteren Weide wiedergefunden und war dann auf der Straße zum Dorf zurückgegangen, bevor sie im Sommerhaus Zuflucht gesucht hatte. Und nun wusste sie nicht weiter. Wenn sie zum Haus zurückkehrte, würde sie ihrer Mutter alles erklären müssen. Aber wenn sie hier blieb, ohne ihren Pullover, der noch im Stall über der Boxentür hing, würde sie wahrscheinlich erfrieren. Eins war allerdings sicher: Sie würde Kilcarrion verlassen müssen. Nach dem, was sie getan hatte, konnte sie unmöglich weiter hier bleiben.

Sabine brach erneut in Tränen aus, als sie daran dachte, wie sie Thoms Hand auf ihre Brust gelegt hatte und an seinen entsetzten Blick. Was musste er von ihr gedacht haben? Sie

war nicht besser als ihre Mutter, nichts weiter als ein Flittchen. Was hatte sie nur dazu gebracht? Und nun hatte sie alles kaputt gemacht.

Sie hatte das Licht nicht angeschaltet, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, doch sie konnte gerade noch auf ihrer Uhr erkennen, dass es fast halb sechs war. Aus dem Hof drang das Klappern von Türen und Eimern herüber. Die Pferde wurden gefüttert. Ihre Großmutter würde irgendwo zu tun haben, und Lynda würde die Minuten zählen, bis sie in ihr rotes Auto steigen und nach Hause fahren konnte.

Wahrscheinlich saß sie gerade vor der nächsten Folge einer ihrer Fernsehserien. Ihr Tagesablauf war derartig nach ihnen ausgerichtet, dass sogar Großvater seine Pillen nach dem Fernsehprogramm bekam.

Bei dem Gedanken an ihren Großvater wischte sich Sabine heftig über die Augen. Vermutlich fragte er sich, wo sie blieb. Vermutlich dachte er, dass sie wie ihre Mutter geworden war: gedankenlos, gleichgültig. Egoistisch. Aber sie konnte einfach nicht zurück ins Haus. Sie konnte nirgendwohin, zumindest nirgendwohin, wo sie irgendjemand unterstützen würde. Sie trat an einen Stapel Blumentöpfe, und es war ihr egal, dass er umfiel und die Töpfe zerbrachen. Dann hob sie unvermittelt den Kopf wie ein Jagdhund, der Witterung aufnimmt.

Annie. Sie konnte zu Annie gehen. Annie würde sie verstehen. Und wenn Annie einen von ihren «abwesenden» Tagen hatte, konnte sie von dort aus Bobby anrufen und sich

von ihm abholen lassen. Ihm würde nichts auffallen, wenn sie ihm nur die halbe Wahrheit erzählte.

Sie schüttelte die Decke ab und spähte hinaus, um sicher zu sein, dass niemand in der Nähe war. Dann ging sie durch den verlassenen Garten zum hinteren Tor.

Aus irgendeinem Grund war die Straßenbeleuchtung ausgefallen, und dankbar für den sternklaren Himmel, rannte Sabine durch Ballymalnaugh, im Ohr nur das hallende Geräusch ihrer eigenen Schritte auf dem Asphalt. Das einzige Licht fiel aus den Fenstern der Häuser, in denen die Vorhänge noch nicht zugezogen worden waren, sodass man kleine Familienszenen sehen konnte: ein junges Paar, das auf dem Sofa vor dem Fernseher saß, die alleinstehende alte Dame bei der Zeitungslektüre, ein gedeckter Tisch. Als sie das alles sah, fühlte sich Sabine einsamer als je zuvor. Ich werde niemals eine richtige Familie haben, fuhr es ihr durch den Kopf, und erneut kamen ihr die Tränen. Ich werde immer außen vor sein und von draußen zusehen.

Als sie bei Annies Haus ankam, blieb sie stehen, um wieder zu Atem zu kommen und sich die Tränen abzuwischen. Sie wollte Annie schließlich keinen Schreck einjagen, sonst würde sie womöglich denken, jemand sei gestorben. Du hast für einen Tag wahrhaftig schon genug Unheil angerichtet, dachte Sabine.

Das Licht unten brannte, aber die Vorhänge waren geschlossen, genauso wie die letzten paar Male, als Sabine vorbeigeritten war. Bevor sie durch den Garten ging, knöpfte

sie endlich ihre Bluse zu und zögerte. Sollte sie überhaupt hineingehen, nachdem Mrs. H. gesagt hatte, dass Annie eine Therapie brauche?

Doch noch während Sabine auf der Haustreppe stand, wurde die Tür aufgerissen, und ein heller Lichtstreifen fiel hinaus. Ein schlanker Mann mit schimmernden Radlerhosen zeichnete sich gegen die Helligkeit ab und wollte an ihr vorbei die Treppe herunterlaufen. Als er Sabine bemerkte, blieb er stehen und packte sie an den Schultern. «Gott sei Dank», keuchte er. «Oh, Gott sei Dank. Wir brauchen einen Krankenwagen.»

Sabine erstarrte.

«Einen Krankenwagen. Hast du ein Handy?»

Sie sah ihn nur erschrocken an.

Genervt schüttelte er den Kopf. «Ich bin nur ein Gast. Anthony Fleming. Ich hätte wirklich nicht noch mal wiederkommen sollen, aber jetzt habe ich Mrs. Connolly gefunden und ... also, sie braucht einen Krankenwagen. Dringend. Hast du ein Handy? Das Telefon im Haus ist anscheinend abgestellt.»

Sabine blieb beinahe das Herz stehen, und sie sah an ihm vorbei in das hellerleuchtete Haus. Sie wusste, dass Annie eine Depression hatte, aber sie hatte nicht an die Möglichkeit gedacht, dass ... Sabine erschauerte. Plötzlich musste sie an das Mädchen aus der Schule denken, das sich vor zwei Jahren in der Schultoilette die Pulsadern aufgeschnitten hatte. Das Blut war bis zur Decke gespritzt, hatte ihr eine Mitschülerin erzählt.

«Ist sie ... ist sie ...?» Ihre Stimme versagte.

«Also, ich kenne mich da nicht aus, aber ich glaube, dass ihr nicht mehr viel Zeit bleibt», sagte der Mann. «Es kommt auf jede Minute an. Wo gibt es hier ein Telefon?»

Ohne seinen Widerspruch zu beachten, ging Sabine ins Haus, nahm das Chaos im Wohnzimmer und den Geruch nach Schmutz und schalem Essen kaum wahr. Sie musste zu Annie. Entschlossen durchquerte sie den Raum, auch wenn ihr bei den schrecklichen Lauten aus der Küche angst und bange wurde. Niemand hatte ihr von den Geräuschen erzählt; wenn sich die Leute im Film umbrachten, taten sie das immer sehr still.

Aber da war kein Blut, jedenfalls nicht an der Decke, nur auf dem Linoleumboden breitete sich eine wässrige Pfütze aus, und Annie saß mittendrin und klammerte sich mit beiden Händen an eine Schranktür, als wollte sie sich daran hochziehen.

«Annie?», sagte sie.

«Oh Gooooooooott ...», stöhnte Annie. Sie wirkte, als würde sie sich auf etwas konzentrieren, das Sabine nicht sehen konnte. Ihr Gesicht war rot vor Anstrengung. Und sie machte nicht den Eindruck, als würde sie sterben.

«Sie stirbt nicht», verkündete Sabine dem Mann, der hinter ihr aufgetaucht war.

«Natürlich stirbt sie nicht», sagte er ungeduldig und wedelte mit den Händen. «Sie bekommt ein Kind. Aber ich bin Kreditsachbearbeiter, kein Arzt. Und ich hab's dir schon mal gesagt, wir brauchen einen *Krankenwagen*.»

Sabine starrte Annie fassungslos an, während ihr die Bedeutung dessen klar wurde, was der Mann gerade gesagt hatte. «Bleiben Sie bei ihr», sagte sie und hastete zur Tür. «Ich hole Hilfe.» Dann rannte sie so schnell zurück nach Kilcarrion, dass sie das Blut in ihren Ohren rauschen hörte.

Kate lehnte sich schwer an den Tisch, den Blick auf das sepiafarbene Foto gerichtet, das sie immer noch in der Hand hielt, auf ihr eigenes breites, offenes, unwissendes Lächeln. Auf Tung-Lis rundes Gesicht, auf seine Verlegenheit vor dem Fotoapparat, die nun etwas Symbolisches zu haben schien. Sein ungewöhnliches Aussehen – denn es war ungewöhnlich, wie Kate nun erkannte – war die Erklärung dafür.

«Warum hast du es mir nicht gesagt?», fragte sie schließlich. Ihre Stimme klang schwach, bebend.

Joy, die neben ihr auf dem Stuhl saß, hob erschöpft den Kopf. «Es gab nichts zu sagen. Was hätte ich dir erzählen sollen?»

«Ich weiß nicht. Irgendetwas. Irgendetwas, um mir die Situation zu erklären – oh, ich weiß auch nicht.» Sie schüttelte den Kopf. «Oh, Mummy ... all diese Zeit ...»

Draußen war es dunkel, und die beiden Wandlampen verbreiteten einen milchigen Lichtschein, hoben die nun beinahe leeren Regalbretter und die wenigen übriggebliebenen Schachteln hervor. Eine alte, gerahmte Landkarte von Südostasien war von der Wand abgenommen worden und lehnte mit gesprungenem Glas in einer Ecke.

«Was ist aus ihm geworden?» Kate betrachtete noch immer das Foto. «Aus den beiden?»

«Sie sind nicht nach China zurückgegangen. Als wir nach Irland sind, habe ich Wai-Yip eine gute Stelle oben in den New Territories beschafft. Ich glaube, sie war dort viel glücklicher, wirklich. Näher bei ihrer Familie. So war alles ...», Joy atmete tief durch, «... einfacher.»

Kate legte das Foto in die Schachtel zurück und hielt einen Moment inne. «Ich kann das nicht glauben», sagte sie wie zu sich selbst. «Ich kann nicht glauben, dass Daddy ... Ich dachte, ihr seid ein perfektes Paar. Ich habe wirklich geglaubt, ihr hättet die perfekte Liebe gefunden.»

«Niemand ist perfekt, Katherine.»

Schweigend lauschten sie auf die Geräusche, die aus dem Stallhof heraufdrangen. Ausnahmsweise, fiel Kate auf, reagierte ihre Mutter darauf nicht mit Betriebsamkeit.

«Warum bist du mit ihm zusammengeblieben?», fragte sie. «Das war in den Sechzigern, oder? Die Leute hätten verstanden, wenn du ihn verlässt. Wir hätten es verstanden.»

Joy strich sich übers Haar. «Ich habe darüber nachgedacht. Aber das war damals noch ein ziemlich großes Tabu. Und trotz allem bin ich zu dem Schluss gekommen, dass ich das Richtige tue. Ich dachte, so würdet ihr Kinder in einer richtigen Familie aufwachsen. Ohne mit dem Getuschel der Leute zurechtkommen zu müssen oder damit, dass sie mit dem Finger auf euch gezeigt hätten. ... Außerdem hatten wir uns zusammen ein Leben aufgebaut. Mochten dieselben Dinge ...»

Sie sah Kate mit weichem Blick an. «Wir beide haben euch so sehr geliebt, weißt du. Euer Glück hat uns alles bedeutet. Und auch wenn mich euer Vater schrecklich verletzt hat», sie zuckte leicht zusammen, und Kate erkannte erschrocken, wie sehr seine Untreue ihre Mutter noch immer schmerzte, «fand ich am Ende, dass meine Gefühle nicht die Hauptsache waren.»

Kate versuchte ihre langgehegten Überzeugungen mit dem neuen Wissen in Einklang zu bringen. Für einen Moment erfasste sie irrationale Wut, als hätten all die Probleme zwischen ihnen ihren Grund darin gehabt, dass sie von diesem Geheimnis ausgeschlossen worden war.

«Weiß Christopher davon?»

«Er weiß natürlich nichts. Und ich möchte auch nicht, dass er es weiß. Ich wollte, dass es keiner von euch beiden weiß.» Kurz hörte sich Joy wieder sehr schroff an. «Du wirst ihm nichts davon sagen. Und auch Sabine nicht. Heutzutage wird viel zu viel Unsinn darüber geredet, dass jeder jedem alles sagen soll.» Obwohl sie sich aggressiv anhörte, klang ihre Stimme irgendwie tränenerstickt.

Kate sah ihre Mutter eine Weile einfach nur an, während ihr bewusst wurde, dass sie ihre Liebe nie erkannt hatte. Sie hatten so viel verpasst.

Dann ging sie zu ihr und umarmte Joy zum ersten Mal seit ihrer Kindheit, umschlang sie sanft und ließ ihr Zeit, um ihre übliche steife Haltung abzulegen.

Sie roch nach Pferd und Hund und nach Lavendel. Nach einem Moment tätschelte Joy ihr die Schulter, als würde sie ein

Tier beruhigen.

«All diese Jahre», murmelte Kate mit brechender Stimme in Joys Steppjacke hinein, «all die Zeit, und ... ich konnte dir nie gerecht werden.»

«Es tut mir leid, Liebling. Ich wollte nicht, dass du es so wahrnimmst.»

«Nein. Das meine ich nicht. All diese Jahre wusste ich nicht, dass du so gelitten hast. Ich wusste nicht, was du ertragen musstest.»

Joy zog sich von ihr zurück und wischte sich über die Augen. «Also, nun übertreib es nicht», sagte sie mit fester Stimme. «Dein Vater ist ein guter Mann. Ich musste gar nicht so viel ertragen, wie du es nennst. Er hat mich geliebt. Auf seine Art.» Ihr Blick war abwehrend, sogar leicht herausfordernd. «Es ist ihm ... es ist eben ...»

«Einfach passiert?»

Joy wandte sich von ihr ab.

Bei dem Gedanken an ihren Vater, der vollgepumpt mit Medikamenten nebenan schlief, überkam Kate eisige Wut, weil er den einzigen Menschen betrogen hatte, von dem sie geglaubt hatte, er könne ihn bedingungslos lieben.

«Und du hast ihn nie dafür büßen lassen.»

Joy nahm Kates Hand. Joys Hand war rau, gegerbt von den Jahren harter Arbeit. «Du darfst ihm keinen Ton sagen. Du darfst ihn nicht damit beunruhigen. Dein Vater hat gebüßt, Kate», sagte sie mit melancholischer Gewissheit. «Wir haben beide unseren Preis bezahlt.»

Unten in der Küche war niemand und auch nicht im Wohnzimmer, also rannte Sabine weiter durch das Haus, rief nach Mrs. H., sodass die Hunde anfangen, ihr bellend nachzulaufen. «Wo seid ihr denn alle, verdammt?», schrie sie, während sie die Türen zum Vorratsraum und der Stiefelkammer aufriss und wieder zuknallte.

Mit stechenden Lungen hastete sie die Treppe hinauf, nahm zwei Stufen auf einmal, stolperte über den zerschissenen Treppenläufer und musste sich am Geländer festhalten, um nicht hinzufallen. Die ganze Zeit hatte sie das Bild Annies vor sich, wie sie sich vor Schmerzen krümmte, mit zugleich abwesendem und konzentriertem Blick. Irgendwie urzeitlich.

Oh Gott, wo war nur Mrs. H.? Annie brauchte ihre Mutter. Das war so klar wie nur irgendwas. Auf jeden Fall brauchte sie jemand anderen als diesen Anthony Wie-immer-er-auch-hieß. Auf dem Treppenabsatz blieb Sabine kurz stehen, sah sich nach dem Staubsauger um oder irgendeinem anderen Hinweis auf Mrs. H.s Anwesenheit. Dann kam sie darauf.

Lynda.

Warum hatte sie nicht schon früher an Lynda gedacht?

Sie würde wissen, was zu tun war. Sie konnte mit der Situation umgehen. Sabine riss die Zimmertür ihres Großvaters auf, den Mund schon geöffnet, um Lynda zu sagen, dass sie dringend gebraucht wurde. Doch dann hatte sie nur den ausgeschalteten Fernseher vor sich und die sorgsam bereitgestellten Plastikbecher und Medikamente, an denen sie

erkannte, dass die Krankenschwester schon nach Hause gegangen war. Das scharfe Profil ihres Großvaters ragte über seinem Kopfkissen empor, und sein Schlaf war durch die Tabletten so tief, dass ihn nicht einmal Sabines stürmisches Eintreten weckte.

Ohne auch nur die Tür zu schließen, rannte Sabine wieder in den Flur, rief mit wachsender Panik nach Mrs. H., ihrer Mutter und ihrer Großmutter. Was würde passieren, wenn dieser Mann Annie allein ließ? Er hatte ausgesehen, als würde er am liebsten flüchten. Was war, wenn alle anderen irgendwo unterwegs waren? Sie konnte einen Krankenwagen rufen, aber sie wusste nicht, wie sie Annie helfen sollte, bis die Sanitäter kamen. Und irgendwie fürchtete sie sich davor, allein zu diesen Schmerzenslauten und dem Blut zurückzukehren.

Sabine zog die Tür zum Arbeitszimmer auf, rechnete nicht damit, dort jemanden zu finden, und blieb keuchend stehen, als sie die beiden Frauen in enger Umarmung vor sich sah.

Sie versuchte, diese Szene zu verarbeiten, die einfach nicht real sein konnte. Der Gedanke an das, was sie im Stall getan hatte, blitzte in ihr auf, und sie wandte den Blick von ihrer Mutter ab. «Wo ist Mrs. H.?»

Ihre Großmutter hatte sich von Kate gelöst und fuhr sich übers Haar. «Sie ist in die Stadt gefahren. Ich glaube, sie wollte mit einem Arzt über Annie sprechen.» Sie wirkte beinahe verlegen, weil sie bei einer so innigen Umarmung gesehen worden war. «Ich denke nicht, dass sie heute Abend noch einmal zurückkommt.»

Die beiden Frauen sahen Sabine an, die vor Aufregung nicht wusste, wohin mit sich. «Was ist denn los, um Himmels willen?»

«Wir müssen zu ihr ... zu Annie. Sie ... ich glaube, sie kriegt ein Kind.»

Für den Bruchteil einer Sekunde herrschte vollkommene Stille.

«Was?»

«Ein Kind? Bist du sicher?»

Von dem Wirbel angesteckt, begann im Flur einer der Hunde zu bellen.

«Annie kann keine Kinder bekommen», sagte Joy halbherzig.

«Sabine! Bist du sicher?»

«Echt, kommt schon mit. Ich erfinde das nicht.» Sabine zog ihre Großmutter am Ärmel. «Sie ist bei sich zu Hause. Mit einem der Gäste. Aber da ist so eine Pfütze auf dem Boden und alles. Wir müssen einen Krankenwagen holen, und das Telefon bei Annie funktioniert nicht.»

Joy und Kate wechselten einen Blick.

«Er ist ganz allein bei ihr.» Sabine hätte verzweifeln können bei ihren begriffsstutzigen Mienen. «Annie braucht Hilfe. Ihr müsst kommen. *Sofort!*»

Joy dachte einen Moment nach, dann scheuchte sie Kate vor sich her aus dem Zimmer. «Du gehst so schnell wie möglich mit Sabine zu ihr. Ich rufe inzwischen den Krankenwagen und suche ein paar Sachen zusammen. Oh du meine Güte. Wir

müssen auch Mack anrufen. Ich sage Thom, dass er sich darum kümmern soll.»

Kate fiel beinahe über die Hunde, als sie ihrer Tochter die Treppe hinunter nachlief. «Oh, die arme Annie, was für ein Glück, dass du sie gefunden hast, Sabine.»

Aus der Entfernung sah es aus, als würde Anthony Fleming vor Annies Haus einen seltsamen Tanz aufführen. Als Sabine und Kate schwitzend und keuchend ankamen, entpuppte sich dieser Tanz jedoch als verzweifeltes Winken um Hilfe. «Sind Sie Ärztin?», fragte er Kate mit bleichem, verängstigtem Gesicht.

«Der Arzt ist unterwegs», sagte Kate. «Wo ist sie?»

«Oh Gott, oh Gott ...» Anthony Fleming rang die Hände.

«Wo *ist* sie?»

Ohne sich weiter um ihn und Sabine zu kümmern, eilte Kate durch das Wohnzimmer in die Küche und ging neben Annie in die Hocke, die an einen Küchenstuhl geklammert vor- und zurückschaukelte und leise, klagende Laute ausstieß, bei denen sich Sabines Nackenhaare sträubten.

«Alles ist gut, jetzt ist alles gut, Annie», sagte Kate immer wieder, hielt sie fest und strich ihr über den Kopf. «Du machst es sehr gut. Alles wird gut.»

Sabine starrte auf Annies langen Rock, der durchnässt in der Ecke neben der Spüle lag, und auf ein fleckiges Stück Stoff, das wahrscheinlich ihr Schlüpfer war. Überall auf dem Boden war wässriges Blut. Sabine musste daran denken, wie ihr Großvater mit dem Gesicht in den Eintopf gefallen war.

«Ich kenne mich mit so was nicht aus», wiederholte Anthony Fleming ständig und hörte nicht auf, seine Hände zu ringen.

Sabines Blick war wie gebannt auf Annie gerichtet, die sich völlig in ihrer eigenen Welt gefangen an Kate gehängt hatte und mit verzerrtem Gesicht einen weiteren tierischen Schrei ausstieß. Als Kate bei einem Blick über die Schulter Sabines geschockte Miene sah, lächelte sie ihre Tochter an. «Es ist alles in Ordnung, Liebling. Wirklich. Es sieht schlimmer aus, als es ist. Willst du nicht rausgehen und auf den Krankenwagen warten?»

«Das mache ich schon», erklärte Anthony Fleming eilig. «Ich warte auf den Krankenwagen. Ich warte draußen.»

Kate warf ihm einen ärgerlichen Blick nach. Dann sah sie wieder auf ihre Uhr, um festzustellen, wie lang die Abstände zwischen Annies qualvollem Stöhnen waren.

«Okay. Okay ... also. Sabine, such ein paar Handtücher, ja? Und eine Schere. Danach kochst du Wasser und sterilisierst die Schere. Geht das?»

«Du willst sie doch nicht aufschneiden, oder?» Sabine stand immer noch vor Angst wie gelähmt an der Küchentür. Noch mehr Blut würde sie nicht verkraften.

«Nein, Liebling. Es geht nur um die Nabelschnur. Und nur, falls das Baby kommt, bevor der Krankenwagen da ist. Jetzt mach, wir haben nicht mehr viel Zeit.»

Sie wandte sich wieder zu Annie, streichelte sie und murmelte ihr Ermutigungen zu, und es war ihr völlig gleich,

dass sie nun selbst mit der blutigen Flüssigkeit verschmiert war, weil sie Annie auf dem Boden abstützte.

«Ich muss pressen», sagte Annie, der das Haar in verschwitzten Strähnen im Gesicht klebte. Es waren die ersten Worte, die Sabine sie sagen hörte. «Oh Gott, ich muss pressen.»

«Sabine. *Jetzt mach schon.*»

Sabine hastete ins Wohnzimmer, wusste nicht, wo sie in Annies chaotischem Haus nach einer Schere suchen sollte, und stieß mit Joy zusammen, die mit einem Stapel Handtücher hereinkam. «Der Krankenwagen müsste gleich da sein», sagte Joy. «Thom versucht, Mrs. H. zu erreichen. Wo sind sie?»

«Hast du eine Schere mitgebracht?»

«Ja, ja ...» Joy folgte dem langgezogenen Jammern, das sich dieses Mal zu einem hohen, schaurigen Kreischen steigerte. «Wir haben alles. Sind sie in der Küche?»

Der nächste Schrei war einfach grauenvoll. Sabine überlief ein Schauer. Es klang, als würde Annie sterben. Ihr Gesicht verzog sich vor Entsetzen.

Als Joy sah, wie sich ihre Enkelin fürchtete, wurde ihre Miene weich, und sie strich Sabine besänftigend über die Wange. «Es ist alles gut, Sabine. Wirklich. Eine Geburt ist eben eine ziemlich brutale Angelegenheit.»

«Wird sie sterben? Ich will nicht, dass Annie stirbt.»

Joy drückte ihr lächelnd den Arm, bevor sie in die Küche ging. «Sie wird natürlich nicht sterben. Eine Minute, nachdem

das Baby auf die Welt gekommen ist, hat sie das alles vergessen.»

Von der Tür aus beobachtete Sabine, wie sich Joy neben Kate kniete, ihr half, Annie in eine bessere Position zu bringen, und dabei mit geflüsterten Ermunterungen Annies Beine streichelte. Kate sagte etwas von «Austreibungsphase» und wechselte einen Blick mit Joy. In ihren Gesichtern stand nicht nur beiderseitiges Verstehen und Sorge, sondern auch ein Anflug von Vorfreude. Sabine kamen erneut die Tränen, so tröstlich wirkte dieser Anblick.

«Okay, Annie», sagte Kate, die sich vor Annies Füße gekniet hatte, «mach dich zum Pressen bereit. Sag, wenn du die nächste Wehe kommen fühlst.»

Annie starrte mit aufgerissenen Augen nach unten, dann drückte sie das Kinn auf die Brust, stöhnte mit zusammengebissenen Zähnen und schrie dann aus vollem Hals. Sabine an der Tür ertappte sich dabei, wie sie selbst den Mund öffnete.

Joy wurde rot vor Anstrengung, während sie Annies Oberkörper festhielt. Kate schob Annies Knie hoch und wischte ihr zwischendurch mit einem feuchten Tuch die Stirn ab. «Du hast es beinahe geschafft, Annie. Ich glaube, gleich kann ich den Kopf sehen. Du hast es beinahe geschafft.»

Annie sah Kate an, wirkte erschöpft, verwirrt.

«Tief atmen, Annie. Halt das Kinn unten, bald ist es vorbei.»

«Wo ist Patrick?», sagte Annie mit verschwommenem Blick.

«Patrick ist auf dem Weg», erklärte Joy entschieden. Ihr Gesicht lag dicht an Annies, der sie die Arme unter die Achseln geschoben hatte, um sie zu stützen. «Patrick kommt, und deine Eltern kommen, und der Krankenwagen kommt. Also musst du dir keine Sorgen machen. Konzentriere dich einfach nur auf dein hübsches Baby.»

«Ich will Patrick», sagte Annie und begann zu weinen. Dann wurden ihre Tränen von der nächsten Wehe erstickt, die ihren Körper erfasste, und ihr Schluchzen verwandelte sich in einen weiteren lauten Schrei. Sie klammerte sich so fest an die Arme, die sie stützten, dass Sabines Großmutter eine Grimasse schnitt, während Kate weiter Annies Knöchel zurückdrückte, damit die Knie oben blieben, und ermutigend auf Annie einredete.

«Patrick ist unterwegs, Annie. Los, pressen. Es kommt. Ich sehe den Kopf!» Kates Stimme war schrill vor Aufregung, und sie sah Annie strahlend an.

Annie ließ sich gegen Joy zurücksinken. «Ich schaffe das nicht.»

«Doch, du schaffst es», widersprachen ihr Joy und Kate wie aus einem Mund.

«Hecheln, Annie», sagte Kate. «Versuch, kurz zu hecheln.» An ihre Mutter gewandt, fügte sie leise hinzu: «Das ist doch richtig, oder, Mum?»

Joy nickte, und wieder lächelten sie sich an.

«Okay, und jetzt wieder pressen», sagte Kate. Und dann setzte Annie zu einem langgezogenen, bebenden, kehligen

Schrei an, in den Kate einstimmte und in den Joy einstimmte, während sie Annie weiter festhielt, und Sabine liefen die Tränen über die Wangen, weil genau in dem Moment, in dem sie glaubte, das nicht weiter mit ansehen zu können, ein feuchtes Glitschen zu hören war und ein freudiger Ausruf und ihre Mutter dieses Wesen hochhielt, dieses Wesen, das zwei puterrote Ärmchen in die Luft streckte wie ein Fußballfan, und Joy Annie küsste und lachte und Kate das Baby sanft in ein Handtuch wickelte und es Annie auf die Brust legte und die drei Frauen sich umschlangen und Sabine auf Annies Gesicht nur unverstelltes Glück sah, das gleichgültig gegenüber dem Blut und der Qual war, gleichgültig gegenüber dem Lärm, gleichgültig sogar gegenüber Anthony Fleming, der an der Tür stand und sich räusperte und alle um Verzeihung bat, aber der Krankenwagen sei jetzt da.

Als würde ihr plötzlich Sabine wieder einfallen, hob Kate den Blick, winkte sie zu sich, und Sabine kniete sich zu ihnen und betrachtete dieses Wesen, das blutverschmiert in ein Handtuch gewickelt war und nach Schweiß und Eisen roch. Und auf einmal vergaß sie die Blutlachen, die durchtränkten Handtücher, den Schlüpfer und ihre eigene, jetzt auch fleckige Hose, denn sie nahm nur noch die beiden milchig dunklen Augen wahr, die sie ruhig ansahen, mit einem Blick, in dem alles Wissen der Welt zu liegen schien. Ein winziger, zarter Mund formte lautlose Worte, sagte ihr alles, was sie nie über die Bedeutung des Lebens gewusst hatte. Etwas Schöneres, wurde ihr schlagartig klar, hatte sie noch nie gesehen.

«Ein kleines Mädchen.» Kate weinte vor Rührung und drückte ihrer Tochter die Schulter.

«Sie ist perfekt», sagte Sabine und streckte zögernd die Hand aus.

«Mein Baby.» Annie sah das Kind beinahe ungläubig an. «Mein Baby.» Und dann begann sie unvermittelt so sehr zu schluchzen, dass ihr gesamter Körper unkontrollierbar zuckte und Kate ihr das Baby einen Moment lang abnehmen musste, um es vor dem lange verdrängten Schmerz zu schützen, der hemmungslos aus Annie herausbrach. Joy beugte sich vor, umfasste Annies Kopf und murmelte: «Ich weiß, ich weiß.» Und dann, als Annies Tränen schließlich versiegten, sagte sie so leise, dass es Sabine über die Ausrufe der anderen, die nun hereinkamen, kaum hören konnte: «Jetzt ist alles gut, Annie. Alles ist gut. Du hast es geschafft.»

Danach zog Kate ihre Tochter mit immer noch zitternden Händen vom Boden hoch, und engumschlungen gingen sie schweigend in die Nacht hinaus, in der die Sanitäter unter dem kreisenden Blaulicht des Krankenwagens gerade die Trage ausluden.

Kapitel 16

Das Leben hielt nur noch wenige echte Überraschungen bereit, sagte Mrs. H., aber die Geburt ihrer Enkelin war ganz bestimmt eine gewesen. Sie sagte das häufig und zu vielen Leuten, und trotzdem kamen ihr jedes Mal wieder Tränen der Dankbarkeit, und dass sie es oftmals vor Leuten wiederholte, die das schon einmal von ihr gehört hatten, nahm ihr niemand krumm. Die Geburt der kleinen Roisin Connolly war eine gute Nachricht, und so gute Nachrichten vertrugen Wiederholungen problemlos.

Patrick kehrte am Abend der Geburt zu Annie zurück, völlig perplex, aber außer sich vor Glück und überwältigt vor Erleichterung darüber, dass es endlich eine Erklärung für das zunehmend merkwürdige Verhalten seiner Frau in den letzten Monaten gab. Auf Annie, die nie über den Tod ihrer Tochter hinweggekommen war, hatte die neue Schwangerschaft nach Meinung der Ärzte wie ein schwerer Schock gewirkt, der sie so aus der Bahn warf, dass sie die Schwangerschaft verdrängte und sich völlig zurückzog. So etwas kam anscheinend gar nicht so selten vor. Trotzdem war es Mrs. H. äußerst peinlich, dass sie nichts von der Schwangerschaft ihrer Tochter bemerkt hatte, und sie gab sich selbst die Schuld für die traumatische Geburt. Doch Mack und Thom und alle anderen erklärten ihr,

sie solle nicht so dumm sein, außerdem habe ja nicht einmal Annes Ehemann etwas davon mitbekommen.

Annie verbrachte mehrere Wochen im Krankenhaus, sowohl, um bei Roisin zu sein, die etwa einen Monat zu früh auf die Welt gekommen war und eine Weile im Brutkasten versorgt wurde, als auch, um sich mit medizinischer Betreuung in ihre neue Mutterschaft hineinzufinden. Nach einer Phase aufbrechender Trauer um Niamh (die beiden Babys sahen sich herzerreißend ähnlich), erholte sie sich erstaunlich schnell und litt nicht an Wochenbettdepressionen, wie sie laut der Ärzte in Fällen wie ihrem vermehrt auftraten. Außerdem ging sie zur Therapie, obwohl Mrs. H. fand, dass man Annie nur mit ihrem Baby oder im Arm ihres Mannes sehen müsse, um zu wissen, dass sie schon die beste Therapie hatte, die man sich vorstellen konnte. Annie sprach nun sogar über Niamh, führte Roisins Ähnlichkeiten mit ihr auf, aber auch, worin sie sich von ihr unterschied, und wenn ihren Besuchern dabei die Tränen kamen, konnte es vorkommen, dass Annie sie zurechtwies und erklärte, sie werde zwar niemals vergessen, dass sie zwei Töchter gehabt hatte, aber sie wolle auch nicht, dass Roisin in Niamhs Schatten aufwuchs.

Sabine besuchte sie ein paarmal, nahm das winzige Kind vorsichtig auf den Arm und wunderte sich darüber, wie schnell aus der puterroten, zerknautschten Erscheinung ein lebhafter, rosiger Säugling geworden war. Sie wolle kein Kind haben, erklärte sie Annie, jedenfalls nicht, bevor die Männer sie kriegen konnten. Darüber lachte Annie nur. Sie lachte ohnehin

inzwischen viel. Ihre Augen blitzten übermütig, wenn sie Sabine mit Bobby McAndrew neckte, und leuchteten entzückt, wenn ihr Töchterchen etwas offenbar höchst Bemerkenswertes tat, wie mit einer kleinen Seesternhand zu wedeln oder zu niesen. Ingeheim sah Sabine in Roisin immer noch eher einen fetten Wurm, aber das verriet sie nicht, denn Annie hatte sie gebeten, die Patenschaft zu übernehmen, und selbst Sabine wusste, dass es nicht sehr patentantenmäßig war, so etwas zu sagen.

Patrick, der beinahe ständig im Krankenhaus war, sodass er «langsam zur Nervensäge» wurde, wie die Krankenschwestern lächelnd erklärten, saß einfach nur da, die Finger mit denen seiner Frau verschränkt, und betrachtete in stiller Glückseligkeit seine Tochter. Er hatte seit Wochen keinen Strich gearbeitet, sagte Mrs. H., aber man konnte nicht alles haben.

Als er am Abend der Geburt zu Hause angekommen war, hatte er vor Sabine, Joy und Kate aus lauter Dankbarkeit geweint, sodass es Sabine richtig peinlich geworden war, aber Kate hatte ihn umarmt, selbst mit Tränen in den Augen, und immer wieder gesagt, sie sei «so, so glücklich». Ein Kind, hatte Joy sichtlich bewegt zu Sabine gesagt, sei das größte Geschenk, das man bekommen könne. Eines Tages werde sie das verstehen. Sabine dachte, dass sie das schon jetzt verstand. So etwas wie Annies Gesichtsausdruck beim ersten Blick auf ihre Tochter hatte Sabine noch nie erlebt; diese unbändige Mischung aus Glück und Schmerz und

Erleichterung. Wenn sie daran zurückdachte, wurde sie selbst richtig rührselig, aber das ließ sie sich natürlich nicht anmerken. Schließlich lief zurzeit auch so schon mehr als genug Gefühlszeugs.

Thom erzählte Kate nie von Sabines gescheitertem Versuch, ihn zu verführen. Oder vielleicht tat er es, und ihre Mutter entschied, ihr gegenüber kein Wort darüber zu verlieren. So oder so war Sabine dankbar und ein bisschen verwirrt, weil sie nicht wusste, wem sie nun dankbar sein sollte.

Das erste Mal hatte sie Thom am Abend von Roisins Geburt wiedergesehen. Er kam die Straße heruntergerannt, als Sabine und Kate noch etwas unschlüssig neben dem Krankenwagen gestanden hatten. «Ist alles in Ordnung?», hatte er atemlos gefragt. «Geht es Annie gut? Und ist mit euch alles in Ordnung?» Bei der letzten Frage hatte er Sabine direkt angesehen, und sie hatte genickt, noch zu erfüllt von der dramatischen Geburt, um in Verlegenheit zu geraten. Plötzlich schien das, was im Stall geschehen war, eine Ewigkeit her zu sein, fast wie in einem Traum. Oder als es wäre jemand anderem passiert. Angespannt hatte sie darauf gewartet, dass er ihre Mutter küsste oder sie umarmte, doch das tat er nicht. Sie hatten sich einfach nur angesehen, und dann hatte ihm Kate leise gesagt, er solle zu Annie hingehen. Nachdem er verschwunden war, hatte Kate zu Sabine gesagt: «Ich weiß nicht, wie es dir geht, Liebling, aber ich könnte jetzt was zu trinken vertragen», und war mit ihr nach Hause gegangen.

Das nächste Mal hatte Sabine ihn am darauffolgenden Tag gesehen. Thom hatte gewartet, bis Sabine im Hof auftauchte, und sie gefragt, ob sie Lust auf einen Ausritt hätte. Nur sie beide. Sie hatte zu der Box des Schimmels hinübergesehen und festgestellt, dass er schon gestriegelt und gesattelt war, als habe sie ohnehin keine Wahl. Sabine hatte sich ziemlich unbehaglich gefühlt, auch wenn Thoms Tonfall eindeutig klarmachte, dass er keinen Annäherungsversuch oder so was vorhatte. Allerdings war die Vorstellung, dass er etwas über den vorangegangenen Abend sagen könnte, schon schrecklich genug.

Doch er hatte sich verhalten, als wäre nicht das Geringste vorgefallen, hatte über Pferde geredet, über Annie und das Baby und darüber, wie perplex alle waren. Sie hatten einen langen Ritt kreuz und quer durchs Gelände gemacht, Thom hatte sie ermutigt, über ein paar Gräben hinwegzusetzen, die sie allein nicht in Angriff genommen hätte, und gelacht, als sie sich standhaft weigerte, es mit einer Wexford Bank zu versuchen. Ja, sagte sie, ihr sei klar, dass sie schon mal eine übersprungen habe, aber es sehe eben anders aus, wenn man sich etwas vorher in Ruhe überlege. Dazu hatte er genickt und gesagt, da habe sie allerdings recht. Als hätte sie etwas viel Klügeres gesagt, als sie gemeint hatte.

Bei ihrem Ausritt ereignete sich eigentlich nichts Besonderes zwischen ihnen, doch als sie zurückkamen, fühlte sich Sabine wieder entspannt. Es kam ihr so vor, als hätte sie Thom auf eine gewisse Art wiederbekommen – jedenfalls zum Reden.

Davon abgesehen fand sie inzwischen, dass sie eigentlich doch nicht auf ihn stand.

Wie vorherzusehen, lief es mit ihrer Mutter nicht ganz so einfach. Am Tag nach der Geburt des Babys war Kate immer noch total gefühlsselig. Sie zog beim Frühstück sogar Joy in eine unsichere Umarmung, was Sabine ziemlich übertrieben vorkam, auch wenn Mrs. H. später sagte, es sei «einfach großartig», dass sich alle wieder so gut verstünden, ganz besonders nach all der Zeit. (Andererseits bezeichnete Mrs. H. noch wochenlang alles und jeden als «einfach großartig».) Sabine, der ihre Angst bei der Geburt im Nachhinein immer peinlicher wurde, genauso wie die Erinnerung an den Moment, in dem sie sich alle weinend in den Armen gelegen hatten, beschloss, dass sie von jetzt an total cool damit umgehen würde. Es ist doch nur ein Baby, sagte sie, wenn die anderen wieder einmal endlos nur darüber sprachen. Bei solchen Äußerungen nahm sie leicht gereizt den Blick zur Kenntnis, den ihre Mutter und ihre Großmutter lächelnd austauschten, so als würden sie sich schon immer bestens verstehen und wüssten, weshalb sich Sabine so verhielt.

Eines allerdings machte Kate richtig gut. Ein paar Tage später kam sie zu Sabine ins Zimmer, setzte sich aufs Bett und fragte ohne Umschweife, ob sie lieber in Irland bleiben oder nach England zurückwolle. Sabine, die gerade ihren dicken blauen Pullover über den Kopf zog, sagte durch die Wollschicht (und insgeheim erleichtert, dass sie ihre Mutter dabei nicht ansehen musste), dass es ihr in Irland sehr gut gefalle und dass

sie ihre nächsten Prüfungen genauso gut hier ablegen könne. Überraschenderweise begann ihre Mutter nicht zu weinen; stattdessen erklärte sie munter, wenn es das sei, was Sabine wolle, dann solle sie es tun. Ohne die alte Leier davon, dass sie ihre Freundin sein wollte und es ihr nur darum ging, dass sie glücklich waren, bla, bla, bla. Einfach nur sachlich. Sabine war leicht geschockt, als sie den Pullover herunterzog und feststellte, dass Kate schon wieder gegangen war.

Als sie einige Tage danach allein im Wohnzimmer waren, fragte Kate, was Sabine davon halten würde, wenn sie ihr Haus in Hackney verkaufen und hierherziehen würden, um dauerhaft in der Nähe der Großmutter zu sein. In Wahrheit willst du in der Nähe von Thom sein, dachte Sabine, aber sie war zu überrascht darüber, dass ihre Meinung zählte, um es ihr übel zu nehmen.

«Ich dachte, wir könnten eins von den Cottages oben an der Straße kaufen», sagte Kate, die so fröhlich war wie seit Ewigkeiten nicht mehr. «Irgendwas in der Nähe. Nichts Großes. Das könnten wir problemlos machen, wenn wir das Haus in London verkaufen. Und ich könnte ohne weiteres auch von hier aus arbeiten. Es würde bestimmt Spaß machen, uns hier was zu suchen.»

Plötzlich wurde Sabine misstrauisch und wollte fragen, ob Thom mit ihnen einziehen würde, doch Kate kam ihr zuvor. «Thom bleibt erst mal, wo er ist. Ich denke, wir haben im Moment schon genügend Umbrüche in unserer Familie. Aber

er wird viel Zeit mit uns verbringen, wenn das für dich in Ordnung ist.»

«Ach, und was soll das heißen? Dass er nicht mit einziehen wollte?», fragte Sabine spöttisch. Es war, als würde sich die Geschichte wiederholen.

«Ich habe ihn nicht gefragt, Liebling», sagte Kate. «Ich dachte, es wird Zeit, dass wir beide es uns zusammen ein bisschen schön machen.» Dann fügte sie hinzu: «Und wir wissen ja, wo wir ihn finden, oder?»

Auch Joy hatte nichts gegen die Beziehung ihrer Mutter mit Thom. Als Sabine ihrer Großmutter davon erzählte, rechnete sie mit einem schroffen Kommentar und Missbilligung. Doch Joy, die seltsamerweise schon davon zu wissen schien, sah nicht einmal von ihrem *Horse & Hound* auf und sagte, Thom sei ein guter Mann und werde schon wissen, was er tue.

Von Kate hatte sie das nicht gesagt, fiel Sabine später auf, aber wie sagte Mrs. H. so gern: Man kann nicht alles haben.

Bobby riss als Erstes einen dämlichen Witz von wegen sie könne wohl die Finger nicht von ihm lassen, als Sabine ihm erzählte, dass sie blieb. Doch nachdem er sich von ihrer Retourkutsche erholt hatte, sagte er, sie werde eine tolle Zeit haben, wenn sie «den Rest der Bande» kennenlerne. Und er erzählte ihr von dem Jagdclub in zwei Wochen, zu dem sie gehen könnten, und einer Party mit Livemusik in Adamstown am Wochenende. Er wirkte regelrecht happy. Also erzählte ihm Sabine lieber nicht, dass sie angefangen hatte, ein klitzekleines bisschen für seinen älteren Bruder zu schwärmen.

Edward Ballantyne starb auf den Tag genau drei Wochen nach Roisin Connollys Geburt friedlich zwischen den Mittagsnachrichten und der ersten von Lyndas Nachmittags-Serien.

Sabine war mit Bobby auf der Manor Farm reiten. Als sie bei ihrer Rückkehr vom Tod ihres Großvaters erfuhr, war sie untröstlich und machte sich Vorwürfe, weil er allein gewesen war, auch wenn sie wusste, dass er kaum noch aus seinem Tiefschlaf aufgetaucht war. Joy führte Sabine zu ihm ins Zimmer, setzte sich mit ihr an sein Bett und hielt sie in den Armen, bis sie aufhörte zu weinen. Als ihre Großmutter sagte, dass er jetzt viel friedlicher aussehe als zuvor, musste Sabine zugeben, dass sie recht hatte. Zumindest, was seine äußere Hülle betraf. Es erschien ihr, als sei das wenige, was von seiner Persönlichkeit noch übrig gewesen war, einfach aus seinem Körper geweht worden, hätte dieses ruhige, eingesunkene alte Gesicht und die beinahe schon kalten Hände verlassen, die auf der Decke lagen wie Relikte eines anderen Lebens.

«Du hättest sie nicht dazu bringen sollen, sich zu ihm zu setzen», sagte Kate, die blass und mit grimmiger Miene auf dem Flur gewartet hatte, bis sie herauskamen. «Sie wird Albträume bekommen.»

«Unsinn», sagte Joy, die erstaunlich gefasst wirkte. «Er war ihr Großvater. Sie hat das Recht, sich von ihm zu verabschieden. Es wäre gut für dich, wenn du das auch tust.»

Doch Kate drehte sich nur auf dem Absatz um und verschwand für ein paar Stunden in ihrem Zimmer.

Christopher und Julia kamen abends, Julia schon in Schwarz und so verweint, dass Joy sie trösten musste. «Ich kann es nicht ertragen», schluchzte sie an Joys Schulter. «Ich kann mit dem Tod nicht gut umgehen.» Als könnte das irgendjemand, sagte Mrs. H. missbilligend. Außerdem war Julia bemüht, Joy bei jeder Gelegenheit zu erklären, dass sie wisse, wie sie sich fühle. Schließlich war es noch kein Jahr her, dass sie Mam'selle verloren hatte.

Christopher dagegen war beinahe selbst totenblass und redete mit erstickter Stimme. Er rieb Kate ungelenkt über den Rücken, als er die Treppe herunterkam, und sagte, er hoffe, alles werde ohne «Schwierigkeiten» laufen. Sabine wusste, dass er die Möbel mit den Aufklebern meinte, aber Kate meinte nur: «Ich überlasse alles Mummy.» Es war schließlich ihr Haus. Es waren ihre Sachen. Und keiner von ihnen beiden hatte irgendwelche finanziellen Probleme. Dazu nickte Christopher und ließ Kate in Frieden, was ihnen beiden gut zu passen schien.

Joy kümmerte sich um die Beerdigung und lehnte jedes Unterstützungsangebot ab, allerdings nicht auf die schroffe, kurz angebundene Art, die sie an den Tag gelegt hatte, während ihr Mann im Sterben lag. Sie war zwar weiterhin extrem effizient, aber auch nachdenklicher und sanfter. «Sie wird den Verlust erst später richtig begreifen», sagte Julia mit tränenerstickter Stimme, als Joy nach dem Abendessen aus

dem Wohnzimmer gegangen war. «Verzögert einsetzende Trauer. Bei mir hat es damit auch erst bei Mam'selles Beerdigung richtig angefangen.»

So oder so zeigte Joy ihre Trauer nicht. Lynda wirkte beinahe gekränkt von dem Mangel an offen zur Schau getragenen Zusammenbrüchen im Hause Ballantyne. «Ich habe ein Beruhigungsmittel, nur für den Fall», sagte sie zu allen, während sie ihre Sachen zusammenpackte. «Sie müssen nur ein Wort sagen.» Schließlich ließ sich Julia eine Tablette geben. Sie brauchte sie eigentlich nicht, vertraute sie Kate später an. Sie dachte einfach nur, es würde irgendwie einen besseren Eindruck machen, weil sie nicht wollte, dass Lynda in ganz Wexford verbreitete, die Ballantynes wären gefühllos.

Julia mochte das Gegenteil glauben, Sabine aber war richtig bestürzt darüber, wie traurig Kate nach dem Tod ihres Vaters wurde. Allerdings nicht auf ihre übliche extrovertierte Art mit Tränen und Verzweiflung und verschmierter Wimperntusche. Sie wurde einfach unheimlich still und blass, so sehr, dass Sabine, als sie einmal mitbekam, wie Thom ihre Mutter in die Arme nahm, nicht gereizt reagierte, sondern erleichtert, weil es jemanden gab, der ihr beistehen konnte. Ihr selbst fiel körperlicher Kontakt mit ihrer Mutter weiterhin unerklärlich schwer, und sie löste sich aus jeder ihrer Umarmungen, sobald es ging, ohne Kate zu kränken.

Doch die Traurigkeit ihrer Mutter berührte sie. Sabine hatte zwei Tage lang viel geweint, und danach war es ihr trotz allem

besser gegangen. Ihre Mutter aber blieb in ihrer eigentümlichen Stimmung und wirkte zudem irgendwie frustriert, als würde etwas in ihr arbeiten, das sie nicht erklären konnte.

«Wie kommt es, dass du wegen Großvater so traurig bist?», fragte Sabine sie schließlich, als sie im Arbeitszimmer die letzten beiden Kisten packten. Der Raum, in dem nun nur noch die leeren Regale vor der verblassten Tapete standen, sollte renoviert werden und künftig als Schlafzimmer dienen. Als eines der wenigen trockenen Zimmer im Haus, sagte Christopher, müsse es sinnvoll genutzt werden, vielleicht für Bed-and-Breakfast-Gäste. Bedarf würde es geben, nun, wo Annie und Patrick ihre Vermietung aufgaben. («Keine Sorge», sagte Mrs. H. nach Sabines entsetzter Reaktion, «Mrs. Ballantyne wird sie bald abschrecken.») Also hatten sich Sabine und ihre Mutter gemeinsam um die letzten Kartons im Arbeitszimmer gekümmert. Sabine hatte ihre Lieblingsfotos ausgesucht und hoffte nun heimlich darauf, in den übrigen Papieren einen richtig heißen Liebesbrief zu finden. Die Fotos, die inzwischen zeitlich geordnet waren, würden als Geschenk für Granny in ein ledergebundenes Album kommen, hatte ihre Mutter entschieden.

«Ich meine das nicht böse oder so, aber du hast nie von ihm gesprochen, als er noch gelebt hat.» Sabine warf ihrer Mutter einen Blick zu, weil ihr bewusst wurde, dass ihre Frage laut ausgesprochen nicht so harmlos klang wie zuvor in ihren Gedanken.

Kate verschloss den Karton mit dem Deckel und hielt einen Moment inne. «Es gab eben Sachen ...» Sie unterbrach sich. «Ich ... ich schätze, ich wünsche mir einfach, Daddy und ich hätten uns besser verstanden. Wir haben so viel Zeit verschwendet ... und jetzt ist es zu spät. Darüber ärgere ich mich, und gleichzeitig macht es mich traurig.»

Sabine spielte mit einem alten Stift, wusste nicht, wie sie darauf reagieren sollte.

Kate sah sie an. «Ich wünschte einfach, wir hätten die Gelegenheit gehabt, uns näherzukommen. Aber unser vertrautes Verhältnis hat geendet, als ich ungefähr in deinem Alter war oder jedenfalls nicht viel älter.»

«Warum?»

«Oh, das Übliche. Es hat ihm nicht gefallen, wie ich lebe. Und noch weniger, als ich dich bekommen hatte. Ich meine nicht, dass er dich nicht geliebt hat», fügte sie schnell hinzu.

Sabine zuckte mit den Schultern. «Ich weiß.» Im Stillen war sie davon überzeugt, dass ihr Großvater sie am Ende seines Lebens mehr geliebt hatte als irgendwen sonst.

Eine Weile saßen sie schweigend da. Sabine blätterte durch die alten Papiere, las nur, was handgeschrieben war. Es gab viele Postkarten an Kate und Christopher in der schrägen Schrift, die Sabine inzwischen von ihrem Großvater kannte. Er schrieb von unterschiedlichen Schiffen, auf denen er gefahren war, und von dem Wetter an den Orten, die er besucht hatte. Er schien nach Kates Geburt eine ganze Weile unterwegs

gewesen zu sein, doch Sabine fand keine Postkarte an ihre Großmutter.

Kate sah gedankenverloren aus dem Fenster. «Ich musste daran denken, wie liebevoll er in meiner Kindheit zu mir war», sagte sie in die Stille, sodass Sabine unvermittelt den Kopf hob.

«Er hat mich ständig irgendwohin mitgenommen. Runter zur Werft, um mir zu zeigen, wo er arbeitet, rauf auf den Peak mit der Straßenbahn und zu Ausflügen auf die Inseln um Hongkong, damit Christopher und ich auf Entdeckungstour gehen konnten. Er war ein ziemlich guter Vater, weißt du.»

Sabine nahm den leicht rechtfertigenden Unterton ihrer Mutter wahr. «Er war in Ordnung. Für einen alten Knacker.» Sie versuchte, das Stocken aus ihrer Stimme zu verbannen. Es fiel ihr immer noch sehr schwer, über ihn zu sprechen.

«Wahrscheinlich hätte ich gern gehabt, dass er stolz auf mich ist», sagte Kate traurig. «Es ist ziemlich hart, wenn man das Gefühl hat, in den Augen derjenigen, die man liebt, alles falsch zu machen.» Sie lächelte ihre Tochter schwach an. «Ja, ob du es glaubst oder nicht, sogar in meinem Alter.»

Sabine sah ihre Mutter einen Moment lang an. Dann streckte sie die Hand aus. «Ich glaube nicht, dass du alles falsch machst», sagte sie so leise, als würde sie ein Geheimnis verraten. «Ich weiß, dass ich manchmal nicht sehr nett zu dir bin, aber ich finde, du bist okay als Mutter. Meistens. Ich meine, ich weiß, dass du mich liebst und so weiter. Das ist schon mal ziemlich wichtig.» Sie war rot geworden. «Und ich wette, Großvater *war* stolz auf dich», fuhr sie fort. «Darauf

wette ich, echt. Er konnte es nur nicht zeigen. Sie waren nicht gut darin, Gefühle auszudrücken, Großvater und Großmutter. Nicht so wie du und ich. Ehrlich.» Sie drückte den Arm ihrer Mutter. «Ich *weiß* das.»

Von unten hörten sie Julias schrille Stimme. Sie half Mrs. H., die Wohnzimmermöbel für den Empfang nach der Beerdigung umzustellen.

Kate senkte den Blick auf die Hand ihrer Tochter, dann sah sie auf und lächelte zögernd. «Wahrscheinlich hast du recht.»

Edward Ballantyne wurde an einem so verregneten Tag beerdigt, dass die Straßen um den Friedhof überschwemmt wurden. Die Schar der Trauergäste musste durch knöcheltiefes Wasser waten, um zur Grabstelle zu gelangen, die zur allgemeinen Erleichterung etwas erhöht lag. Seit zwei Tagen hatte es pausenlos geregnet, der Himmel hatte die Farbe nasser Asche, die Wiesen waren schlammig und die Blumensträuße unter den schützenden Zellophanhüllen nicht zu erkennen. Ein paar ältere Dorfbewohner murrten darüber, wie rücksichtslos das Wetter war, und machten Andeutungen über Omen und Symbole, doch Joy schien gar nicht zu bemerken, dass ihre Schuhe völlig durchnässt waren. Sie lächelte nur seltsam in sich hinein und erklärte, sie finde den Regen eigentlich sehr passend. Anschließend entsetzte sie ihre Enkelin, indem sie ihr sagte, sie könne sich gern ihre Gummistiefel holen, wenn sie wolle, sodass Sabine ihre Mutter fragte, ob mit Joy alles in Ordnung war. «Denk an das, was du

mir über ihren Umgang mit Gefühlen erklärt hast», flüsterte Kate, sodass Sabine einigermaßen beruhigt war.

Er hatte einen guten Abschied. Eigentlich überraschend, sagte Mrs. H. unter ihrem Regenschirm, nachdem er alle Dorfbewohner irgendwann einmal mit seiner Unhöflichkeit verärgert hatte. Doch Thom, Arm in Arm mit Kate, flüsterte, die Leute hätten ihn zu gut gekannt, um ihn dafür zu verurteilen. Davon abgesehen gehe es hier auch um eine Respektsbezeugung, erklärte er Kate, die sich erstaunt über die Anzahl der Trauergäste geäußert hatte. Es gab offenbar nur wenige, die nicht bewunderten, was Edward Ballantyne und seine Familie für die Jagd getan hatten, und wer das nicht tat, war für Joy gekommen. «Es geht um die Abstammung. Sie erkennen eine gute Herkunft», sagte er leise und drückte Kates Arm.

«Sie erkennen einen guten Totenschmaus», murmelte Mrs. H., die nach Joys Anweisung zwei ganze Schinkenkeulen, einen halben Lachs und Christopher zufolge genügend Alkohol besorgt hatte, um ein mittelgroßes Schiff zu versenken. Sabine stellte fest, dass sich die Stimmung der Trauergäste hinter ihnen hob. Nachdem die Leute am Grab Abschied genommen hatten, freuten sie sich auf eine ordentliche Stärkung im Gutshaus.

Kate schob sich unter dem Schirm näher an Thom. Es war ihr unmöglich gewesen, weiter wütend auf ihren Vater zu sein, dafür hatte ihre Mutter gesorgt. Er war eben auch nur ein Mensch, hatte Joy entschieden erklärt und Kates Hände

festgehalten, als sie am Abend seines Todes über ihn herzog. Genau wie Kate nur ein Mensch war. Und im Übrigen, hatte Joy hinzugefügt, war in dieser Sache nicht Kate diejenige, der es zustand, auf ihn wütend zu sein.

Das allerdings bedeutete, dass Kate nach dem Tod ihres Vaters nur noch Trauer und Bedauern übrig blieben. Und ein lastendes Bereuen, denn wenn sie es ernsthaft versucht hätte, wäre es ihr vielleicht gelungen, eine schmale Brücke über den Abgrund zu schlagen, der die beiden Seiten ihrer Familie viel zu lange getrennt hatte. «Das hat Sabine für dich übernommen», sagte Thom. «Freu dich einfach darüber.» Doch es war noch zu früh, um sich über irgendetwas zu freuen.

Der Pfarrer sprach unter dem unaufhörlichen Rauschen des Regens von Staub und Asche, und irgendwo hinter ihnen begann Julia so laut und anhaltend zu schluchzen, dass sie schließlich von Christopher weggeführt werden musste.

Das nahmen die übrigen Trauergäste als Zeichen zum Aufbruch, und sie gingen allein oder paarweise unter schwarzen oder bunten Regenschirmen vom Grab weg. Annie und Patrick aber blieben in der Nähe, die kleine Roisin unter dem Mantel unsichtbar an die Brust ihrer Mutter gedrückt, Patrick neben sich aufragend wie ein beschützender Bär. Nun kamen sie ans Grab. «Geben Sie Bescheid, wann immer ich etwas für Sie tun kann», sagte Annie zu Joy, während der Pfarrer nach einem letzten Nicken so schnell in Richtung seiner trockenen Kirche eilte, dass sich seine Soutane hinter

ihm aufblähte. «Und das meine ich ernst, Mrs. Ballantyne. Sie haben schließlich für mich auch viel getan.»

«Das ist sehr lieb, Annie», sagte Joy, während ihr der Regen in Strömen vom Schirm floss. «Das mache ich bestimmt.»

«Sie wird sich nicht melden, das sage ich dir», hörte man Annie freundlich murren, als sie langsam mit Patrick wegging. «Störrisch wie ein Esel, diese Frau.»

Und so standen nur noch Thom, Kate, Sabine und Joy am Grab, eine große, ernste Gestalt in einem schwarzen Kostüm, das zum letzten Mal in den 1950ern zum Einsatz gekommen war.

Thom sah Patrick und Annie nach und kam offensichtlich zu dem Schluss, dass er mit ihnen gehen sollte, denn er schob Kate in Richtung ihrer Mutter. Doch schon als Kate Joys abweisend wirkenden Rücken sah, begann sie zu weinen, und Sabine bedeutete Thom mit einer Geste, dass er Kate mitnehmen sollte. Das Letzte, was ihre trauernde Großmutter jetzt brauchen konnte, war, dass ihr Kate etwas vorheulte.

Joy, die nicht einmal bemerkte, dass sie mit den Schuhen immer tiefer in den Schlamm einsank, stand neben dem dunklen Erdhügel mit seiner Blumendecke, den Blick ins Leere gerichtet. Sie hatte halb damit gerechnet, weinen zu müssen, hatte gefürchtet, sich damit vor all diesen neugierigen Leuten in Verlegenheit zu bringen. Wahrscheinlich waren sie enttäuscht, dass es nicht so gekommen war. Doch

seltsamerweise fühlte sie sich jetzt besser, so als wäre eine Gewitterwolke abgezogen.

Tut mir leid, mein Lieber, sagte sie in Gedanken zu Edward, sobald ihr das bewusst wurde. Du weißt, dass ich nicht dich meine. Es war viel einfacher, mit Edward zu sprechen, seit er tot war. Ihn nicht vor sich zu haben, ihn nicht mehr leiden und seiner Fähigkeiten beraubt zu sehen, hatte ihr die Möglichkeit zurückgegeben, ihn ohne all diese Schwierigkeiten wieder wie früher zu lieben. Sie wusste, dass sie lockerer geworden war und dass Julia und Mrs. H. und alle anderen sie mit Samthandschuhen anfassten, weil sie glaubten, das wäre irgendwie die Ruhe vor dem Sturm. Vielleicht gingen sie davon aus, ihre Trauer würde abends nach der Beerdigung richtig einsetzen, und sie würde sich in ihr Zimmer zurückziehen. Joy erklärte Edward schweigend, sie würde möglicherweise genau das tun, damit die anderen zufrieden waren. Sie wollte, dass die Abschiedsfeier für ihn gut wurde, das schon, aber sie wollte auch nicht allzu lange für nicht einmal nahe Bekannte die Gastgeberin spielen. Eigentlich mochte sie immer noch keine Empfänge.

Edward würde das verstehen.

Joy blinzelte, als ihr bewusst wurde, dass sie ihren Schirm etwas nach vorn geneigt hatte, sodass es ihr nun auf den Rücken regnete. Sie sah zum Himmel auf, fragte sich flüchtig, ob sich die hellere Stelle weiter ausbreiten würde, und als sie sich umdrehte, stolperte sie beinahe über Sabine. Das Mädchen schaute sie mit verweinten Augen und besorgtem

Gesichtsausdruck an, dann hängte sich Sabine entschlossen bei ihr ein, wie um sie alle beide zu trösten.

«Geht's dir gut?», fragte sie.

«Mit mir ist alles in Ordnung, Sabine.» Joy blickte auf den Sarg hinunter. Er schien nicht das Geringste mit Edward zu tun zu haben.

«Bist du traurig?»

Joy lächelte. Dachte einen Moment lang nach.

«Nein, Darling, nicht sehr. Nicht, wenn ich daran denke, wie es ihm gegangen ist, jedenfalls.» Sie atmete tief ein. «Ich glaube, dein Großvater war bereit zu gehen. Er war ein ziemlich aktiver Bursche, und ich glaube nicht, dass es ihm gefallen hat, unfähig zu irgendeiner Handlung nur herumzusitzen. So, wie es war, konnte ich ihm kein längeres Leben wünschen.»

«Aber wird er dir nicht fehlen?»

Joy schwieg einen Moment. «Natürlich wird er mir fehlen», sagte sie dann. «Aber wir hatten großartige Zeiten, dein Großvater und ich. Und die bleiben mir für immer.»

Mit dieser Erklärung wirkte Sabine zufrieden. «Und du musst dir keine Sorgen mehr um ihn machen», sagte sie.

«Nein. Das muss keiner von uns.»

Der Himmel klarte eindeutig etwas auf, und es regnete nicht mehr so stark, als würde das schlechte Wetter bald abziehen. Gemeinsam gingen Joy und Sabine den Hügel hinunter.

«Ich habe etwas für dich», sagte Sabine unvermittelt und griff in ihre Tasche. «Es war im Arbeitszimmer im letzten

Karton. Ich dachte, ich sollte es dir heute geben. Ich meine, ich hab keine Ahnung von religiösen Dingen, aber Mrs. H. meinte, Lesungen könnten ein Trost sein in ... na ja, in Momenten wie diesem.»

Sie gab ihrer Großmutter einen verblichenen, handgeschriebenen Zettel. Sie musste sich unter dem Schirm dichter an Joy drücken, damit er nicht nass wurde, dennoch spritzte ein Tropfen auf mindestens zwei Worte, sodass die alte Tinte in winzigen bläulichen Verzweigungen auseinanderlief.

*... damit Ihr durch Seine göttliche Gnade
die Völker, die Eurer Obhut anvertraut sind,
in Wohlstand, Frieden und Gottgefälligkeit
führen und beschützen möget.*

*Und nachdem Ihr lange und ruhmreich
ein irdisches Königreich
weise, gerecht und gewissenhaft regiert habt,
möget Ihr schließlich eines ewigen Königreichs teilhaftig
werden,
durch denselben Jesus Christus, unseren Herrn. Amen.*

«Das ist deine Schrift, also dachte ich, es bedeutet dir vielleicht etwas. War das richtig? Ich meine, es ist was Religiöses, oder? Ich weiß, dass du kein Gottes-Fan bist oder so, aber ich dachte, für Großvater könnte es vielleicht passen.»

Joy blieb stehen, schaute auf den Zettel, der in der Feuchtigkeit zusehends aufweichte, und ihr wurde die Kehle eng.

«Es ist deine Schrift», wiederholte Sabine, die nun klang, als müsse sie sich rechtfertigen.

«Ja, das ist meine Schrift. Und etwas Religiöses ist es auf gewisse Art auch», sagte Joy mit versagender Stimme.

«Trotzdem, es ist in Ordnung. Eigentlich ist es ... sogar sehr ... passend. Vielen Dank.»

Sabine lächelte, und ihre junge, umwölkte Stirn schien sich zu erhellen wie der Himmel über ihnen.

«Gut. Du weißt ja, dass ich in solchen Sachen gewöhnlich ziemlich unfähig bin», sagte sie. Und dann gingen die Großmutter und ihre Enkelin, manchmal etwas behindert von dem unebenen, durchweichten Gelände, Arm in Arm nach Hause.

Dank

Dieses Buch wäre ohne das kristallklare Gedächtnis meiner Großmutter Betty McKee nicht entstanden. Ich habe ihre außergewöhnliche Liebesgeschichte mit meinem verstorbenen Großvater Eric schamlos geplündert, um meine Romancharaktere zum Leben zu erwecken. Ebenfalls danken möchte ich Stephen Rabson vom Peninsular & Oriental's-Archiv für seine Unterstützung dabei, ein lebendiges Bild vom Leben an Bord während der 1950er Jahre zu zeichnen, sowie Pieter Van der Merwe und Nicholas J. Evans vom National Maritime Museum in London für ihre Hilfe bei der Marinegeschichte. Ebenso geht mein Dank an Brian Sanders für seine Erinnerungen an den Suezkanal und an Joan Price, die mich mit einer Wexford Bank bekannt gemacht hat.

Mein herzlicher Dank geht auch an Jo Frank von AP Watt dafür, dass mein Buch schließlich in Druck ging, und für all ihre Ermutigung, ihren Rat und die sagenhaften Mittagessen auf dem (langen, langen) Weg dahin. Ebenso danke ich Carolyn Mays und dem Team bei Hodder für ihre alchemistischen Fähigkeiten und an Vicky Cubitt für ihre offenkundig unendliche Einsatzbereitschaft. Davon würde ich mir gern eine Scheibe abschneiden.

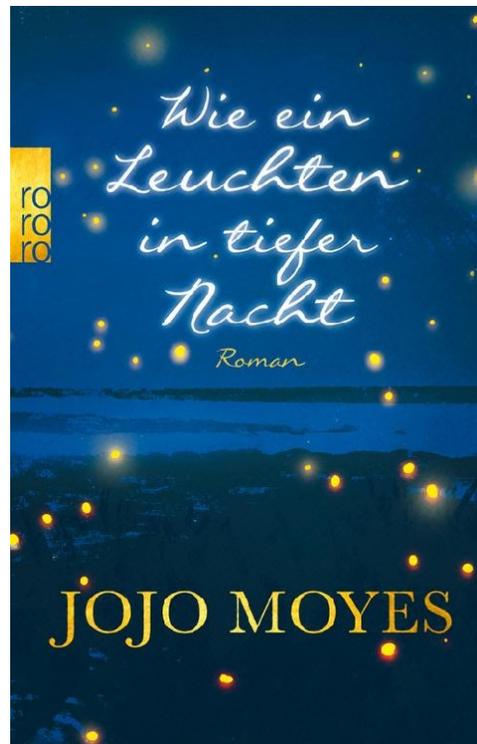
Ungemein dankbar bin ich Anya Waddington und Penelope Dunn für ihren Rat und ihre Verbindungen und dafür, dass sie kein einziges Mal die Augenbrauen hochgezogen haben, wenn ich wieder einmal mit einer ungeplanten Texterweiterung zu ihnen kam, die sie sich ansehen sollten. Und auch an David Lister und Mike McCarthy vom *Independent* geht mein Dank für ihre Großzügigkeit und die Ermutigung während unserer verschiedenen literarischen Abenteuer. Viel Glück bei den nächsten, Jungs.

Ich danke meinen Eltern, Jim Moyes und Lizzie Sanders, dafür, dass sie mir, wenn keine genetische Veranlagung zum Erzählen, dann zumindest eine sture Entschlossenheit vererbt haben. Vor allem aber danke ich meinem Mann Charles für das klaglose Babysitten, durchdachte Kritik und das Vertrauen darauf, dass ich es schaffe. Ihm und allen anderen, die ich mit meinen Erzählideen zu Tode gelangweilt habe, gilt mein Dank.

Leseprobe zu:

Jojo Moyes

Wie ein Leuchten in tiefer Nacht



1937: Hals über Kopf folgt die Engländerin Alice ihrem Verlobten Bennett nach Amerika. Doch anstatt im Land der unbegrenzten Möglichkeiten findet sie sich in Baileyville wieder, einem Nest in den Bergen Kentuckys. Mächtigster Mann ist der tyrannische Minenbesitzer Geoffrey Van Cleve, ihr Schwiegervater, unter dessen Dach sie leben muss. Neuen Lebensmut schöpft Alice erst, als sie vier Frauen von der Packhorse Library kennenlernt: eine der Bibliotheken auf dem

Lande, die auf Initiative der Präsidentengattin Eleanor Roosevelt gegründet wurden. Wer zu krank oder zu alt ist, dem bringen die Frauen die Bücher nach Hause. Tag für Tag reiten sie auf schwer bepackten Pferden zu den abgelegenen Farmen in den Bergen. Alice liebt ihre Aufgabe, die wilde Natur und deren Bewohner. Und sie fasst den Mut, ihren eigenen Weg zu gehen. Auch in der Liebe. Gegen alle Widerstände.

Für Barbara Napier, die mir Sterne geschenkt hat, als ich sie brauchte.

Und für alle Bibliothekarinnen.

Prolog

20. Dezember 1937

Hört zu: Drei Meilen tief im Wald, direkt unterhalb von Arnott's Ridge, ist die Stille so kompakt, dass man glaubt, hindurchzuwatzen. Nach der Morgendämmerung gibt es kein Vogelgezwitscher mehr, nicht einmal im Hochsommer, und ganz besonders nicht jetzt, wenn die eisige Luft so feucht ist, dass die wenigen Blätter, die sich noch an den Ästen festklammern, schlaff herunterhängen. Auch unter den Eichen und Grannenkiefern rührt sich nichts; die Tiere haben sich tief in den Boden gegraben, schmiegen ihre weichen Pelze in engen Höhlen oder hohlen Baumstämmen aneinander. Der Schnee ist so hoch, dass die Beine des Maultiers bis über die Sprunggelenke darin verschwinden und es alle paar Schritte unsicher wird und misstrauisch schnaubt. Nur das kleine Flüsschen weiter unten strömt munter voran, sein klares Wasser rauscht und schäumt über das steinige Flussbett in Richtung einer Mündung, die kein Mensch hier je gesehen hat.

Margery O'Hare bewegt ihre Zehen in den Stiefeln, aber sie hat schon längst jedes Gefühl darin verloren und zuckt bei dem Gedanken an die Schmerzen zusammen, die sie haben wird, wenn ihre Füße endlich wieder warm werden. Drei Paar

Wollsocken, aber man fühlt sich bei diesem Wetter trotzdem, als wäre man barfuß unterwegs. Sie streichelt den Hals ihres großen Maultiers, streift mit ihren schweren Männerhandschuhen die Eiskristalle weg, die sich auf seinem dichten Fell bilden. «Heute bekommst du eine Extraration, Charley», sagt sie und sieht die riesigen Ohren zurückzucken. Sie verlagert ihr Gewicht im Sattel, richtet die Satteltaschen aus, damit die Last gleichmäßig auf dem Tier verteilt ist, während sie sich ihren Weg hinunter zum Fluss suchen. «Ich gebe dir heute Abend warmen Zuckerrübensirup ins Futter. Könnte sogar auch was für mich sein.»

Noch vier Meilen, denkt sie und wünscht sich, sie hätte mehr zum Frühstück gegessen. Noch den Steilhang hinauf, über den Goldkieferpfad und durch zwei weitere Geländesenken, dann wird die alte Nancy auftauchen, Kirchenlieder singend, wie sie es immer tut mit ihrer klaren, kräftigen Stimme, die durch den Wald schallt, während sie ihr wie ein Kind die Arme schlenkernd entgegengeht.

«Sie müssen nicht fünf Meilen marschieren, um mich zu treffen», erklärt sie der alten Frau alle vierzehn Tage. «Das ist unsere Aufgabe. Deswegen sitzen wir im Sattel.»

«Oh, ihr Mädchen tut schon genug.»

Sie kennt den wahren Grund. Nancy, ebenso wie ihre ans Bett gefesselte Schwester Phyllis in dem winzigen Blockhaus bei Red Lick, kann nicht einmal den Hauch der Möglichkeit ertragen, dass sie ihren Lesenachschub verpassen könnte. Sie ist vierundsechzig Jahre alt, hat drei gute Zähne und eine

Schwäche für gutaussehende Cowboys. «Bei diesem Mack Maguire kriege ich das Flattern wie ein frischgewaschenes Laken auf der Wäscheleine.» Sie faltet die Hände und hebt den Blick zum Himmel. «Wie ihn Archer beschreibt, also, das ist, als würde er geradewegs zwischen den Buchseiten heraussteigen und mich auf seinem Pferd entführen.»

Sie beugt sich verschwörerisch vor. «Es ist nicht nur das Pferd, das ich gern reiten würde. Mein Mann hat immer gesagt, ich hätte richtig gut im Sattel gesessen, als ich jung war!»

«Das kann ich mir sehr gut vorstellen, Nancy», gibt Margery jedes Mal zurück, und die alte Frau lacht schallend auf und klopft sich auf die Schenkel, als hätte sie es zum ersten Mal gesagt.

Ein Zweig knackt, und Charleys Ohren zucken. Mit diesen Riesenohren kann er wahrscheinlich bis halb nach Louisville hören. «Hier lang, Junge», sagt sie und führt ihn von einer Felsnase weg. «In einer Minute hörst du sie.»

«Wo soll's denn hingehen?»

Margerys Kopf fährt herum.

Er schwankt leicht, aber sein Blick ist fest und direkt. Der Hahn seines Gewehrs ist gespannt, das sieht sie, und er trägt es wie ein Schwachkopf mit dem Finger am Abzug. «Jetzt schaust du mich an, was, Margery?»

Sie beherrscht ihre Stimme, während sie fieberhaft nachdenkt.

«Ich sehe Sie genau, Clem McCullough.»

«*Ich sehe Sie genau, Clem McCullough.*» Speichel sprüht, während er ihre Worte wiederholt wie ein gehässiges Kind auf dem Schulhof. Sein Haar steht auf der einen Kopfseite ab, als wäre er gerade aufgestanden. «Du siehst auf mich herab. Du siehst mich an wie Dreck an deinem Schuh. Als wärst du was Besonderes.»

Sie war noch nie der ängstliche Typ, aber sie kennt diese Männer aus den Bergen gut genug, um keinen Streit mit einem Betrunknen anzufangen. Ganz besonders, wenn er ein geladenes Gewehr dabei hat.

Sie geht in Gedanken die Leute durch, die sie verärgert haben könnte – Gott weiß, dass es so einige sind – aber McCullough? Abgesehen vom Offensichtlichen fällt ihr nichts ein.

«Jeder Streit, den Ihre Familie mit meinem Daddy hatte, ist mit ihm begraben worden. Ich bin die Einzige, die noch übrig ist, und ich habe kein Interesse an Blutfehden.»

McCullough hat sich jetzt mitten auf dem Weg aufgebaut, steht breitbeinig im Schnee, den Finger immer noch am Abzug. Seine Haut weist die unregelmäßige, violette Schattierung derjenigen auf, die zu betrunken sind, um mitzubekommen, wie sehr sie frieren. Vermutlich auch zu betrunken, um ordentlich zu zielen, aber darauf will sie es nicht ankommen lassen. Sie verlagert ihr Gewicht, lässt das Muli langsamer gehen, und wirft einen Blick zur Seite. Die Böschung des schmalen Flussbetts ist zu steil und zu dicht mit Bäumen bewachsen, um auszuscheren. Sie würde McCullough entweder dazu bringen

müssen, zur Seite zu treten, oder ihn niederreiten, und die Versuchung, Letzteres zu tun, ist sehr verlockend.

Die Ohren des Mulis zucken nach hinten. In der Stille kann sie ihren eigenen Herzschlag als beharrliches Pochen in ihren Ohren wahrnehmen. Ihr geht der Gedanke durch den Kopf, dass sie ihn noch nie so laut gehört hat.

«Ich mache nur meine Arbeit, Mr. McCullough. Ich wäre Ihnen verbunden, wenn Sie mich vorbeilassen würden.»

Er runzelt die Stirn, hört die latente Beleidigung in ihrem allzu höflichen Gebrauch seines Namens, und als er sein Gewehr hebt, erkennt sie ihren Fehler.

«Deine *Arbeit* ... Du hältst dich wirklich für was Besseres, he? Weißt du, was du nötig hast?»

Er spuckt geräuschvoll aus, wartet auf ihre Antwort.

«Ich sagte, weißt du, was du nötig hast, Mädchen?»

«Schätze, unsere Ansichten darüber, was das sein könnte, liegen meilenweit auseinander.»

«Du hast wirklich auf alles eine Antwort parat, was? Denkst du, wir wissen nicht, was ihr macht? Denkst du, wir wissen nicht, was du unter anständigen, gottesfürchtigen Frauen verbreitet hast? Wir wissen, was du im Schilde führst. Du hast den Teufel im Leib, Margery O'Hare, und es gibt nur eine Art, einem Mädchen wie dir den Teufel auszutreiben.»

«Tja, also ich würde wirklich gern herausfinden, was das ist, aber ich muss meine Runde machen, also können wir das vielleicht irgendwann anders ->»

«Halt die Klappe!»

McCullough zielt mit dem Gewehr auf sie. «Halt deine verdammte Klappe!»

Sie presst die Lippen zusammen.

Er kommt mit wiegenden, breitbeinigen Schritten näher.
«Runter von dem Muli.»

Charley bewegt sich unruhig. Eine Faust scheint ihr Herz zusammenzudrücken. Wenn sie umdreht und flieht, wird er sie erschießen. Der einzige Weg hier führt durch das Flussbett; der karge Waldboden besteht hauptsächlich aus Flintstein, der Baumbestand ist zu dicht, um schnell davonkommen zu können. Im Umkreis mehrerer Meilen befindet sich kein anderer Mensch, wird ihr bewusst, niemand, bis auf die alte Nancy, die langsam die Bergkuppe überquert.

Sie ist auf sich allein gestellt, und sie weiß es.

Er senkt die Stimme. «Ich hab gesagt runter von dem Muli, *sofort.*» Er kommt näher. Seine Schritte knirschen im Schnee.

Und das ist die bittere Wahrheit, die für sie und alle anderen Frauen in dieser Gegend gilt: Es spielt keine Rolle, wie gescheit du bist, wie klug, wie selbständig – du kannst immer von einem dämlichen Mann mit einem Gewehr fertiggemacht werden. Der Lauf des Gewehrs schwebt jetzt so dicht vor ihr, dass sie unwillkürlich in die zwei schwarzen, endlosen Löcher starrt. Mit einem Knurren lässt er unvermittelt das Gewehr sinken, schwingt es sich an dem Tragegurt auf den Rücken und greift stattdessen nach ihrem Zügel. Charley scheut, sodass sie unbeholfen vorwärts auf seinen Hals geworfen wird. Sie spürt, wie McCullough sie an der Hüfte packt, während er mit der

anderen Hand wieder nach seinem Gewehr tastet. Sein Atem riecht sauer vor Alkohol, seine Hand ist dreckverkrustet, und jede ihrer Körperzellen zuckt vor seiner Berührung zurück.

Und dann hört sie es. Nancys Stimme in der Ferne.

Oh, wie verwirken wir oftmals den Frieden!

Oh, wie bringen wir nutzlosen Schmerz hervor ...

Er hebt den Kopf. Sie hört ein *Nein!*, und irgendein entfernter Teil ihres Bewusstseins erkennt überrascht, dass es aus ihrem eigenen Mund gekommen ist. Seine Finger grabschen nach ihr, ziehen an ihr. Er bringt sie aus dem Gleichgewicht, und unter seinem entschlossenen Zupacken, seinem heißen Atem hat sie das Gefühl, als würde sich ihre Zukunft in etwas Schwarzes und Grässliches verwandeln. Doch die Kälte hat ihn schwerfällig werden lassen, er fummelt wieder nach seinem Gewehr, dreht ihr den Rücken zu, und in diesem Moment erkennt sie ihre Gelegenheit. Sie greift mit der linken Hand hinter sich in die Satteltasche, und als er den Kopf umdreht, lässt sie den Zügel los, packt die andere Ecke des schweren Buchs mit der rechten Hand und knallt es ihm mit aller Kraft ins Gesicht. Ein Schuss löst sich aus seinem Gewehr, ein plastisches Krachen, das von den Bäumen widerhallt, und sie registriert, dass der Gesang verstummt ist und Vögel in einer schimmernden schwarzen Wolke aus flatternden Flügeln zum Himmel aufsteigen. Als McCullough hinfällt, bockt das Maultier

und galoppiert dann los, sodass sie vor Schreck aufkeucht und sich am Sattelknopf festhalten muss, um nicht herunterzufallen.

Und dann flüchtet sie durch das Flussbett, keuchend und mit jagendem Herzschlag darauf vertrauend, dass das Muli sicheren Tritt in dem spritzenden, eisigen Wasser findet. Sie wagt keinen Blick über die Schulter, um festzustellen, ob McCullough wieder auf die Füße gekommen ist und sie verfolgt.

Kapitel 1

Drei Monate zuvor

Es war, da stimmten alle überein, während sie sich vor den Läden Luft zufächelten oder sich im Schatten der Eukalyptusbäume hielten, ungewöhnlich heiß für September. In der Gemeindehalle von Baileyville hingen die Gerüche von Seifenlauge und schalem Parfüm, dicht gedrängt saßen die Menschen in guten Popelinkleidern und Sommeranzügen. Die Hitze hatte sogar die Wände durchdrungen, sodass das Holz knarrte und seufzte. Alice ging dicht hinter Bennett, der sich zwischen zwei eng besetzten Stuhlreihen durchschob und sich ständig entschuldigte, weil alle mit kaum verhohlenen Stöhnen aufstehen mussten. Sie hätte schwören können, dass die

Körperwärme jedes Einzelnen ihre eigene durchdrang, während die Leute sich zurückbeugten, um sie vorbeizulassen.

Entschuldigung. Entschuldigen Sie bitte.

Endlich kam Bennett zu zwei leeren Plätzen, und Alice, deren Wangen vor Verlegenheit brannten, setzte sich und ignorierte die Seitenblicke der Leute. Bennett senkte den Blick auf seinen Jackenaufschlag, strich einen nichtexistenten Fussel weg, und dann fiel ihm auf, welchen Rock sie trug.

«Hast du dich nicht umgezogen?», murmelte er.

«Du hast gesagt, wir sind spät dran.»

«Das bedeutet aber nicht, dass du in deiner Alltagskleidung kommen solltest.»

Sie hatte versucht, einen Cottage Pie zu machen, um Annie zu ermuntern, auch einmal etwas anderes als Südstaatengerichte auf den Tisch zu bringen. Aber es war ihr nicht gelungen, die Hitze der Herdplatte richtig einzuschätzen, sodass sie von oben bis unten Fettspritzer abbekam, als sie das Fleisch in die Pfanne legte. Und als Bennett hereinkam, weil er nach ihr suchte (sie hatte natürlich nicht mitbekommen, wie die Zeit verging), konnte er beim besten Willen nicht verstehen, warum sie das Kochen nicht einfach der Haushälterin überließ, wenn eine wichtige Versammlung bevorstand.

Alice legte ihre Hand über den größten Fettfleck auf ihrem Rock und beschloss, sie während der nächsten Stunde dort zu lassen. Denn natürlich würde es eine Stunde dauern. Oder zwei. Oder, Gott steh ihr bei, drei. Gottesdienste und

Gemeindeversammlungen. Gemeindeversammlungen und Gottesdienste. Manchmal fühlte sich Alice Van Cleve, als würde sie einfach einen öden Zeitvertreib durch einen anderen ersetzen. Noch an diesem Vormittag hatte Pastor McIntosh in der Kirche beinahe zwei Stunden damit verbracht, gegen die Sünder zu Felde zu ziehen, die offenbar in eben diesem Moment mit ihrer Gottlosigkeit im Städtchen überhandnahmen, und nun fächelte er sich Luft zu und erweckte den beunruhigenden Eindruck, zur nächsten Predigt bereit zu sein.

«Zieh deine Schuhe wieder an», murmelte Bennett. «Jemand könnte es bemerken.»

«Es ist doch nur wegen der Hitze», sagte sie. «Meine englischen Füße sind diese Temperaturen nicht gewöhnt.»

Mehr als sie es sah, spürte sie die erschöpfte Missbilligung ihres Ehemannes. Aber sie fühlte sich zu verschwitzt und müde, um sich darum zu kümmern, und die Stimme des Redners hatte eine einschläfernde Wirkung, sodass sie nur ungefähr jedes dritte Wort mitbekam – *keimen ... Hülsen ... Spreu ... Papiertüten* – und es ihr schwerfiel, Aufmerksamkeit für den Rest aufzubringen.

Ihr Eheleben, so hatte man ihr gesagt, würde ein Abenteuer werden. Die Reise in ein neues Land! Sie hatte schließlich einen Amerikaner geheiratet. Neue Gerichte! Eine neue Kultur! Neue Erfahrungen! Sie hatte sich vorgestellt, wie sie in New York leben würde mit seinen quirligen Restaurants und überfüllten Bürgersteigen, gekleidet in elegante, zweiteilige Kostüme. Sie würde nach Hause schreiben und mit ihren neuen

Erfahrungen prahlen. *Oh, Alice Wright? Hat sie nicht diesen umwerfenden Amerikaner geheiratet? Ja, ich habe eine Postkarte von ihr bekommen – sie war in der Metropolitan Opera oder der Carnegie Hall ...*

Niemand hatte sie darauf vorbereitet, dass so viel oberflächliches Geplauder mit ältlichen Tanten beim Tee dazugehören würde, so viel sinnloses Flickern und Handarbeiten, und, noch schlimmer, so viele todlangweilige Predigten. Endlose Predigten und Versammlungen. Wahrhaftig, diese Männer liebten den Klang ihrer eigenen Stimmen. Sie fühlte sich, als würde sie über Stunden ausgescholten, und zwar vier Mal wöchentlich.

Die Van Cleves hatten unterwegs bei nicht weniger als dreizehn Kirchen angehalten, und die einzige Predigt, die Alice gefallen hatte, war die in Charleston gewesen, wo der Pastor dermaßen lange gesprochen hatte, dass die Gemeinde beschloss, ihn «niederzusingen» – ihn mit Liedern zu überschwemmen, bis er die Botschaft verstand und reichlich verärgert seinen Religionsladen für diesen Tag geschlossen hatte. Seine vergeblichen Versuche, lauter zu sprechen als die Gemeindemitglieder sangen, deren Stimmen sich entschlossen hoben und anschwellen, hatten sie zum Kichern gebracht.

Die Gemeindemitglieder von Baileyville, Kentucky, hatte sie festgestellt, schienen dagegen enttäuschend hingerissen.

«Zieh sie einfach wieder an, Alice. Bitte.»

Sie fing den Blick von Mrs. Schmidt auf, in deren Empfangszimmer sie vor zwei Wochen zum Tee gewesen war,

und sah wieder nach vorn in dem Versuch, nicht *allzu* freundlich auszusehen, für den Fall, dass sie ein zweites Mal eingeladen werden sollte.

«Nun, danke Hank für diese Ratschläge zur Saatgutaufbewahrung. Ich bin sicher, dass Sie uns eine Menge Stoff zum Nachdenken gegeben haben.»

Als Alice in ihren Schuh schlüpfte, fügte der Pastor hinzu: «Oh nein, noch nicht aufstehen, Ladys und Gentlemen. Mrs. Brady bittet noch um einen Moment Ihrer Zeit.»

Alice, die inzwischen wusste, was dieser Satz zu bedeuten hatte, streifte ihre Schuhe wieder ab. Eine kleine Frau mittleren Alters ging nach vorne – ihr Vater hätte sie vermutlich «gut gepolstert» genannt, mit festen, gediegenen Kurven, bei denen man an ein bequemes Sofa denken musste.

«Es geht um die mobile Bücherei», sagte sie, wedelte sich mit einem weißen Fächer Luft zu und rückte ihren Hut zurecht. «Es hat *Entwicklungen* gegeben, über die ich Sie in Kenntnis setzen möchte.»

«Wir sind uns alle der ... hm ... *verheerenden* Konsequenzen der schweren Wirtschaftskrise für dieses großartige Land bewusst. Es musste so viel Aufwand für das bloße Überleben betrieben werden, dass viele andere Aspekte unseres Lebens in den Hintergrund getreten sind. Einige von Ihnen werden um die *überragenden* Anstrengungen wissen, mit denen sich Präsident und Mrs. Roosevelt um die Rückbesinnung auf Literatur und Bildung bemühen. Nun, vor einigen Tagen hatte ich das Privileg, an einer Teegesellschaft mit Mrs. Lena Nofcier

teilzunehmen, der Vorsitzenden des Bibliotheksdienstes in Kentucky, und sie hat uns berichtet, dass die Works Progress Administration WPA, die Arbeitsbeschaffungsbehörde, ein System mobiler Büchereien in mehreren Staaten begründet hat – ein paar davon sogar hier in Kentucky. Haben einige von Ihnen vielleicht schon von der Bücherei gehört, die drüben im Harlan County eingerichtet wurde? Ja? Nun, sie hat sich als *immens* erfolgreich erwiesen. Unter der Schirmherrschaft von Mrs. Roosevelt persönlich und der WPA ...»

«Sie ist Episkopalistin.»

«Wie bitte?»

«Roosevelt. Sie ist eine Episkopalistin.»

Mrs. Bradys Wange zuckte. «Nun, das wollen wir ihr nicht vorhalten. Sie ist unsere First Lady, und sie hat im Sinn, große Dinge für unser Land zu tun.»

«Sie sollte lieber im Sinn haben, wo ihr Platz ist, und nicht überall Unruhe stiften.» Das war von einem Mann mit Hängebäckchen und einem hellen Leinenanzug gekommen, der nun auf der Suche nach Zustimmung kopfschüttelnd um sich blickte.

Am anderen Ende der Stuhlreihe beugte sich Peggy Foreman nach vorn, zupfte ihren Rock zurecht und sah in demselben Moment herüber, als Alice sie bemerkte, was es so wirken ließ, als habe Alice sie angestarrt. Peggy runzelte die Stirn und reckte ihre kleine Nase in die Luft, bevor sie ihrer Nachbarin etwas zumurmelte, die Alice daraufhin einen ebenso unfreundlichen Blick zuwarf. Alice lehnte sich auf ihrem Stuhl

zurück und versuchte die Röte zu unterdrücken, die ihr in die Wangen zu steigen drohte.

Alice, du wirst dich hier nicht einleben, wenn du keine Freundschaften schließt, sagte ihr Bennett immer wieder, als könne sie Peggy Foreman und ihr sauertöpfisches Damenkränzchen für sich gewinnen.

«Deine Liebste schleudert wieder ihre bösen Blicke auf mich», murmelte sie.

«Sie ist nicht meine Liebste.»

«Ich habe gedacht, sie war es.»

«Ich habe es dir doch erzählt. Wir waren noch Kinder. Dann habe ich dich kennengelernt, und ... nun, das ist alles längst vorbei und vergessen.»

«Ich wünschte, du würdest ihr das auch einmal sagen.»

Er beugte sich zu ihr. «Alice, du hältst dich so sehr zurück, dass die Leute anfangen zu denken, du willst ... nichts von ihnen wissen.»

«Ich bin Engländerin, Bennett. Es liegt uns nicht ... *gastlich* zu sein.»

«Ich denke einfach, je mehr du dich beteiligst, umso besser ist es für uns beide. Pa glaubt das auch.»

«Oh, was du nicht sagst, tut er das, ja?»

«Sei nicht so.»

Mrs. Brady warf ihnen einen Blick zu. «Wie ich schon sagte, aufgrund des Erfolges derartiger Bestrebungen in den Nachbarstaaten hat die WPA Mittel freigegeben, damit wir

auch hier im Lee County eine mobile Bibliothek aufbauen können.»

Alice unterdrückte ein Gähnen.

Zu Hause auf dem Büfett stand ein Foto von Bennett in seiner Baseball-Kluft. Er hatte einen Homerun erzielt, und auf seinem Gesicht lag die pure Freude. Sie wünschte, er würde auch sie wieder einmal so anschauen.

Aber wenn sie ehrlich zu sich war, musste sich Alice Van Cleve eingestehen, dass ihre Heirat der Höhepunkt einer Serie von Zufällen gewesen war. Begonnen hatte es mit einem zerbrochenen Porzellanhund, als sie und Jenny Fitzwalter im Haus Badminton gespielt hatten (Es hatte geregnet, was hätten sie sonst tun sollen?), sich steigernd mit dem Verlust ihres Platzes an der Sekretärinnenschule wegen dauernden Zuspätkommens und schließlich - bei einem Weihnachtsumtrunk - ihrem offenbar ungehörigen Ausbruch dem Chef ihres Vaters gegenüber. («Aber er hat meinen Hintern getätschelt, als ich mit den Blätterteig-Pastetchen herumgegangen bin!», hatte Alice protestiert. «Sei nicht vulgär, Alice», hatte ihre Mutter erschauernd gesagt.) Diese drei Ereignisse, zusammen mit einem Vorfall, der mit einigen Freunden ihres Bruders Gideon, zu viel Rum und einem ruinierten Teppich zu tun hatte (sie hatte nicht gewusst, dass Alkohol in dem Punsch war!), hatten ihre Eltern dazu gebracht, ihr eine «Phase der Besinnung» naheulegen, was im Grunde bedeutete, «Alice im Haus zu behalten». Sie hatte die beiden in

der Küche reden hören. «Sie war schon immer so. Sie ist wie deine Tante Harriet», hatte ihr Vater herablassend gesagt, worauf ihre Mutter volle zwei Tage nicht mit ihm gesprochen hatte, als sei die Vorstellung, Alice könnte das Produkt ihres genetischen Erbes sein, unglaublich beleidigend.

Und so wurde Alice über den langen Winter, in dem Gideon ständig zu Bällen oder Cocktailempfängen ging und für lange Wochenenden zu Freunden verschwand, nach und nach immer seltener eingeladen, drehte zu Hause Däumchen, hörte Radio, arbeitete halbherzig an misslungenen Stickereien und durfte nur aus dem Haus, wenn sie ihre Mutter zu älteren Verwandten begleitete oder zu Treffen des Frauenvereins, wo sich die Gespräche um Kuchen und Blumenarrangements und Heiligenlegenden drehten – es war, als würden sie buchstäblich versuchen, Alice *zu Tode zu langweilen*. Nach einer Weile hörte sie auf, Gideon zu fragen, wie seine Verabredungen gewesen waren, weil sie sich dadurch nur noch schlechter fühlte. Stattdessen spielte sie schlecht gelaunt Canasta, mogelte miesepetrig beim Monopoly und legte den Kopf auf die Unterarme, während sie am Küchentisch im Radio von einer verheißungsvollen Welt jenseits ihres eigenen, bedrückenden Daseins hörte.

Und so kam es, dass Bennett Van Cleve, als er zwei Monate später plötzlich mit seinem amerikanischen Akzent, seinem markanten Kiefer, seinem blonden Haar und seiner Aura von einer Welt, die eine Million Meilen vom verschlafenen Surrey entfernt war, beim Frühlingsfest der Pfarrei auftauchte, ehrlich

gesagt genauso gut der Glöckner von Notre-Dame hätte sein können, und Alice hätte trotzdem gefunden, dass ein Umzug in einen scheppernden Glockenturm eine sehr gute Idee wäre, vielen Dank auch.

Bennett war augenblicklich hingerissen von dieser eleganten jungen Engländerin mit ihren großen Augen und dem welligen blonden Bubikopf, deren klare, akzentuierte Stimme keiner einzigen ähnelte, die er jemals in Lexington gehört hatte, und die, wie sein Vater anmerkte, mit ihren vorzüglichen Umgangsformen und ihrer kultivierten Art, eine Teetasse anzuheben, ebenso gut eine britische Prinzessin hätte sein können. Als Alices Mutter fallen ließ, dass sie durch eine Heirat vor zwei Generationen eine echte Herzogin in der Familie hatten, wäre der ältere Van Cleve vor Entzücken beinahe tot umgefallen. «Eine Herzogin? Wie die königliche Herzogin? Oh, Bennett, das hätte deiner lieben Mutter gefallen.»

Vater und Sohn befanden sich mit einer Abordnung der Kirche von Ost-Kentucky auf einer Europareise, bei der die Ausübungsformen des Glaubens außerhalb von Amerika studiert werden sollten. Mr. Geoffrey Van Cleve hatte, wie er in Gesprächspausen gern verkündete, zu Ehren seiner seligen Frau Dolores persönlich die Reisekosten für einige der Teilnehmer übernommen. Er mochte ein Geschäftsmann sein, aber das bedeutete nichts, rein gar nichts, wenn man seine Tätigkeit nicht unter die Schirmherrschaft des Herrn stellte. Alice fand, er wirkte ein wenig entsetzt über die doch recht uneifrigen Bekundungen religiösen Eifers in St. Mary's on the

Common - und tatsächlich hatte es der Gemeinde bei Pastor McIntoshs hemmungslosem Gezeifer über das Fegefeuer geradezu den Atem verschlagen. (Die arme Mrs. Arbuthnot hatte durch die Seitentür an die frische Luft geführt werden müssen.) Doch was den Briten an religiösem Eifer fehlte, so stellte Mr. Van Cleve mehr als einmal fest, machten sie durch ihre Kirchen und Kathedralen und all ihre *Geschichte* wett. *Und war das nicht selbst eine spirituelle Erfahrung?*

Alice und Bennett waren in der Zwischenzeit mit ihrer eigenen, etwas weniger heiligen Erfahrung beschäftigt. Als sie sich voneinander verabschieden mussten, taten sie es mit fest ineinander verschlungenen Händen und leidenschaftlichen Beteuerungen ihrer gegenseitigen Zuneigung, die Art von leidenschaftlicher Zuneigung, die durch die Aussicht auf baldige Trennung noch gesteigert wird. Sie schrieben sich Briefe während seines Aufenthalts in Reims, dann wieder, als er in Barcelona war, und in der Hitze von Madrid. Dieser Austausch erreichte einen besonders feurigen Höhepunkt, als er in Rom eintraf, und auf dem Rückweg war es nur für die desinteressiertesten Mitglieder des Hausstandes eine Überraschung, dass Bennett wenige Wochen später um ihre Hand anhielt. Alice zögerte nur eine halbe Sekunde mit der Bereitwilligkeit eines Vogels, der unerwartet die Tür seines Käfigs aufschwingen sieht, bevor sie ja sagte, ja zu ihrem nun liebestollen - und zum Anbeißen gebräunten - Amerikaner. Wer würde zu einem gutaussehenden Mann mit markantem Kiefer nicht ja sagen, der sie ansah, als wäre sie aus Seide

gesponnen? Alle anderen hatten sie in den vergangenen Monaten angesehen, als hätte sie eine ansteckende Krankheit.

«Wirklich, du bist einfach perfekt», versicherte ihr Bennett, der mit Daumen und Zeigefinger ihr zartes Handgelenk umschloss, als sie auf der Bank im Garten ihrer Eltern saßen und aus dem Bibliotheksfenster nachsichtig von ihren Vätern beobachtet wurden, die beide im Stillen und aus jeweils anderen Gründen über diese Partie erleichtert waren. «Du bist so grazil und erlesen. Wie ein Vollblut.» Er zog die Worte mit seiner amerikanischen Aussprache in die Länge.

«Und du siehst lächerlich gut aus. Wie ein Filmstar.»

«Mutter hätte dich geliebt.» Er strich ihr mit dem Zeigefinger über die Wange. «Du bist wie ein Porzellanpüppchen.»

Mittlerweile war Alice ziemlich sicher, dass er sie nicht mehr als Porzellanpüppchen betrachtete. Sie hatten schnell geheiratet, die Hast dadurch erklärt, dass sich Mr. Van Cleve wieder um seine Geschäfte kümmern musste. Es kam Alice vor, als hätte sich alles ins Gegenteil verkehrt; sie war so glücklich und aus dem Häuschen, wie sie während des Winters niedergeschlagen gewesen war. Alices Mutter packte ihre Koffer mit derselben unpassenden Begeisterung, mit der sie ihren sämtlichen Bekannten von Alices reizendem amerikanischen Ehemann und seinem reichen Industriellenvater erzählt hatte. Es wäre nett von ihr gewesen, sich wenigstens ein kleines bisschen traurig darüber zu zeigen, dass ihre einzige Tochter in eine Region von Amerika zog, die

niemand, den sie kannte, je besucht hatte. Allerdings war Alice vermutlich genauso darauf aus gewesen, wegzukommen. Nur Gideon war sichtlich traurig, aber Alice war ziemlich sicher, dass er sich übers nächste Wochenende davon erholen würde. «Ich komme dich natürlich besuchen», sagte er. Sie wussten beide, dass er es nicht tun würde.

Bennetts und Alices Hochzeitsreise bestand aus einer fünftägigen Schiffspassage zurück in die Vereinigten Staaten und dann weiter über Land von New York nach Kentucky (sie hatte den Eintrag dazu im Lexikon nachgelesen und war sehr angetan von all den Pferderennen. Es klang nach einem immerwährenden Pferdederby). Sie kreischte vor Begeisterung bei jedem Anblick: Bennetts riesiges Auto, die Größe des enormen Ozeandampfers, die Ohrringe mit Diamantanhängern, die ihr Bennett bei einem Juwelier in der Londoner Burlington Arcade kaufte. Falls sie ein wenig enttäuscht war, weil sie während der gesamten Reise von Mr. Van Cleve begleitet wurden, so zeigte sie es nicht. Es wäre schließlich sehr unhöflich gewesen, den älteren Mann allein zu lassen, und sie war zu überwältigt von dem Gedanken, aus Surrey fortzukommen, mit seinen stillen sonntäglichen Salons und dem ständigen Gefühl von Missbilligung.

Auf dem Dampfer von Southampton nach New York konnten sie und Bennett wenigstens in den Stunden nach dem Abendessen auf den Decks umherschlendern, während sein Vater über seinen Geschäftspapieren saß oder mit den Herren am Tisch des Kapitäns plauderte. Dann zog Bennett sie mit

seinem starken Arm eng an sich, und sie hob ihre linke Hand mit dem schimmernden neuen Ehering und staunte über die Tatsache, dass sie, Alice, eine *verheiratete Frau* war. Und wenn sie erst in Kentucky wären, sagte sie sich, wäre sie auch *richtig* verheiratet, weil sie sich nicht mehr zu dritt eine Schiffskabine teilen mussten, auch wenn es einen Trennvorhang gab.

«Das ist nicht gerade das Brautgewand, das ich mir vorgestellt habe», flüsterte sie in Unterhemd und Pyjamahose. Mit weniger bekleidet fühlte sie sich nicht wohl, nachdem Mr. Van Cleve senior einmal nachts im Halbschlaf den Vorhang ihrer Doppelkoje mit der Badezimmertür verwechselt hatte.

Bennett küsste sie auf die Stirn. «Es wäre ohnehin irgendwie nicht richtig, wenn Vater so dicht daneben ist», flüsterte er. Er legte ein längliches Kissen zwischen sie («Sonst kann ich mich vielleicht nicht beherrschen»), und sie lagen nebeneinander, keusch im Dunkeln Händchen haltend, und atmeten hörbar, als das riesige Schiff unter ihnen vibrierte.

Im Rückblick erschien ihr die lange Reise erfüllt von unterdrücktem Verlangen, verstohlenen Küssen hinter Rettungsbooten und überbordenden Phantasien, während sich unter ihr die See hob und senkte. «Du bist so hübsch. Es wird alles anders, wenn wir erst zu Hause sind», murmelte er ihr ins Ohr, und sie betrachtete seine schönen Gesichtszüge und vergrub ihr Gesicht an seinem wohlriechenden Hals und fragte sich, wie lange sie das noch ertragen konnte.

Und dann, nach der endlosen Reise und den Unterbrechungen mit diesem Kirchenvertreter und diesem

Pastor auf dem ganzen Weg von New York nach Kentucky, hatte ihr Bennett verkündet, dass sie nicht etwa in Lexington wohnen würden, wie sie angenommen hatte, sondern in einer Kleinstadt etwas weiter südlich. Sie fuhren an der Stadt vorbei und weiter, bis die Straßen enger und staubiger wurden und die Gebäude weit auseinander in wahllosen Gruppierungen standen, überragt von den gewaltigen, bewaldeten Bergen. Das ist in Ordnung, versicherte sie ihm und verbarg ihre Enttäuschung angesichts von Baileyvilles Hauptstraße mit ihren paar Backsteingebäuden und engen Straßen, die ins Nirgendwo führten. Sie mochte die Natur. Und sie konnten Ausflüge in die Stadt machen, so wie ihre Mutter, wenn sie ins Simpson's in the Strand essen ging, nicht wahr? Sie kämpfte um die gleiche Beherrschung, als sie erfuhr, dass sie, zumindest für das erste Jahr, mit Mr. Van Cleve zusammenwohnen würden. («Ich kann Vater nicht allein lassen, während er um Mutter trauert. Noch nicht, jedenfalls. Sieh mich nicht so entgeistert an, Liebling. Es ist das zweitgrößte Haus in der Stadt. Und wir werden unser eigenes Zimmer haben.») Und als sie dann endlich in diesem Zimmer ankamen, war, wie man sich hätte denken können, alles auf eine Art verquer gegangen, für die sie kaum Worte hatte.

Mit zusammengebissenen Zähnen, genau wie sie das Internat und den Pony Club durchgestanden hatte, versuchte Alice sich auf das Leben in dieser Kleinstadt einzustellen. Es war ein *erheblicher* Kulturwandel. Sie konnte, wenn sie sich

anstrengte, eine gewisse schroffe Schönheit in der Landschaft mit ihrem weiten Himmel, ihren menschenleeren Straßen und dem wandernden Licht erkennen, in diesen Bergen, zwischen deren Abertausenden von Bäumen wilde Bären herumstrichen und über deren Gipfel Adler flogen. Sie war überwältigt von den Ausmaßen, die hier alles hatte, den riesigen Entfernungen, die ihr ständig präsent schienen, so als müsse sie ihre ganze Wahrnehmung neu ausrichten. Aber alles andere, schrieb sie Gideon in ihren wöchentlichen Briefen, war ehrlich gesagt so ziemlich unmöglich.

Das Leben in dem großen, weißen Haus empfand sie als erdrückend, auch wenn ihr die meisten Haushaltspflichten von Annie, der nahezu stummen Haushälterin, abgenommen wurden. Das Haus war vollgestellt mit antiken Möbeln, und überall standen Fotos von der verstorbenen Mrs. Van Cleve oder Nippes oder Puppen, und von jedem Gegenstand merkten beide Männer an, er sei «Mutters Lieblingsstück» gewesen, sobald Alice versuchte, ihn auch nur einen Zentimeter zu verrücken. Mrs. Van Cleves anspruchsvoller, frommer Einfluss hing über dem Haus wie ein Leichentuch.

Mutter hätte die Kissen nicht so angeordnet, nicht wahr, Bennett? Oh nein, Mutter hatte sehr entschiedene Ansichten, was die Polstermöbel angeht.

Mutter liebte ihren bestickten Psaltereinband. Und hat nicht sogar Pastor McIntosh gesagt, dass er in ganz Kentucky keine Frau kennt, die einen säuberlicheren Kantelstich zustande bringt?

Alice fand Mr. Van Cleves ständige Gegenwart anmaßend; er entschied, was sie taten, was sie aßen, sogar, wie sie ihren Tag verbrachten. Er konnte es nicht ertragen, an irgendetwas nicht beteiligt zu sein. Selbst wenn sie nur mit Bennett in ihrem Zimmer Grammophon hörte, platzte er herein, ohne anzuklopfen. «Spielen wir ein bisschen Musik? Oh, du solltest Bill Monroe auflegen. Der alte Bill ist unschlagbar. Los, Junge, nimm dieses Gedudel runter und leg den alten Bill auf.»

Wenn er ein oder zwei Gläser Bourbon getrunken hatte, kamen solche Äußerungen entschlossen, schnell und nachdrücklich, und Annie suchte nach Entschuldigungen, um sich in die Küche zurückzuziehen, bevor er begann, sich aufzuregen und am Abendessen herumzumeckern. «Er trauert einfach», murmelte Bennett in solchen Momenten. «Man kann einem Mann nicht vorwerfen, dass er nicht einsam sein will.»

Bennett vertrat niemals eine andere Meinung als sein Vater, wie Alice schnell feststellte. Bei den wenigen Gelegenheiten, bei denen sie sich selbst geäußert und in aller Unschuld angemerkt hatte, dass Schweinekotelett eigentlich noch nie ihr Lieblingsgericht gewesen war – oder dass sie Jazzmusik richtig mitreißend fand –, ließen die beiden Männer ihre Gabeln fallen und starrten sie mit einer so entsetzten Missbilligung an, als hätte sie sämtliche Kleider abgeworfen und auf dem Esstisch ein Freudentänzchen aufgeführt. «Warum musst du so eigenwillig sein, Alice?», flüsterte ihr Bennett zu, als sein Vater den Tisch verließ, um Annie mit erhobener Stimme

Anweisungen zu geben. Sie verstand bald, dass es besser war, überhaupt keine Meinung zu äußern.

Außer Haus war es ein wenig besser. Die Leute aus Baileyville betrachteten sie mit demselben abschätzenden Blick, mit dem sie alles «Fremde» bedachten. Die meisten Einwohner waren Farmer, sie schienen ihr Leben lang nicht über ein paar Meilen im Umkreis hinauszukommen und wussten alles übereinander. Oben beim Bergbau gab es anscheinend Leute von außerhalb, Hoffman Mining beherbergte etwa fünfhundert Familien von Minenarbeitern aus aller Welt, die von Mr. Van Cleve beaufsichtigt wurden. Doch weil die meisten der Minenarbeiter in den Häusern wohnten, die von der Bergbaugesellschaft zur Verfügung gestellt wurden, ebenso wie sie in den betriebseigenen Laden, die betriebseigene Schule und die betriebseigene Arztpraxis gingen, und weil sie zu arm waren, um Autos oder Pferde zu besitzen, kam nur selten einmal jemand von ihnen nach Baileyville.

Jeden Morgen fuhren Mr. Van Cleve und Bennett in Mr. Van Cleves Auto zu der Mine und kehrten kurz nach sechs Uhr abends wieder zurück. Und dazwischen verbrachte Alice die Zeit in einem Haus, das nicht ihres war. Sie versuchte sich mit Annie anzufreunden, doch die Haushälterin gab ihr durch eine Kombination aus Schweigen und allzu forsch ausgeführter Arbeit zu verstehen, dass sie sich nicht unterhalten wollte. Alice hatte angeboten zu kochen, doch Annie hatte sie wissen lassen, dass Mr. Van Cleve *heikel* war, was seinen Speiseplan

anging, und nur Südstaaten-Küche mochte, von der, wie sie zu Recht vermutete, Alice keine Ahnung hatte.

Die meisten Familien hatten einen Obst- und Gemüsegarten, ebenso wie ein oder zwei Schweine und eine Schar Hühner. Es gab einen einzigen Gemischtwarenladen, neben dessen Tür riesige Säcke mit Mehl und Zucker standen, während sich auf den Regalen Konservendosen drängten. Und es gab ein Restaurant: das Nice 'N' Quick mit seiner grünen Eingangstür, der strengen Belehrung *Gäste müssen Schuhe tragen* und Speisen, von denen Alice noch nie gehört hatte, wie gegrillte grüne Tomaten und Blattkohl. Außerdem gab es etwas, das sie *Biscuits* nannten, was in Wirklichkeit aber eine Kreuzung zwischen einem Dumpling und einem Scone war. Alice versuchte einmal, sie selbst zu machen, aber sie kamen nicht weich und luftig aus dem launischen Ofen wie die von Annie, sondern hart genug, um zu klappern, wenn man sie auf einen Teller fallen ließ (Alice schwor, dass Annie die Biscuits verhext hatte).

Sie war bei mehreren Damen zum Tee eingeladen worden und hatte versucht, Konversation zu betreiben. Doch wie sie feststellte, hatte sie kaum etwas zu sagen, war ein hoffnungsloser Fall bei der Herstellung von Quiltdecken, was die Hauptbeschäftigung der Frauen aus dem Ort zu sein schien, und natürlich kannte sie die Leute nicht, über die geklatscht wurde. Zu guter Letzt schien jede Teegesellschaft mit der Geschichte anfangen zu müssen, wie Alice mit dem Tee

«Biscuits» statt «Cookies» angeboten hatte (die anderen Frauen hatten das zum Totlachen gefunden).

Irgendwann kam es ihr einfacher vor, sich nur auf das Bett in ihrem und Bennetts Zimmer zu setzen und die wenigen Zeitschriften noch einmal zu lesen, die sie aus England mitgebracht hatte, oder Gideon den nächsten Brief zu schreiben und sich darin nicht anmerken zu lassen, wie unglücklich sie war.

Sie hatte, wie ihr zunehmend bewusst wurde, nur ein häusliches Gefängnis gegen ein anderes getauscht. An manchen Tagen konnte sie die Aussicht kaum ertragen, abends Bennetts Vater in seinem knarrenden Schaukelstuhl auf der Veranda in der Bibel lesen zu sehen («Gottes Wort sollte alle geistige Anregung sein, die wir brauchen, hat das nicht Mutter immer gesagt?»), während sie danebensaß, den Geruch der ölgetränkten Lappen einatmete, die sie verbrannten, um die Moskitos abzuwehren, und die abgewetzten Stellen in seiner Kleidung flickte («Gott hasst Verschwendung – diese Hose ist erst vier Jahre alt, Alice. Die hält noch lange»).

Alice murmelte tonlos, dass Gott, wenn er in beinahe vollständiger Dunkelheit die Hosen von jemand anderem flicken müsste, sich vermutlich ein neues Paar in Arthur J. Harmon's Gentleman's Store in Lexington kaufen würde. Doch dann lächelte sie nur und spähte noch angestregter auf ihre Stopfarbeit. Bennett dagegen trug mittlerweile häufig die Miene eines Mannes zur Schau, der sich hatte übertölpeln

lassen und nicht darauf kam, wie und was da vor sich gegangen war.

Bennett riss Alice mit einem Ellbogenstoß aus ihren Gedanken.

«Und was zum Teufel ist überhaupt eine mobile Bibliothek?»

«In Mississippi haben sie eine, für die sie Boote verwenden», rief eine Stimme weiter hinten im Saal.

«Mit Booten kommst du aber nicht unsere Flüsschen rauf. Sind zu seicht.»

«Ich denke, es wird mit Pferden geplant», sagte Mrs. Brady.

«Sie wollen Pferde den Fluss rauf und runter bringen? Das sind doch Spinnereien.»

Die erste Bücherlieferung war aus Chicago angekommen, fuhr Mrs. Brady fort, und weitere waren auf dem Weg. Es würde eine große Auswahl an Erzählungen geben, von Mark Twain bis Shakespeare, dazu Ratgeber mit Rezepten, Tipps zu Haushalt und Kindererziehung. Sogar Comics würde es geben – eine Enthüllung, bei der einige der Kinder begeistert loskreischten. Alice warf einen Blick auf ihre Armbanduhr und fragte sich, wann sie ihr Wassereis bekommen würde. Das einzig Gute an diesen Versammlungen war, dass sie nicht den ganzen Abend zu Hause hocken musste. Sie fürchtete sich jetzt schon vor dem Winter, wenn es noch schwieriger würde, einen Grund zum Ausgehen zu finden.

«Welcher Mann soll denn Zeit für solche Ritte haben? Wir müssen arbeiten, statt Privatbesuche mit der letzten Ausgabe

des *Ladies' Home Journal* zu machen.» Gelächter hallte durch den Raum.

«Tom Faraday sieht sich allerdings gern die Damen-Unterwäsche im Sears-Katalog an. Ich hab gehört, dass er damit Stunden im Klohäuschen verbringt!»

«Mr. Porteous!»

«Es sind keine Männer, sondern Frauen», ertönte eine Stimme.

Darauf folgte eine kurze Stille.

Alice drehte sich um. Eine Frau in einer dunkelblauen Baumwolljacke mit aufgerollten Ärmeln lehnte hinten an der Eingangstür. Sie trug lederne Reithosen, und ihre Stiefel waren nicht gewichst. Sie war wohl Ende dreißig oder Anfang vierzig, gutaussehend, und ihr langes dunkles Haar war zu einem unordentlichen Knoten hochgesteckt.

«Die Ritte werden von Frauen übernommen. Sie liefern die Bücher aus.»

«Frauen?»

«Allein?»

«Als ich das letzte Mal hingesehen habe, hatte Gott ihnen zwei Arme und zwei Beine gegeben, genau wie den Männern.»

Einen Moment lang kam Unruhe auf. Gebannt sah Alice die Frau an.

«Danke, Margery. Drüben im Harlan County haben sie mit sechs Frauen ein ganzes Auslieferungssystem auf die Beine gestellt. Und wie ich schon sagte, bekommen wir ebenfalls die Mittel. Wir haben schon zwei Bibliothekarinnen, und

Mr. Guisler war so freundlich, uns ein paar Pferde zur Verfügung zu stellen. Ich würde diese Gelegenheit gern nutzen, um ihm für seine Großzügigkeit zu danken.»

Mrs. Brady winkte die Frau in den Reithosen nach vorn.

«Viele von Ihnen werden auch Miss O'Hare kennen ...»

«Oh, allerdings, die O'Hares kennen wir.»

«Dann werden Sie auch wissen, dass sie uns in den vergangenen Wochen dabei unterstützt hat, alles zu organisieren. Außerdem haben wir Beth Pinker – stehen Sie auf, Beth ...» Eine sommersprossige junge Frau mit einer Stupsnase und dunkelblondem Haar stand verlegen auf und setzte sich gleich wieder. «... die mit Miss O'Hare zusammenarbeitet. Der Grund, einer der vielen Gründe, aus denen ich vor dieser Versammlung spreche, ist, dass wir mehr Damen brauchen, die sich an diesem bürgerchaftlichen Projekt beteiligen wollen.»

Mr. Guisler, der Pferdehändler, hob die Hand und stand auf. Er zögerte einen Moment und begann dann mit ruhiger Bestimmtheit zu sprechen. «Nun, ich halte diese Sache für eine gute Idee. Meine eigene Mutter war eine große Leserin, und ich habe meine alte Melkscheune als Bücherei angeboten. Ich glaube, dass alle vernünftigen Leute hier die Sache unterstützen sollten. Danke.»

Er setzte sich wieder.

Margery O'Hare lehnte sich vorne an den Tisch und blickte gleichmütig auf die vielen Gesichter. Alice bemerkte, dass sich ein gewisser Unmut in der Versammlung breitmachte, der sich

gegen Margery O'Hare zu richten schien. Und sie bemerkte, wie wenig sich Miss O'Hare davon stören ließ.

«Wir haben ein großes County zu versorgen», ergänzte Mrs. Brady. «Das können wir mit zwei Leuten nicht schaffen.»

Eine Frau vorn im Saal rief: «Und was würde es genau heißen? Diese Satteltaschen-Bücherei?»

«Also, es würden Ritte zu einigen der abgelegeneren Siedler in unserem County dazugehören, und die Versorgung mit Lesestoff für diejenigen, die keine Möglichkeit haben, selbst zur County-Bibliothek zu kommen, weil sie krank oder gebrechlich sind oder kein Transportmittel haben.»

Sie senkte den Kopf, sodass sie über ihre Halbbrille hinwegsehen konnte. «Ich möchte hinzufügen, dass damit die Verbreitung von Bildung unterstützt und Wissen an Orte gebracht wird, wo es daran möglicherweise gegenwärtig bedauerlich mangelt. Unser Präsident und seine Gemahlin sind davon überzeugt, dass dieses Projekt dem Wissen und dem Lernen wieder einen gewichtigen Platz im ländlichen Leben einräumt.»

«Ich werd meine Frau nicht in die Berge reiten lassen», rief jemand von hinten.

«Du hast doch nur Angst, dass sie nicht zurückkommt, Henry Porteous.»

«Du kannst meine haben. Ich wär mehr als froh, wenn sie wegreiten und nie mehr nach Hause kommen würde!»

Darauf folgte Gelächter.

Mrs. Brady hob die Stimme. «Gentlemen. Bitte. Ich werbe darum, dass einige unserer Damen einen Beitrag zu unserem Gemeinwohl leisten und sich melden. Die WPA wird die Geldmittel und die Bücher bereitstellen, und Sie würden einfach darum gebeten, sich an wenigstens vier Tagen wöchentlich zu ihrer Auslieferung zu verpflichten. Die Arbeit fängt früh an, und es werden lange Tage angesichts des Geländes in unserem schönen County, aber ich bin überzeugt, dass es enorm lohnenswert sein wird.»

«Und warum machen Sie es dann nicht selbst?», fragte jemand von hinten.

«Ich würde mich freiwillig melden, aber wie viele von Ihnen wissen, habe ich ein schweres Hüftleiden. Doktor Garnett hat mich gewarnt, dass so lange Ritte eine zu große körperliche Herausforderung für mich wären. Idealerweise suchen wir unter unseren jüngeren Damen nach Freiwilligen.»

«Frauen sollen sich um den Haushalt kümmern. Was kommt als Nächstes? Frauen runter in die Bergwerksstollen? Oder ans Steuer von Holzlastern?»

«Mr. Simmonds, wenn Sie nicht erkennen, was für ein gewaltiger Unterschied zwischen einem Holzlaster und einer Ausgabe von *Romeo und Julia* besteht, dann steh Gott der Wirtschaft von Kentucky bei.»

«Frauen sollten die Bibel lesen. Nichts anderes. Wer prüft überhaupt, was sie dort verbreiten? Man weiß doch, wie sie oben im Norden sind. Sie könnten alle möglichen verrückten Ideen in Umlauf setzen.»

«Es sind Bücher, Mr. Simmonds. Die gleichen, mit denen Sie als Junge gelernt haben. Allerdings glaube ich mich zu erinnern, dass Sie mehr darauf aus waren, die Mädchen an den Zöpfen zu ziehen, als zu lesen.»

Erneutes Gelächter.

Niemand stand auf. Eine Frau sah ihren Mann an, doch er schüttelte nur kurz den Kopf.

Mrs. Brady hob die Hand. «Oh, was ich vergessen habe. Es ist eine *bezahlte* Tätigkeit. Die Vergütung wird etwa achtundzwanzig Dollar monatlich betragen. Also, wer meldet sich?»

Kurzes Gemurmel in der Versammlung.

«Ich kann nicht», sagte eine Frau mit extravagant aufgestecktem rotem Haar. «Nicht mit vier Kindern unter fünf Jahren.»

«Ich verstehe einfach nicht, warum unsere Regierung hart erarbeitetes Steuergeld zur Verteilung von Büchern an Leute verschwendet, die nicht mal lesen können», sagte Hängebacke. «Wirklich, die Hälfte von denen geht nicht mal zur Messe.»

Mrs. Brady klang zunehmend verzweifelt. «Ein Monat Probezeit. Kommen Sie, meine Damen. Ich kann doch nicht zu Mrs. Nofcier zurückgehen und ihr erklären, dass sich in Baileyville keine einzige Freiwillige gemeldet hat. Was soll sie dann bloß von uns denken?»

Niemand sagte etwas. Das Schweigen zog sich in die Länge. Links von Alice flog eine träge Biene ans Fensterglas. Die Leute begannen, auf ihren Plätzen herumzurutschen.

Mrs. Brady ließ unverzagt ihren Blick auf der Versammlung ruhen. «Los, Leute. Nicht, dass es uns noch mal so geht wie bei der Wohltätigkeitsveranstaltung für die Waisenkinder.»

Anscheinend zogen plötzlich sehr viele Schuhpaare höchste Aufmerksamkeit auf sich.

«Keine Einzige? Nun ... dann ist Izzy die Erste.»

Eine junge Frau, klein und sehr rundlich, schlug entsetzt die Hand vor den Mund. Alice sah den Protestruf mehr, als dass sie ihn hörte. «Mutter!»

«Da haben wir die erste Freiwillige. Mein Mädchen fürchtet sich nicht davor, seine Pflicht für sein Land zu tun. Noch jemand?»

Schweigen.

«Keine Einzige von euch? Denkt ihr nicht, dass es wichtig ist, etwas zu lernen? Denkt ihr nicht, dass es unbedingt erforderlich ist, unsere weniger vom Glück begünstigten Mitmenschen zur Bildung zu ermutigen?» Wütend funkelte sie die Versammlung an. «Nun, das ist nicht die Reaktion, die ich erhofft habe.»

«Ich mache es», sagte Alice in die Stille.

Mrs. Brady kniff die Augen zusammen und beschirmte die Augen mit der Hand. «Ist das Mrs. Van Cleve?»

«Ja, das bin ich. Alice.»

«Du kannst dich nicht melden», flüsterte Bennett eindringlich.

Alice beugte sich vor. «Mein Mann hat mir oft erklärt, wie wichtig ihm der Einsatz für das Gemeinwohl ist, genauso wie

früher seiner lieben Mutter, und daher stelle ich mich sehr gern zur Verfügung.» Ihre Haut prickelte, als sie die Blicke der Versammelten auf sich spürte.

Mrs. Brady fächelte sich ein wenig energischer Luft zu. «Aber ... Sie kennen sich in dieser Gegend nicht aus, meine Liebe. Ich glaube, das wäre nicht sehr vernünftig.»

«Ja, du kennst dich nicht aus, Liebling», zischte Bennett. Er wirkte unruhig und warf einen Blick auf seinen Vater.

«Ich zeige ihr alles.» Margery O'Hare nickte Alice zu. «Ich reite die Strecken ein oder zwei Wochen mit ihr zusammen. Wir können sie in der Nähe der Stadt einsetzen, bis sie sich eingefuchst hat.»

«Alice, ich ...», flüsterte Bennett.

«Können Sie reiten?»

«Seit ich vier Jahre alt war.»

Mrs. Brady wippte zufrieden auf ihren Füßen zurück. «Na bitte, Miss O'Hare. Jetzt haben Sie schon zwei weitere Bibliothekarinnen.»

«Das ist ein Anfang.»

Margery O'Hare lächelte Alice an, und ganz unwillkürlich erwiderte Alice ihr Lächeln.

«Also, ich glaube nicht, dass das eine kluge Idee ist», sagte George Simmonds. «Und genau das werde ich morgen an Governor Hatch schreiben. Ich glaube, junge Frauen allein loszuschicken, bedeutet, dem Unheil Tür und Tor zu öffnen. Und ich sehe in diesem schlecht durchdachten Einfall nur die Ermunterung zu unchristlichen Gedanken und ungebührlichem

Benehmen, First Lady oder nicht. Einen guten Tag, Mrs. Brady.»

«Einen guten Tag, Mr. Simmonds.»

Schleppend begann sich die Versammlung aufzulösen.

«Ich sehe Sie dann am Montagmorgen in der Bibliothek», sagte Margery O'Hare, als sie in die Sonne hinaustraten. Sie schüttelte Alice die Hand. «Sie können mich Marge nennen.»

Sie sah zum Himmel hinauf, drückte sich einen breitkrempigen Lederhut auf den Kopf und ging mit langen Schritten zu einem Reittier, das sie mit derselben freudigen Überraschung begrüßte, als wäre sie auf der Straße einem alten Freund in die Arme gelaufen.

Bennett sah ihr nach. «Mrs. Van Cleve, ich weiß wirklich nicht, was du dir dabei eigentlich denkst.»

Er musste es zwei Mal sagen, bevor ihr wieder einfiel, dass dies nun tatsächlich ihr Name war.

[...]

Impressum



Neuübersetzung

Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel «Sheltering Rain» bei Hodder & Stoughton, London.

Die deutsche Erstausgabe erschien 2002 im Wunderlich Verlag, Reinbek bei Hamburg.

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, April 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Copyright © 2002 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Copyright © 2002 by Jojo Moyes

Redaktion Tobias Schumacher-Hernández

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Covergestaltung any.way, Barbara Hanke, Cordula Schmidt

Coverabbildung Daniela Terrazzini/The Artworks

Schrift DejaVu Copyright © 2003 by Bitstream, Inc. All Rights Reserved.

Bitstream Vera is a trademark of Bitstream, Inc.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

ISBN 978-3-644-51101-9



Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Klimaneutraler Verlag

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



Verbinden Sie sich mit uns!



A.R.T.U.R./VK-EU / <https://vk.com/id248335662>

